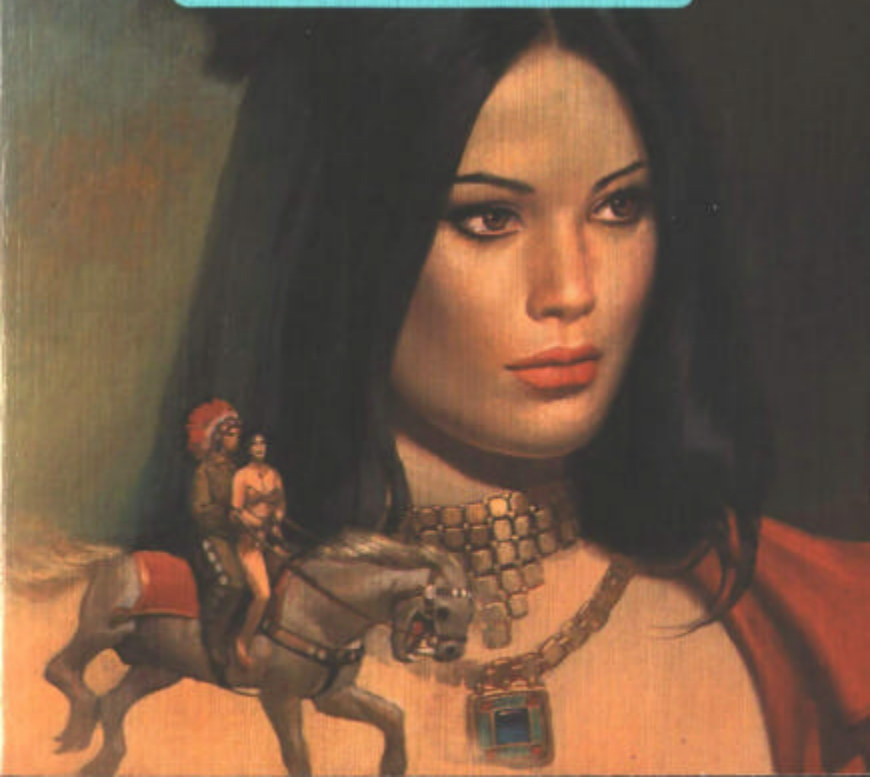


HEYNE
BÜCHER

JOHN NORMAN

Die Wilden von GOR

FANTASY



Aus dem GOR-Zyklus von John Norman erschienen
folgende Bände in der Reihe
HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY:

1. Band: GOR – die Gegenerde (06/3355)
2. Band: Der Geächtete von GOR (06/3379)
3. Band: Die Priesterkönige von GOR (06/3391)
4. Band: Die Nomaden von GOR (06/3401)
5. Band: Meuchelmörder von GOR (06/3412)
6. Band: Die Piratenstadt von GOR (06/3433)
7. Band: Sklavin auf GOR (06/3455)
8. Band: Die Jäger von GOR (06/3472)
9. Band: Die Marodeure von GOR (06/3521)
10. Band: Die Stammeskrieger von GOR (06/3559)
11. Band: In Sklavenketten auf GOR (06/3612)
12. Band: Die Bestien von GOR (06/3875)
13. Band: Die Erforscher von GOR (06/4045)
14. Band: Kampfsklave auf GOR (06/4102)
15. Band: Der Schurke von GOR (06/4158)
16. Band: Der Leibwächter von GOR (06/4179)
17. Band: Die Wilden von GOR (06/4195)
18. Band: Die Blutsbrüder von GOR (06/4224)
19. Band: Kajira von GOR (in Vorb.)
20. Band: Die Spieler von GOR (in Vorb.)

JOHN NORMAN

DIE WILDEN VON GOR

17. Band des GOR-Zyklus

Fantasy Roman

Deutsche Erstveröffentlichung

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY

Band 06/4195

Titel der amerikanischen Originalausgabe

SAVAGES OF GOR

Deutsche Übersetzung von Thomas Schlück

Das Umschlagbild schuf Vicente Segrelles/Norma

Redaktion F. Stanya

Copyright © 1982 by John Lange

Copyright © der deutschen Übersetzung

by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co KG, München

Printed in Germany 1985

scanned by waldschrat ~ corrected by F451

Umschlaggestaltung Atelier Ingrid Schütz, München

Satz Schaber, Wels

Druck und Bindung Ebner Ulm

ISBN 3-453-31168-X

»Wie viele sind es?« fragte ich Samos.

»Zwei«, antwortete er.

»Lebendig?«

»Ja.«

Um die zweite Ahn, mitten in der Nacht, war Samos' Herald am seeähnlichen Hof meiner Besetzung im kanal-durchzogenen Port Kar erschienen, in jener Stadt voller Schiffe, die das schimmernd grüne Thassa gleich einem Juwel beherrschte. Zweimal hatte er mit dem Speerschaft gegen die Stangen meines Wassertors geschlagen. Dann hatte er den Siegelring Samos' aus Port Kar vorgewiesen, des ersten Kapitäns des Kapitänsrates. Ich sollte geweckt werden. Es war ein kühler Morgen gegen Frühlingsanfang.

»Hat sich Tyros erhoben?« fragte ich den blonden Thurnock, einen Riesen von Mann, der an meiner Lagerstatt erschien.

»Ich glaube nicht, Kapitän«, antwortete er.

Das Mädchen neben mir zog angstvoll die Felle hoch.

»Hat man Schiffe aus Cos gesichtet?« erkundigte ich mich.

»Ich glaube nicht, Kapitän«, lautete die Antwort.

Das Mädchen regte sich unbehaglich neben mir. Unter den Fellen war sie nackt.

»Dann kommt er also nicht in einer Angelegenheit, die Port Kar betrifft?«

»Möglicherweise nicht, Kapitän«, antwortete Thurnock.

»Ich glaube, es geht um andere Dinge.«

Die kleine Tharlarionöl-Lampe, die er in der Hand hielt, beleuchtete sein bärtiges Gesicht.

»Es ist schon zu lange ruhig gewesen«, sagte ich leise.

»Kapitän?«

»Nichts.«

»Es ist früh«, flüsterte das Mädchen neben mir.

»Wer hat dir Erlaubnis gegeben zu sprechen?« fragte ich.

»Du wirst Samos also eine Audienz gewähren?« fragte Thurnock.

»Ja.«

»Dann werde ich dem Gesandten Samos' mitteilen, daß du in Kürze bei ihm sein wirst.«

Daraufhin verließ er den Raum und stellte die kleine Tharlarionöl-Lampe auf ein Regal neben der Tür.

Das Feuer in dem Kohlebecken links von der breiten Steincouch war während der Nacht erloschen. Es war feucht und kalt im Raum; die Kühle der Höfe und Kanäle machte sich bemerkbar. Die mächtigen Steinmauern waren bestimmt ebenfalls von der feuchten, kalten Luft durchdrungen, ebenso die Fenstergitter hinter den zugeschnallten Ledervorhängen.

Ich verließ mein Nachtlager und begab mich zu einem Bronzebecken mit kaltem Wasser an einer Wand. Dort ging ich in die Hocke und spritzte mir kaltes Wasser ins Gesicht und über den Körper.

»Was bedeutet es, Herr«, wagte sich das Mädchen vor, »daß ein Abgesandter des Hauses Samos, des Ersten Kapitäns von Port Kar, so früh und so verstohlen in das Haus meines Herrn kommt?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich, trocknete mich ab und schaute sie an. Sie hatte sich auf den linken Ellenbogen gestützt. Meinen Blick bemerkend, raffte sie sich hastig in die gebotene kniende Stellung auf.

»Und selbst wenn du es wüßtest, würdest du es mir nicht sagen, nicht wahr?« fragte sie.

»Nein.«

»Ich bin Sklavin.«

»Ja.« Ich kehrte zur Couch zurück und setzte mich auf die Felle. »Du machst dir vielleicht Gedanken, in welcher Angelegenheit der Abgesandte Samos' gekommen ist?« fragte ich.

»Ich, Herr?« rief sie erschrocken.

»Gewiß«, sagte ich. »Du hast früher einmal den Kurii gedient, den anderen, den Gegnern der Priesterkönige.«

»Ich habe dir alles gesagt, was ich wußte!« rief sie. »In den Verliesen des Samos habe ich alles gesagt! Ich war verängstigt! Ich habe nichts verschwiegen!«

»Daraufhin warst du wertlos«, stellte ich fest.

»Außer vielleicht als Sklavin, die einem Mann zu Gefallen sein kann«, gab sie zu bedenken.

»Ja«, sagte ich lächelnd.

Samos hatte persönlich verfügt, daß sie zu versklaven sei. In Ar hatte ich ihr das Dokument ausgehändigt und kurz darauf nach eigenem Gutdünken vollstreckt. In einem früheren Leben war sie Miß Elicia Nevins von der Erde gewesen, eine Agentin der Kurii auf Gor. In Ar, einer Stadt, aus der ich einmal verbannt worden war, hatte ich sie gefangen und versklavt. In den Gemächern, die bisher die ihren gewesen waren, war sie meine Beute geworden und hatte mein Brandzeichen erhalten und meine Fesseln angelegt bekommen, und zuletzt den schimmernden Stahlkragen der Unterwerfung.

Dieses Mädchen, die ehemalige Elicia Nevins, die ehemalige hochmütige und stolze Agentin der Kurii, kniete nun als liebliche Sklavin vor mir und griff nach meinen Sandalen. Dabei bot sie einen prächtigen Anblick.

»Woran denkst du, Herr?« fragte sie besorgt.

»Ich dachte an das erste Mal, als ich dich unterwarf. Erinnerst du dich?«

»Ja, Herr, ich habe nichts vergessen.«

Nachdem ich sie gefangen und versklavt hatte, war ich im Sattel eines Tarn, das Mädchen quer vor mir liegend, aus Ar geflohen. In Port Kar hatte ich sie Samos zu Füßen geworfen. In einem seiner Verliese hatten wir die Sklavin anschließend verhört und viel erfahren. Da sie für Samos dann keinen Wert mehr besaß, hatte ich sie als Sklavin zu mir genommen.

»Bist du dankbar, daß dir der Tod erspart blieb?« fragte ich.

»Ja, Herr«, erwiderte sie. »Und ganz besonders, daß du mich behalten hast, als deine Sklavin.«

Nichts erfüllt eine Frau mehr als ihre Sklaverei.

Ich stand auf und zog die Felle von der Couch enger um mich. Mit einem Gürtel band ich das Fellgewand fest. Von einem Haken an der Wand nahm ich die Scheide mit dem Kurzschwert. Ich zog die Klinge, wischte sie an den Pelzen ab, die mich bekleideten, und steckte sie zurück. Die meisten goreanischen Waffenscheiden sind nicht feuchtigkeitsicher, da dies die Klinge entweder zu eng eingeschnürt oder eine hinderliche Klappe vorausgesetzt hätte. Nach goreanischer Art warf ich mir nun den Schwertgurt über die linke Schulter, so daß mir der Waffengriff an der linken Hüfte pendelte, für meine Hand leicht zu erreichen.

Dann kehrte ich zur Couch zurück und blieb vor dem Mädchen stehen.

»Ich liebe dich, Herr«, sagte sie, »und gehöre dir.«

Ich wandte mich ab und verließ den Raum. Wenige Ahn später, gegen Morgen, würden Männer zu ihr kommen, sie losbinden und mit den anderen Frauen zur Arbeit schicken.

»Wie viele sind es?« fragte ich Samos.

»Zwei«, antwortete er.

»Lebendig?«

»Ja.«

»Kein sehr schöner Ort für eine Zusammenkunft«, stellte ich fest. Wir befanden uns in den zerfallenen Ruinen eines Tarnstalls, der sich auf einer großen Plattform am Rand der Rence-Sümpfe erhoben hatte. Beim Aufstieg zur Plattform und beim Überqueren der Fläche hatten die uns begleitenden Wächter, die nun draußen geblieben waren, mit ihren Speerschäften mehr als einen wendigen Tharlaron vertrieben, der sich zornig fauchend in den Sumpf fallen ließ. Die Anlage bestand aus einem Tarnstall, dessen Dach ziemlich

zerstört war, und einem Vorgebäude, in dem Vorräte und Tarnhüter untergebracht gewesen waren. Der Bau stand seit Jahren verlassen. Wir befanden uns im Innern des Vorgebäudes. Durch das zerstörte Dach vermochte ich stellenweise den goreanischen Nachthimmel und einen der drei Monde dieser Welt auszumachen. Weiter vor uns war eine Wand weitgehend eingestürzt und offenbarte einen Blick in den großen Tarnstall, einst ein riesiges, konvexes, käfigähnliches Gewirr mächtiger verwobener Äste, eine Kuppel aus miteinander verflochtenem Holz; nach Jahren der ungehinderten Einwirkung von Wind und Wetter existierten von diesem eindrucksvollen und komplizierten Bau nur noch einige skeletthafte Überreste in den unteren Bereichen.

»Mir gefällt dieser Ort nicht«, stellte ich fest.

»Den anderen aber um so mehr«, erwiderte Samos.

»Es ist zu dunkel«, meinte ich. »Hier gibt es zu viele Gelegenheiten für Hinterhalte und sonstige Überraschungen.«

»Die anderen haben diese Stelle gewählt.«

»Sicher«, sagte ich.

»Ich glaube nicht, daß wir in Gefahr sind«, meinte er. »Außerdem haben wir Wächter mitgebracht.«

»Hätten wir uns nicht in deinem Haus treffen können?« wollte ich wissen.

»Gewiß erwartest du nicht, daß sich solche Wesen ohne weiteres unter Menschen mischen.«

»Nein, natürlich nicht«, räumte ich ein.

»Ob sie wohl wissen, daß wir hier sind?«

»Wenn sie leben, wissen sie es.«

»Vielleicht.«

»Was ist der Zweck der Zusammenkunft?« fragte ich.

»Keine Ahnung«, antwortete Samos.

»Es ist doch ungewöhnlich, daß solche Wesen mit Menschen verhandeln.«

»Stimmt.« Samos blickte sich in dem verfallenen Gebäude um. Auch ihm gefielen die Ruinen nicht sonderlich.

»Was sie wohl von uns wollen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aus irgendeinem Grund scheinen sie die Hilfe der Menschen zu brauchen«, sagte ich nachdenklich.

»Das erscheint mir unglaublich«, meinte Samos.

»Im Grunde hast du recht.«

»Vielleicht wollen sie um Frieden bitten?«

»Nein«, sagte ich.

»Woher willst du das wissen?«

»Sie sind den Menschen zu ähnlich.«

»Ich mache die Lampe an.« Samos hockte sich nieder und zog einen kleinen Feueranzünder aus seinem Beutel, eine Vorrichtung, die einen winzigen Vorrat Tharlarionöl und darüber einen ölgetränkten Docht enthielt. Entzündet wurde das alles durch den Funken eines kleinen Stahlrades, das über einen Daumengriff mit einem Stück Feuerstein in Berührung gebracht wurde.

»Muß das Treffen denn unbedingt so geheim ablaufen?« fragte ich.

»Ja.«

Wir hatten diesen Ort in einer umschlossenen Barke erreicht, mit der wir durch das Tor in das nordöstliche Delta gefahren waren. Ich hatte durch die engen Lamellenfenster nur mühsam verfolgen können, wohin unsere Fahrt ging.

Ich hörte das Rädchen gegen den Feuerstein kratzen. Dabei nahm ich den Blick nicht von den Gebilden, die am entfernten Ende des Raums, hinter einem großen Tisch halb verborgen, auf dem Boden hockten. Der offene Bereich hinter den dunklen Erscheinungen führte in den zerstörten Tarnkäfig. Es ist nicht ratsam, den Blick von solchen Wesen zu wenden, wenn sie sich in der Nähe befinden, oder ihnen gar den Rücken zuzudrehen. Ich wußte nicht, ob sie schliefen oder nicht. Vermutlich waren sie hellwach. Meine Hand lag auf meinem Schwertgriff. Wesen dieser Art, das wußte ich nur zu gut, konnten sich erstaunlich schnell bewegen.

Der Docht des Feueranzünders brannte. Vorsichtig hielt

Samos die winzige Flamme an den Docht der geöffneten Laterne, die ebenfalls mit Tharlarionöl betrieben wurde.

Das zusätzliche Licht stärkte meine Überzeugung, daß die Geschöpfe nicht schliefen. Beim Scharren des Feueranzünders war es nur zu einer winzigen Muskelreaktion gekommen. Wären sie aus dem Schlaf gerissen worden, hätte es bestimmt eine heftigere Bewegung gegeben. So ging ich weiter davon aus, daß sie von Anfang an unsere Gegenwart registriert hatten.

»Je weniger Leute von den Kriegen zwischen den Welten wissen, desto besser«, bemerkte Samos. »Was nützt es schon, eine unvorbereitete Bevölkerung aufzuscheuchen? Sogar die Wachen, die wir draußen zurückgelassen haben, wissen nicht genau, in welcher Angelegenheit wir hier sind. Wer würde außerdem glauben, daß es solche Geschöpfe gibt, wenn er sie nicht gesehen hat? Er würde sie als Mythos oder als Sagen über wundersame Tiere wie Pferd, Hund und Greif abtun.«

Ich lächelte. Pferde und Hunde gab es auf Gor nicht. Die Goreaner kannten diese Geschöpfe nur aus Legenden, die bestimmt aus vergessenen Zeiten stammten, aus Erinnerungen, die vor langer Zeit von einer anderen Welt nach Gor gebracht worden waren. Solche Geschichten reichten wahrscheinlich viele tausend Jahre zurück, in die Zeit der frühen Eroberungsreisen, unternommen von abenteuersuchenden, neugierigen Angehörigen einer fremden Rasse, die den meisten Goreanern als Priesterkönige bekannt ist. Heute allerdings lebt in nur wenigen Priesterkönigen noch solche Neugier oder begeisterte Neigung nach Entdeckungen und Abenteuern. Die Rasse der Priesterkönige war alt geworden. Alt ist man wahrscheinlich nur, wenn man das Bedürfnis verloren hat, Neues zu erfahren. Solange man sich seine Neugier und sein Mitgefühl bewahrt, kann man nicht wirklich alt genannt werden.

Unter den Priesterkönigen hatte ich insbesondere zwei Freunde, Misk und Kusk, die, so gesehen, wohl niemals alt

werden konnten. Aber es waren nur zwei, zwei von einer Handvoll Überlebender einer einstmals mächtigen Rasse. Vor langer Zeit war es mir zwar gelungen, das letzte weibliche Ei der Priesterkönige in das Nest zurückzubringen. Zu den Überlebenden, die davor bewahrt werden konnten, durch die vorhergehende Generation ermordet zu werden, gehörte außerdem ein junges Männchen. Ich hatte aber keine Informationen darüber, was sich seit der Rückkehr des Eis im Nest ereignet hatte. Ich wußte nicht, ob es reproduktionsfähig gewesen war oder nicht. Ich hatte keine Ahnung, ob inzwischen im Nest eine neue Mutter herrschte oder nicht. Und wenn es so war, wußte ich nicht, was aus der älteren Generation geworden war oder wie die jüngere aussah. Würden die jungen Priesterkönige die Gefahren, denen sie ausgesetzt waren, so gut verstehen wie ihre Vorfahren? Würde die junge Generation, wie die ältere, solche riesigen, zottigen, dunklen Geschöpfe begreifen, wie sie wenige Fuß von mir entfernt lagen? »Ich glaube, du hast recht, Samos«, sagte ich.

Er hob die Laterne, die mit voller Leuchtkraft strahlte.

So betrachteten wir die Wesen vor uns.

»Sie werden sich langsam bewegen«, meinte ich, »um uns nicht zu erschrecken. Ich finde, wir sollten ebenso handeln.«

»Einverstanden«, sagte Samos.

»Im Tarnkäfig warten Tarns«, stellte ich fest. Ich hatte soeben eine Bewegung bemerkt: Mondlicht spiegelte sich auf einem sichelförmigen langen Schnabel. Dann sah ich, wie das Geschöpf zweimal in schneller Folge mit den Flügeln schlug. In den Schatten waren mir die Tiere bisher nicht aufgefallen.

»Zwei«, sagte Samos. »Die Reittiere dieser beiden.«

»Wollen wir uns dem Tisch nähern?« fragte ich.

»Ja.«

»Langsam.«

Behutsam gingen wir auf den Tisch zu. Dann standen wir

davor. Im Licht der Laterne vermochte ich auszumachen, daß eines der Wesen ein dunkelbraunes Fell hatte, während das des anderen Fremden beinahe schwarz war. Sie wirkten riesig. Wie sie so umschlungen vor uns lagen, ragte der Kamm des lebendigen Hügels, der Rücken eines der beiden Wesen, einige Zoll über die Tischplatte. Die Köpfe waren nicht auszumachen, ebenso blieben Füße und Hände verborgen. Wegen des Tisches hätte ich nicht ohne weiteres die Klinge ziehen und nach den beiden hauen können. Die Position, die uns hier geboten wurde, war sicher kein Zufall. Auch aus meiner Sicht war es kein Unglück, den schweren Tisch vor mir zu haben ... ich hätte es sogar lieber gesehen, wenn er noch breiter gewesen wäre.

Samos stellte die Laterne auf die Holzplatte. Dann verharren wir abwartend.

»Was soll nun geschehen?« fragte Samos.

»Keine Ahnung.« Ich hatte zu schwitzen begonnen. Ich fühlte mein Herz schlagen. Meine rechte Hand, vor dem Körper herumgebeugt, lag auf dem Schwertgriff. Mit der linken hielt ich die Waffenscheide fest.

»Vielleicht schlafen sie«, flüsterte Samos.

»Nein.«

»Sie geben aber nicht zu erkennen, daß sie uns wahrgenommen haben«, meinte Samos.

»Sie wissen genau Bescheid.«

»Was sollen wir tun?« fragte Samos. »Soll ich einen berühren?«

»Lieber nicht«, gab ich angespannt zurück. »Eine unerwartete Berührung könnte einen Angriffsreflex auslösen.«

Samos zog die Hand zurück.

»Außerdem sind solche Wesen meistens stolz und eitel. Selten ist ihnen die Berührung durch einen Menschen willkommen. Selbst ein unabsichtlicher Verstoß gegen diese Grundregel hat im allgemeinen zur Folge, daß der Betreffende sofort zerrissen wird.«

»Angenehme Zeitgenossen«, meinte Samos.

»Wie alle vernunftbegabten Wesen haben sie ein Gefühl für Anstand und Etikette.«

»Wie kannst du sie vernunftbegabt nennen?« fragte Samos.

»Offensichtlich sind sie durch ihre Intelligenz und ihre Raffinesse als Vernunftwesen qualifiziert«, antwortete ich. »Es interessiert dich vielleicht zu erfahren, daß sie ihrerseits die Menschen als unvernünftig einstufen, als unterlegene Spezies, als Wesen, die für sie kaum etwas anderes als Nahrung sind.«

»Warum wollen sie dann aber verhandeln?« fragte Samos.

»Das weiß ich nicht. Für mich ist dies ein ausgesprochen faszinierender Aspekt für die dunklen Umtriebe dieses Morgens.«

»Sie begrüßen uns nicht«, sagte Samos gereizt. Immerhin war er Agent der Priesterkönige und darüber hinaus Erster Kapitän des Kapitänsrates, der in Port Kar herrschenden Körperschaft.

»Nein«, bestätigte ich.

»Was tun wir?«

»Abwarten«, schlug ich vor.

Von draußen drang der Schrei einer Ul herein, einer riesigen zahnbewehrten, geflügelten Raubechse, die über den Sumpf flatterte.

»Wie wurde dieses Zusammentreffen arrangiert?« fragte ich.

»Der erste Kontakt erfolgte durch einen zugespitzten und beschwerten Nachrichtenzylinder, der vor zwei Tagen aufrecht im Sand meines Exerzierhofes steckte«, sagte Samos. »Offensichtlich während der Nacht vom Rücken eines Tarn abgeworfen.«

»Von einem dieser beiden?« fragte ich.

»Das erscheint mir über der Stadt unwahrscheinlich«, gab Samos zurück.

»Ja.«

»Sie haben menschliche Bundesgenossen.«

»Ja.« Bei meinen Abenteuern auf Gor waren mir mehrere Bundesgenossen solcher Wesen begegnet, Männer wie auch Frauen.

Wieder schrie die Ul. Die Tarns draußen im Käfig bewegten sich unruhig. Allerdings bestand für sie keine Gefahr, denn sie waren groß genug, jede Ul in Stücke zu reißen.

»Wir sind töricht gewesen«, sagte ich zu Samos.

»Inwiefern?«

»Gewiß ist das Protokoll in solchen Dingen ziemlich klar – zumindest aus der Sicht unserer Freunde.«

»Ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Versetze dich mal in ihre Lage«, sagte ich. »Sie sind größer und stärker als wir und wahrscheinlich auch wilder und bössartiger. Außerdem sehen sie sich in der Intelligenz als überlegen an, als dominante Rasse.«

»Und?«

»Und natürlich erwarten sie, daß wir sie zuerst ansprechen – und nicht umgekehrt.«

»Ich soll solche Kreaturen begrüßen, ich, der ich Erster Kapitän der hohen Stadt Port Kar bin, des Juwels auf dem Thassa?«

»Genau.«

»Niemals!«

»Soll ich das für dich übernehmen?«

»Nein.«

»Dann sprich du zuerst.«

»Wir ziehen uns zurück.«

»An deiner Stelle würde ich es nicht riskieren, die beiden zu erzürnen«, sagte ich.

»Meinst du, sie würden reagieren?« fragte er.

»Ich rechne fest damit. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie sich so einfach mit der Nutzlosigkeit ihres Vorstoßes abgeben würden.«

»Vielleicht sollte ich wirklich als erster sprechen.«

»Ich würde es dir empfehlen.«

»Schließlich haben *sie* um diese Zusammenkunft gebeten«, fuhr er fort.

»Genau«, ermutigte ich ihn. »Außerdem wäre es doch gewiß schade, in Stücke gerissen zu werden, ohne überhaupt zu wissen, was sie von uns wollten.«

»Zweifellos«, sagte Samos grimmig.

»Ich kann sehr überzeugend sprechen«, sagte ich.

»Ja.« Samos räusperte sich. Es gefiel ihm ganz und gar nicht, das erste Wort zu haben, doch er würde es tun. Wie viele Sklavenhändler und Piraten war Samos im Grunde ein ordentlicher Kerl.

»Tal«, sagte Samos laut und sichtlich an die zottigen Geschöpfe gewandt. »Tal, ihr großen Freunde.«

Das Fell geriet in Bewegung, riesige Muskeln begannen sich langsam und gleichmäßig darunter zu rühren. So wie die beiden gelegen hatten, wäre es schwierig gewesen, eine verwundbare Stelle auszumachen oder gar zu treffen. Mit langsamen, geschmeidigen Bewegungen trennten sich die beiden Wesen und schienen dann vor uns zu wachsen. Samos und ich traten zurück. Köpfe und Arme wurden sichtbar. Urplötzlich reflektierten die großen Augen des einen das Licht, und einen Moment lang strahlten sie wie glühende rote Kupferscheiben.

Nachdem sich der Winkel der Beleuchtung verändert hatte, konnte ich sie nun deutlich als große runde Augäpfel ausmachen, über denen sich die Lider blinzeln bewegten. Ich sah, wie sich die Pupillen verengten. Solche Wesen sind vor allem Nachtschwärmer. Bei Dunkelheit sehen sie weit aus besser als der Mensch. Die Anpassung an neue Lichtverhältnisse erfolgt ebenfalls viel schneller als beim Menschen, Eigenschaften, die sich bei der blutigen Evolution der Rasse herausgeschält hatten. Als die Augen des Wesens aufblitzten, hatte sich das Licht gleichzeitig in den langen spitzen Reißzähnen gespiegelt, und ich hatte gesehen, wie sich die lange dunkle Zunge über die Lippen bewegte und wieder im Maul verschwand.

Die Kreaturen schienen mit dem Wachsen gar nicht aufzuhören, aber schließlich standen sie aufrecht vor uns. Die Hinterbeine, acht bis zehn Zoll durchmessend, sind um einiges kürzer als die Arme, die am Bizeps etwa acht Zoll und an den Handgelenken ungefähr fünf Zoll dick waren. Das größere der beiden Geschöpfe war etwa neun Fuß groß, das kleine ungefähr achteinhalb. Das Gewicht des größeren schätzte ich auf neunhundert Pfund, das des kleineren auf achthundert Pfund – dabei handelte es sich um durchschnittliche Größen und Gewichte für solche Geschöpfe. Hände und Füße besaßen jeweils sechs Zehen oder Finger, die lang und vielfach untergliedert waren. Die Nägel oder Klauen der Hände sind gewöhnlich abgefeilt, was vermutlich den Umgang mit Werkzeugen und Instrumenten erleichtert. Die einziehbaren Klauen der Füße werden im allgemeinen nicht bearbeitet. Normalerweise tötet ein solches Geschöpf seinen Gegner, indem er ihn am Kopf oder Schultern packt, mindestens mit den Zähnen, und dann mit den reißenden Hinterbeinen attackiert.

»Tal«, wiederholte Samos nervös.

Ich blickte über den Tisch auf die Geschöpfe. Ihre Augen leuchteten intelligent.

»Tal«, sagte Samos noch einmal.

Die Köpfe waren gut einen Fuß breit. Die Schnauzen besaßen zwei Nüstern und waren ledrig-abgeflacht. Die Ohren standen lang, breit und spitz empor. Die Kreaturen standen aufrecht und widmeten uns ihre Aufmerksamkeit. Dies gefiel mir, da ich daraus ableitete, daß sie keine Angriffsabsichten hatten. Wenn ein solches Geschöpf attackiert, legt es die Ohren flach am Kopf an.

»Sie antworten nicht«, sagte Samos.

Ich wandte den Blick nicht von den Wesen und zuckte die Achseln. »Warten wir ab«, sagte ich. Ich wußte nicht, auf welches fremdländische Protokoll die Kreaturen Wert legten.

Die beiden pelzigen Abgesandten standen zwar aufrecht,

sie wußten sich auf allen vieren aber ebenfalls zu bewegen, wobei sie die Handknöchel aufstützten. Die aufrechte Haltung erweitert den Sichtbereich und hat sicher zur Entwicklung und Verbesserung des doppeläugigen Sehens beigetragen. In der waagerechten Stellung entwickeln diese Wesen eine große Geschwindigkeit, was vermutlich zur Ausprägung von Geruchs- und Hörsinn geführt hat.

»Einer ist ein Blut«, sagte ich.

»Was ist das?«

»In der militärischen Hierarchie dieser Wesen ergeben sechs Geschöpfe eine Hand, und der Anführer wird Auge genannt. Zwei Hände und zwei Augen bilden eine größere Einheit, ›Kur‹ oder ›Ungeheuer‹ genannt, die von einem Anführer oder Blut kommandiert wird. Zwölf solche Einheiten ergeben eine Bande, wieder unter dem Kommando eines Bluts, der diesmal aber einen höheren Rang hat. Zwölf Banden, wieder von einem noch höherstehenden Blut geleitet, bilden einen Marsch. Zwölf Märsche sind angeblich ein Volk. Diese Faktoren und Divisionen haben anscheinend mit einer auf zwölf basierenden Mathematik zu tun, die ihrerseits vielleicht auf die Sechsfingrigkeit dieser Geschöpfe zurückgeht.«

»Warum wird der Anführer aber ein Blut genannt?« wollte Samos wissen.

»Anscheinend gibt es unter solchen Wesen den überlieferten Glauben, das Denken sei mehr eine Funktion des Blutes als des Gehirns, eine Terminologie, die sich in der Umgangssprache anscheinend gehalten hat. Ähnliche Anachronismen gibt es in vielen Sprachen, auch im Goreanischen.«

»Wer kommandiert über ein Volk?« wollte Samos wissen.

»Ein Wesen, das, soweit ich diese Dinge verstehe, ›Blut‹ des Volkes genannt wird.«

»Woher weißt du, daß einer dieser beiden ein ›Blut‹ ist?«

»Am linken Handgelenk des größeren Tiers befinden sich zwei Ringe aus einer rötlichen Legierung«, sagte ich. »Sie

sind angeschmiedet. Keine goreanische Feile könnte dieses Metall durchtrennen.«

»Dann ist er also von hohem Rang?«

»Von niedrigerem Rang, als wenn er nur einen Ring trüge«, erwiderte ich. »Zwei solche Ringe kennzeichnen den Anführer einer Bande. So hat er den Rang eines Mannes, der das Kommando über einhundertundachtzig Artgenossen führt.«

»Was also einem Hauptmann entspräche«, sagte Samos.

»Ja.«

»Wenn er ein Blut ist, kommt er mit ziemlicher Sicherheit aus den Stahlwelten«, äußerte Samos.

»Ja.«

»Der andere trägt zwei Goldringe in den Ohren.«

»Der ist ein eitler Bursche«, sagte ich. »Solche Ringe dienen lediglich als Schmuck. Möglicherweise handelt es sich um einen Diplomaten.«

»Das größere Ungeheuer scheint das Kommando zu führen.«

»Er ist ein Blut«, sagte ich.

Von der rechten Schulter zur linken Hüfte der kleineren Kreatur verlief ein breiter Ledergurt. Ich vermochte nicht auszumachen, was daran befestigt war.

»Wir haben die beiden begrüßt«, sagte Samos. »Warum reden sie nicht?«

»Offensichtlich haben wir sie noch nicht richtig angesprochen«, meinte ich.

»Wie lange werden sie unsere Unwissenheit wohl noch dulden?«

»Keine Ahnung. Solche Kreaturen sind nicht gerade als geduldig bekannt.«

»Meinst du, sie werden uns umbringen wollen?«

»Dazu hätten sie bereits jede Gelegenheit gehabt, wenn das ihre Absicht wäre«, meinte ich.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll«, sagte Samos.

»Es handelt sich um einen offiziellen Anlaß, und wir ha-

ben es mit einem Blut zu tun«, sagte ich. »Zweifellos kommt er aus den Schiffen. Ich glaube, ich weiß die Antwort.«

»Was empfiehlst du?«

»Wie oft hast du die beiden jetzt begrüßt?« fragte ich.

Samos überlegte kurz. »Viermal. Viermal habe ich ›Tal‹ gesagt.«

»Ja«, sagte ich. »Wenn eines dieser Ungeheuer die Hand eines anderen berührt, beide mit offener Hand, zum Zeichen, daß darin keine Waffen ruhten, daß die Berührung in friedlicher Absicht erfolgte – an wie vielen Stellen würde dann die Berührung erfolgen?«

»An sechs«, antwortete Samos.

»Solche Geschöpfe haben in der Regel keine Lust, von Menschen berührt zu werden«, sagte ich. »Die menschliche Entsprechung einer solchen Begrüßung könnte also in sechs vergleichbaren Stimmsignalen liegen. Wie dem auch immer sei, ich finde, die Zahl sechs ist hier auf jeden Fall von Bedeutung.«

Und schon hob Samos die linke Hand. Langsam, ohne zu sprechen, deutete er nacheinander auf vier Finger. Dann nahm er den Daumen der linken Hand in die rechte Hand. »Tal«, sagte er. Und er hob den Zeigefinger der rechten Hand. »Tal«, wiederholte er noch einmal.

Daraufhin begann sich das kleinere der beiden Geschöpfe langsam zu bewegen, was mir eine Gänsehaut verursachte. Meine Nackenhaare sträubten sich.

Das Wesen drehte sich um, bückte sich und hob einen riesigen Schild empor, wie er zu einem solchen Wesen paßte. Den Schild hob er zwischen uns, waagerecht, die konvexe Seite nach unten. Die Schildgurte waren intakt. Anscheinend legte das Wesen den Schild neben dem Tisch auf dem Boden ab, rechts von uns. Dann ging er ein Stück nach hinten und bückte sich erneut. Diesmal hob es einen riesigen Speer, gut zwölf Fuß lang, bewehrt mit einer langen zulauenden Bronzespitze. Mit beiden Händen hielt die Kreatur den Speer waagerecht vor sich, hob ihn feierlich empor und

in unsere Richtung und zog ihn wieder zurück. Anschließend legte sie den Speer rechts von uns auf den Boden. Der Speerschaft maß etwa drei Zoll im Durchmesser. Die Bronzespitze allein mochte zwanzig Pfund wiegen.

»Eine Ehrenbezeugung«, sagte Samos.

»Die der unseren folgt«, gab ich zurück.

Die Bedeutung der Geste, bei der Waffen hochgehoben und fortgelegt wurden, war klar. Sie entsprach überdies der auf Gor üblichen Methode, einen Waffenstillstand vorzuschlagen. Daß die Geschöpfe auf diesen – menschlichen – Brauch zurückgriffen, was für mich ein begrüßenswertes Entgegenkommen. Sie schienen Wert darauf zu legen, höflich aufzutreten. Ich fragte mich, was sie wollten. Wenn man es genau analysieren wollte, war es allerdings nur die hellere und kleinere der beiden Kreaturen, das Wesen mit den Ringen in den Ohren, die diese Gesten vollzogen hatte. Vielleicht war es tatsächlich Diplomat. Das größere Tier, der Blut, hatte nur reglos dabeigestanden. Doch waren diese Gesten eindeutig in seiner Gegenwart vollzogen worden – ein ausreichender Beweis, daß er sie guthieß. Mit Kriegeraugen bemerkte ich, daß der Speer so abgelegt worden war, daß ein normal Rechtshändiger ihn mühelos greifen konnte.

»Wie man sieht, wollen sie sich nicht ergeben«, sagte Samos.

»Nein«, erwiderte ich. Die Schildgurte, die ich eben gesehen hatte, waren nicht abgerissen oder durchgeschnitten gewesen, was den Schild nutzlos gemacht hätte. Ebenso wenig hatte man uns den Speer durchbrochen präsentiert. Die Kreaturen wollten sich nicht ergeben.

Die Lippen des kleinen Wesens wurden zurückgezogen und entblößten Reißzähne. Samos wich zurück und griff unwillkürlich nach dem Schwert.

»Nein«, sagte ich leise zu ihm. »Er versucht nur ein menschliches Lächeln nachzuahmen.«

Von dem breiten Lederstreifen, der mir vorhin schon auf-

gefallen war, löste das Wesen nun ein mit Knöpfen übersätes, metallisches, rechteckiges Gerät und stellte es auf den Tisch.

»Ein Übersetzungsgerät«, sagte ich zu Samos. Vor einigen Jahren hatte ich solche Apparate im Norden gesehen.

»Ich traue den Burschen nicht«, sagte Samos.

»Einige von ihnen, die eine Spezialausbildung haben, verstehen Goreanisch«, sagte ich warnend.

»Oh!« sagte Samos.

Das kleinere Geschöpf wandte sich dem großen Artgenossen zu und sagte etwas zu ihm. Die Sprache dieser Wesen ähnelt einer Folge von Fauch-, Knurr-, Keuch- und kehligen Schnarrartikulationen. Es handelt sich eindeutig um tierische Laute, wie man sie von großen starken Raubtieren erwarten konnte; andererseits werden sie mit einer Flüssigkeit, Genauigkeit und Feinheit gesprochen, die unverkennbar ist: Voller Unbehagen muß man erkennen, daß man einer Sprache zuhört.

Das größere Wesen neigte den riesigen zottigen Kopf und hob ihn wieder. Aus dem geschlossenen Mund ragten die Spitzen zweier langer gekrümmter Hauer. Augen belauerten uns.

Das kleinere der beiden Angesandten beschäftigte sich mit dem Gerät auf dem Tisch.

Das Senken des Kopfes ist eine fast überall bekannte Geste der Zustimmung oder Unterwerfung. Ablehnung wird dagegen auf die unterschiedlichste Weise signalisiert. Kopfschütteln, Abwenden, ein ablehnendes Verziehen des Mundes oder das Ausspucken einer unerwünschten Substanz aus dem Mund, ein Zurückweichen, ein Heben des Kopfes mit gleichzeitiger Entblößung der Zähne und die Anspannung sämtlicher Muskeln.

»Es ist für diese Wesen sehr schwer, Goreanisch zu sprechen oder eine andere menschliche Sprache.« Dies lag natürlich an der Gestaltung von Mundhöhle, Hals, Zunge, Lippen und Zähnen, die ungeeignet waren, menschliche Phoneme hervorzubringen. Wird es dennoch versucht, kann

das Ergebnis schrecklich sein. Ich erschauerte. Ein- oder zweimal hatte ich mitanhören müssen, wie ein solches Wesen Goreanisch sprach. Es war sehr beunruhigend gewesen, Laute, die einer menschlichen Sprache glichen, aus einer solchen Kehle aufsteigen zu hören. Mir war es nur recht, daß wir ein Übersetzungsgerät hatten.

»Sieh doch!« sagte Samos.

Ein kleines rotes Licht begann auf der Maschine zu leuchten.

Das schmalere Ungeheuer richtete sich auf und begann zu sprechen.

Natürlich verstanden wir zunächst nichts von dem, was da gesagt wurde. Reglos lauschten wir im matten hellgelben flackernden Licht der offenen Laterne, inmitten der tanzen- den Schatten, die den verlassenen Tarnstall füllten.

Ich weiß noch, daß mir das Funkeln der goldenen Ringe in den Ohren auffiel, und das feuchte Schimmern des Speichels auf den dunklen Lippen und Reißzähnen.

»Ich bin Kog«, tönte es aus dem Übersetzungsgerät. »Ich stehe unter den Ringen. Neben mir steht Sardak, der in den Ringen steht. Ich spreche für die Völker und die Häuptlinge der Völker, jener, die über den Ringen stehen. Ich bringe dir Grüße von den Dominanten und von den Empfängern und Trägern. Keine Grüße bringe ich dir von allen, die der Ringe nicht würdig sind, von den Ausgestoßenen, Namenlosen und Zaghafte. Ebenso wenig grüße ich dich von unseren Haustieren, seien sie nun Menschen oder nicht. Kurz, ich bringe dir Ehre, indem ich dir Grüße übermittle von jenen, die dazu befugt sind, und keine Grüße von allen, die dieser Geste unwürdig wären. Somit bringe ich dir Grüße von den Völkern, von den Schiffen und den Stahlwelten. Folglich auch die Grüße der Klippen der tausend Stämme.« Diese Worte und Wortgruppen tönten aus dem Übersetzungsgerät, in den Pausen, die das Wesen in seinen Äußerungen einlegte. Es klang monoton-mechanisch. Die Intonationen wie auch Tonlagen und Betonungen, denen man bei einer

lebendigen Sprache so viel entnehmen kann, fehlen bei einer solchen Reproduktion oder sind nur ansatzweise vorhanden. Ähnliches ist zur Übersetzung zu sagen, die oft unvollkommen oder zumindest umständlich und abgehackt erscheint. Es dauert ohnehin einige Augenblicke, ehe man der Produktion einer solchen Maschine einigermaßen folgen kann – doch hat man sich einmal darauf eingestellt, hat man wenig Mühe, das Wesentliche zu verstehen. In meiner Darstellung der Äußerungen der Maschine habe ich mir hier und dort Freiheiten herausgenommen. Insbesondere habe ich gewisse Formulierungen geglättet und etliche grammatische Unregelmäßigkeiten ausgemerzt. Und obwohl ich das Gespräch auf englisch wiedergebe, also in einer zweiten Übersetzung, erscheint mir ein gewisser Eindruck des Originals bewahrt. Andererseits kann ich nicht behaupten, alle Aspekte der Übersetzung verstanden zu haben. Zum Beispiel ist mir die Ringstruktur und die Bemerkung über die Stammesklippen unklar.

»Ich glaube, man erwartet eine Antwort von dir«, sagte ich zu Samos.

»Ich bin Samos«, sagte dieser, »und danke dir für deine höfliche und willkommene Begrüßung.«

Fasziniert lauschte ich dem Ergebnis der Übersetzung, die sich – bis auf eine Ausnahme – als eine Folge von grollenden, kehligen Lauten anhörte, die aus der Maschine aufstieg. Anscheinend akzeptierte und registrierte das Übersetzungsgerät goreanische Phoneme und suchte dann seine Speicher nach entsprechenden Lautkombinationen ab, die goreanische Begriffseinheiten oder Morpheme ergaben. So waren denn Morpheme – oder linguistische Begriffseinheiten – also solche in der Maschine nicht anzutreffen, zumindest nicht als voll erfaßbare Begriffe. Bei einem menschlichen Übersetzer wird ein empfangener Laut untersucht und morphemisch verstanden, ein Verstehen, das sodann in die neuen Phonemstrukturen umgewandelt wird. Bei der Maschine findet die Korrelation lediglich zwischen Tonstruktu-

ren statt, und das Verstehen wird vom Zuhörer beigesteuert. Gewiß, es setzt ein nicht geringes sprachliches Talent voraus, ein solches Gerät zu entwerfen und zu programmieren. In der Übersetzung hörten wir ein goreanisches Wort, den Namen ›Samos‹. Stößt die Maschine auf ein Phonem oder eine Phonemkombination, die sich nicht mit einer Entsprechung in der neuen Sprache übereinbringen läßt, präsentiert sie die Eingabe als Teil der Sprachausgabe. Würde man dem Gerät zum Beispiel unsinnige Laute ansagen, so kämen diese Laute wie eingegeben zurück, es sei denn, zufällig wäre doch eine sinnvolle Lautfolge getroffen worden.

Die Kreaturen hörten nun also den Namen Samos. Ob oder wie gut sie ihn aussprechen konnten, würde von dem Laut abhängen und ihrer eigenen Stimmanlage. Anders liegt der Fall bei den Namen der beiden Unterhändler, ›Kog‹ und ›Sardak‹. Diese Namen waren in goreanischen Phonemen ausgegeben worden und nicht mit Lauten der Fremdsprache. Das ließ natürlich darauf schließen, daß zumindest diese beiden Namen in das Übersetzungsgerät einprogrammiert worden waren. Samos und ich hätten den wahren Namen der beiden Geschöpfe vermutlich nie aussprechen können, so hatte man uns eine unseren Zungen akzeptable Version geboten.

»Ich bringe euch Grüße«, sagte Samos, »vom Kapitänsrat in Port Kar, Juwel auf dem Schimmernden Thassa.«

Die beiden Geschöpfe zogen die Lippen zurück. Ich lächelte ebenfalls. Samos war wirklich vorsichtig. Was wußte der Kapitänsrat schon von solchen Wesen oder von den Auseinandersetzungen zwischen ganzen Welten? Samos hatte sich nicht als Mitglied jener Streitkräfte zu erkennen gegeben, die gegen den unbändigen Imperialismus unserer zügellosen Gegenüber zu Felde zogen. Ich hatte zwar schon den Priesterkönigen gedient, sah mich aber nicht automatisch in ihrem Lager. In solchen Dingen zumindest war meine Lanze frei. Ich würde mir meine eigenen Kämpfe suchen, eigene Abenteuer.

»Außerdem bringe ich euch Grüße«, fuhr Samos fort, »von den freien Menschen aus Port Kar. Natürlich grüße ich nicht von jenen, die es nicht wert wären, euch zu begrüßen, zum Beispiel unsere Sklaven.«

Kog neigte kurz den Kopf. Ich fand, Samos machte seine Sache gut.

»Ich spreche für die Völker, für die Stahlwelten«, sagte Kog.

»Sprichst du für alle Völker, für alle Stahlwelten?« wollte Samos wissen.

»Ja.«

»Sprichst du für alle Mitglieder der Völker, für alle Lebewesen auf den Stahlwelten?« hakte Samos nach, und ich hielt das für eine sehr interessante Frage, die sich auf das unmerklichste von den vorhergehenden Fragen unterschied. Wir wußten, daß es bei diesen Wesen Meinungsunterschiede gab hinsichtlich der Taktik, wenn nicht gar in bezug auf die anzustrebenden Ziele. Wir hatten dies in der Tahari erfahren müssen.

»Ja«, antwortete Kog, ohne zu zögern.

Als Kog dieses Wort äußerte, beobachtete ich nicht ihn, sondern seinen Begleiter. In dessen Augen aber bemerkte ich kein Zucken des Zweifels oder Unbehagens, seine Ohren blieben still. Allerdings zog er etwas die Lippen zurück und schien sich über meinen Versuch zu amüsieren, sein Verhalten zu deuten.

»Sprichst du für die Priesterkönige?« fragte Kog.

»Das kann ich nicht«, antwortete Samos.

»Interessant.«

»Wenn du mit Priesterkönigen sprechen willst«, bemerkte Samos, »mußt du dich ins Sardargebirge begeben.«

»Was sind Priesterkönige?« fragte Kog.

»Ich weiß es nicht«, entgegnete Samos.

Die Wesen hatten offenbar keine klare Vorstellung von den Priesterkönigen. Sie hatten keine direkten Erfahrungen mit diesen Wesen, kannten nur ihre Macht. Wie gebrannte

Tiere machten sie einen Bogen darum. Klugerweise verzichteten die Priesterkönige darauf, die direkte Konfrontation zu suchen. Die zögernde und tastende Taktik der pelzigen Wesen ging sicher weitgehend auf ihre Ahnungslosigkeit und Furcht vor der wahren Natur und Macht jener entrückten und geheimnisvollen Bewohner des Sardargebirges zurück. Sollten sie aber gewahr werden, wie es um die Priesterkönige nach dem katastrophalen Nestkrieg wirklich bestellt war, würden die Stahlwelten gewiß sofort zum Angriff übergehen. Innerhalb weniger Wochen würden die silbernen Schiffe an den Ufern Gors anlegen.

»Wir kennen die Natur der Priesterkönige«, sagte Kog.
»Sie sind uns sehr ähnlich.«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Samos.

»Sie müssen es sein«, fuhr Kog fort, »sonst könnten sie keine dominante Lebensform sein.«

»Mag sein, ich weiß es nicht.«

Während dieses Gesprächs hatte das größere der beiden Geschöpfe mich beobachtet. Ich lächelte es an und erhielt ein ärgerliches Ohrenzucken zur Antwort. Im nächsten Moment aber zeigte es sich wieder wie zuvor: königlich, wild, unnahbar, reglos, hellwach.

»Kannst du dann für die Menschen der beiden Welten sprechen?« fragte Kog. Zweifellos meinte er die Erde und Gor.

»Nein«, sagte Samos.

»Aber du bist ein Mensch«, sagte Kog.

»Ich bin nur ein Mensch«, erwiderte Samos.

»Ihre Rasse kennt noch keine Speziesvereinigung«, bemerkte das größere Wesen – Worte, die vom Übersetzungsgerät aufgefangen und übermittelt wurden, als hätten sie mir gegolten.

»Das stimmt«, sagte Kog. Beim Klang dieser Worte fragte ich mich, ob unsere Gegenüber so etwas wie eine Speziesvereinigung kannten. Ich bezweifelte es eher. Solche Wesen waren wie die Menschen territorialistisch, individualistisch und aggressiv veranlagt und konnten die glatten Idealismen

von eher vegetativ eingestellten Organismen nicht sehr interessant, attraktiv oder praktisch finden.

Geschöpfe sind sich niemals gleich – auch ist das gar nicht erforderlich. Der Natur mag ein Dschungel ebenso verlockend erscheinen wie ein Garten. Leoparden und Wölfe gehören ebenso in die naturgegebene Ordnung wie Spaniels und Kartoffeln. So glaubte ich nicht, daß die Speziesvereinigung ein Segen sein würde, sondern sah darin eher eine Falle und einen Fluch, eine Krankheit, ein soziales Sanatorium, in dem die Großen und Starken sich den blinzelnden, kriechenden kleinen Wesen anpassen oder zumindest so tun mußten. Natürlich geht es hier auch um Wertvorstellungen, und dazu muß man Entscheidungen fällen. Es ist nur natürlich, daß die Kleinen und Schwachen eine Entscheidung treffen, und die Großen und Starken eine andere. Es gibt keine umfassende Menschheit, kein einziges Hemd, kein allgemeingültiges Paar Schuhe, keine noch so graue Uniform, die allen Menschen paßt. Tausend verschiedene Menschheiten sind möglich. Wer dies abstreitet, sieht über seinen eigenen Horizont nicht hinaus. Wer dies abstreitet, leugnet Unterschiede und würgt damit die besseren Zukunftsentwicklungen ab.

»Es ist bedauerlich«, sagte Sardak zu Kog, »daß sie die Speziesvereinigung noch nicht erlangt haben. Dann fiele es uns nämlich um so leichter, sie in unsere Viehgehege zu treiben, sobald die Priesterkönige ausgeschaltet sind.«

»Stimmt«, sagte Kog.

Soweit ich beurteilen konnte, war Sardaks Äußerung zutreffend. Weitgehend zentralisierte Gesellschaftsformen lassen sich am leichtesten unterwandern und beeinflussen. Wird auch nur eine Faser eines solchen komplizierten Netzes durchschnitten, kann eine ganze Welt zugrunde gehen. Vor langer Zeit eroberten einhundertunddreiundachtzig Männer ein ganzes Imperium.

»Kannst du dann für den Kapitänsrat aus Port Kar sprechen?« fragte Kog.

»Nur in Angelegenheiten, die sich auf Port Kar beziehen, und dann auch nur nach einer Entscheidung des Rates, die nicht ohne Konsultationen fallen kann«, erwiderte Samos. Dies stimmte so im Grund nicht, war im wesentlichen aber zutreffend. Unter den gegebenen Umständen war die Antwort angemessen. Die Geschöpfe wußten natürlich nicht, wie der Kapitänsrat arbeitete.

»Du hast doch aber gewisse Führungsvollmachten, nicht wahr?« erkundigte sich Kog. Ich bewunderte die Geschöpfe. Sie hatten sich gut auf ihre Mission vorbereitet.

»Ja«, erwiderte Samos vorsichtig. »Diese Vollmachten haben aber vermutlich nichts mit Dingen von der Art zu tun, wie sie bei dieser Zusammenkunft zur Sprache kommen werden.«

»Ich verstehe«, sagte Kog. »Für wen sprichst du dann?«

»Ich spreche«, sagte Samos, und ich fand seine Antwort ziemlich kühn, »für Samos aus Port Kar, für mich selbst.«

Kog schaltete das Übersetzungsgerät aus, wandte sich an Sardak und sprach einen Moment mit ihm. Anschließend aktivierte er das Übersetzungsgerät erneut. Diesmal begann das kleine rote Licht sofort zu leuchten.

»Das genügt uns«, sagte Kog.

Samos trat einen Schritt zurück.

Nun wandte sich Kog einer Lederrolle zu und löste mit seinen langen, pelzigen, tentakelähnlichen Fingern den Verschuß.

Vermutlich glaubten die beiden Kreaturen nicht daran, daß Samos wirklich nur für sich allein sprechen konnte. Auf jeden Fall vermuteten sie, daß er verstrickt war in die Angelegenheiten der Priesterkönige. Ihnen blieb also kaum etwas anderes übrig, als mit ihm zu verhandeln.

Aus der langen Lederrolle zog Kog ein Gebilde, das sich auf den ersten Blick wie eine eng zusammengerollte, leicht gegerbte Haut ausmachte. Sie war hell, beinahe hell, und mit Schnüren verschlossen. Ein schwacher rauchiger Duft stieg auf, der vermutlich von dem Rauch des Turlbusches

stammte. Häute dieser Art können wasserdicht gemacht werden, indem man sie um ein kleines Holzgestell wickelt und dies über ein kleines Feuer stellt, in das man dann Blätter und Äste des Turl-Busches streut, um den gewünschten Rauch zu erzeugen.

Kog legte die weiche Haut auf den Tisch. Sie war nicht nur einfach an Wind und Sonne getrocknet, sondern durchgegerbt. In ihrer Rohform läßt sich Tierhaut zu Schilden, Truhen und Schnüren verarbeiten. Komplizierter ist es dagegen, eine Haut weich zu gerben: Die abgezogene Haut muß mit Fetten und Ölen gesättigt werden, die im allgemeinen aus der Gehirnmasse von Tieren gewonnen werden. Diese werden fest in die Haut eingerieben, meistens mit einem flachen weichen Stein. Die Haut wird dann mit warmem Wasser benetzt und eng zusammengerollt, woraufhin sie einige Tage lang fortgelegt wird, an einen dunklen, kühlen Ort. Während dieser Zeit dringen die weichmachenden Elemente, die Fette und Öle, voll in das Material ein. Die Haut wird anschließend wieder aufgerollt und im Verlauf einiger Stunden durch Reiben, Kneten und Strecken mit der Hand weichgegerbt. Das Ergebnis ist eine braune bis cremigfarbene Fläche, die sich so einfach wie Stoff bearbeiten und schneiden läßt.

»Du kennst sicher einen gewissen Zarendargar?« fragte Kog.

»Wer ist Zarendargar?« fragte Samos.

»Verschenden wir hier keine Zeit miteinander«, sagte Kog.

Samos erbleichte.

Insgeheim war ich beunruhigt, daß auf der Plattform vor dem Tarngebäude Wächter warteten. Sie waren mit Armbrüsten bewaffnet. Die Eisenbolzen dieser Waffen, jeweils etwa ein Pfund schwer, drangen auf eine Entfernung von zwanzig Metern noch vier Zoll tief in kompaktes Holz ein. Allerdings mochten Samos und ich schon halb aufgefressen sein, ehe die Männer überhaupt eingreifen konnten.

Kog musterte Samos eindringlich.

»Zarendargar«, sagte Samos, »ist ein bekannter Kommandant der Stahlwelten, ein Kriegsgeneral. Er kam bei der Vernichtung einer Versorgungsanlage in der Arktis ums Leben.«

»Zarendargar lebt«, behauptete Kog.

Diese Äußerung überraschte mich. Ich hielt es nicht für möglich, daß Zarendargar lebte. Die Zerstörung des Komplexes war umfassend gewesen. Ich hatte sie in der arktischen Nacht aus vielen Pasang Entfernung beobachtet. Die Anlage mußte in eine radioaktive Hölle verwandelt worden sein. Selbst das vereiste Meer ringsum hatte zu brodeln und zu wogen begonnen.

»Zarendargar kann nicht mehr leben«, sagte ich und richtete damit zum erstenmal das Wort an die Ungeheuer. Vielleicht hätte ich nichts sagen sollen, doch ich hatte das fragliche Ereignis aus der Nähe verfolgt. Ich hatte die Explosion gesehen. Trotz der Entfernung war ich von dem Licht halb geblendet und Sekunden später, von Detonation, Schockwelle und Hitze beinahe von den Füßen gerissen worden. Die Form, Höhe und Schrecklichkeit der aufsteigenden Wolke würde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen. »Nichts hätte dieser Hölle entkommen können«, fuhr ich fort, »geschweige denn dem umliegenden Meer.«

Kog richtete den Blick auf mich.

»Ich war dabei«, fuhr ich fort.

»Das wissen wir«, bemerkte Kog.

»Zarendargar ist tot«, beharrte ich.

Kog entrollte das weiche Leder auf dem Tisch. Er schob es so zurecht, daß Samos und ich einen freien Ausblick darauf hatten. Meine Nackenhaare begannen sich zu sträuben.

»Kennst du so etwas?« wandte sich Kog an Samos.

»Nein«, antwortete dieser.

»Ich habe solche Häute schon gesehen«, sagte ich, »doch nur auf einer anderen Welt. An Orten, die dort Museen genannt werden. So etwas wird heute nicht mehr gefertigt.«

»Kommt dir die Haut alt vor?« fragte Kog. »Verblaßt? Brüchig, rissig, zerschlissen, dünn, zerbrechlich?«

»Nein«, gab ich zurück.

»Schaut euch die Farben an«, fuhr Kog fort. »Erscheinen sie euch alt? Verblaßt?«

»Nein«, sagte ich. »Sie sind frisch und stark.«

»Eine Analyse, die sich auf den Austrocknungsgrad und die molekulare Veränderung bezog, ergab, daß dieses Material und die darauf verteilten Pigmente keine zwei Jahre alt sind. Diese Hypothese wird durch Vergleichsversuche unterstützt, bei denen dieses Leder gegen Muster von bekanntem Alter gesetzt werden, außerdem durch unabhängige historische Beweise, deren Beschaffenheit auf der Hand liegen müßte.«

»Ja«, sagte ich. Mir war bekannt, daß die Kreaturen auf den Stahlwelten über eine fortschrittliche Technologie verfügten. So bezweifelte ich nicht, daß die physikalischen und chemischen Verfahren, die sie anwenden konnten, eine genaue Datierung des Leders und der Farben ermöglichten. Die historischen Beweise würden ebenfalls schlüssig sein. Zwar würde es sich um historische Daten handeln, die nur den anderen zur Verfügung standen und nicht mir. Ich selbst hatte keine Möglichkeit, die angewandten Daten zu überprüfen: Daß die Geschöpfe auf dieser Welt primitive Waffen trugen, war auf ihre Angst vor den Priesterkönigen zurückzuführen. Im Besitz solcher Waffen mochte man sie für Angehörige ihrer Rasse halten, die inzwischen auf Gor heimisch geworden waren, Abkömmlinge von Individuen, die vor langer Zeit auf dem Planeten gestrandet sein mochten. Die Priesterkönige ignorierten diese Ungeheuer weitgehend. Sie durften sich nach Belieben niederlassen und sich sogar nach ihren überlieferten Gesetzen und Gebräuchen richten, vorausgesetzt, sie verstießen nicht gegen Waffengesetze und Technologieeinschränkungen. Die Kreaturen fielen allerdings, sobald sie der Disziplin der Schiffe ledig waren, innerhalb weniger Generationen in die Barbarei

zurück. Im großen und ganzen hielten sie sich in Bereichen auf, die nicht von Menschen bewohnt wurden. Die Priesterkönige sorgen für ihre Welt, dennoch liegt ihr Interesse vorrangig unter der Oberfläche Gors, und so kommt es, daß das Leben auf Gor seinen Lauf nimmt, die natürlichen Ökosysteme des Planeten zu erhalten. Sie sind weise, doch zögern selbst sie, genaue und subtile Systeme zu stören, die sich im Lauf von vier Milliarden Jahren entwickelt haben. Wer kann wissen, wo ein vom Weg abgekommenes Molekül in tausend Jahren landet?

Ich betrachtete Kog und Sardak. Geschöpfe ihrer Rasse hatten vor vielen tausend Jahren, so ging das Gerücht, ihre Heimatwelt vernichtet. Nun suchten sie eine neue Heimat. Die Priesterkönige, entrückt, goldhäutig, unaggressiv und tolerant, waren gewissermaßen alles, was die Erde und Gor noch vor den Sardaks und Kogs schützte.

»Diese Haut«, sagte Kog zu Samos, »erzählt eine Geschichte.«

»Ich verstehe«, sagte Samos.

»Es handelt sich um ein Artefakt der roten Wilden«, fuhr Kog fort. »Es stammt von einem der Stämme im Ödland.«

»Ja«, sagte Samos.

Die roten Wilden, wie sie allgemein auf Gor genannt werden, unterscheiden sich rassisch wie auch kulturell von den roten Jägern des Nordens. Im Wuchs sind sie eher schlank und haben längere Gliedmaßen, ihre Töchter bekommen früher die Regel, und die Säuglinge werden ohne den blauen Fleck auf dem Kreuzbein geboren, den die roten Jäger aufweisen. Kulturell gesehen sind sie nomadisch und hängen weitgehend von der pflanzenfressenden Kaiila ab, weitgehend dasselbe Tier, wie es auch in der Tahari gefunden wird, nur ohne die breiten Pfoten, die gut für den weichen Sand geeignet sind, und von den behäbigen, geselligen, jähzornigen Kailiauks, die dreizackige Hörner besitzen. Präzise angemerkt, verfügen einige Stämme *nicht* über die Kaiila, weil sie das Tier nie zähmen konnten, während ei-

nige andere sogar den Tarn gemeistert haben, was sie zu den gefährlichsten Stämmen überhaupt macht.

Obwohl es unter diesen Menschen zahlreiche physische und kulturelle Unterschiede gibt, bezeichnet man sie im allgemeinen kollektiv als rote Wilde. Vermutlich liegt dies daran, daß alles in allem so wenig über sie bekannt ist, und an der Schläue und Rücksichtslosigkeit vieler Stämme. Sie scheinen für die Jagd und den Kampf gegen andere Stämme zu leben, der für sie offenbar so etwas wie ein Sport und eine Religion ist. Interessanterweise stehen die meisten Stämme in ihrem Haß auf die Weißen fest zusammen, ein Haß, der im Notfall sofort alle sonstigen Konflikte und Rivalitäten vergessen läßt. Wenn es darum geht, Weiße anzugreifen, die in ihr Gebiet eingedrungen sind, reiten sogar langjährige Blutfinde zusammen, um die Kriegslanze auszugraben. Das Zusammenströmen der Stämme vor einem solchen Kampf, Freunde und Feinde, soll ein erhebender Anblick sein. Hierin kommt ein Phänomen zum Ausdruck, das bei diesen Völkern »Erinnerung« genannt wird.

»Die Geschichte beginnt hier«, sagte Kog und deutet auf den Mittelpunkt der Fläche. An diesem Punkt begann eine Serie von Zeichnungen und Piktogrammen, in einer weiten Spirale angeordnet, der man folgen mußte, indem man die Haut langsam drehte. So entwickelte sich die Erzählung Bild für Bild, wie sie erlebt wurde.

»In mancher Beziehung ist diese Geschichte nicht untypisch«, erläuterte Kog. »Die Symbole hier stellen ein Stammeslager dar. Weil nur wenige Behausungen zu sehen sind, handelt es sich um ein Winterlager. Dies ergibt sich auch aus den Punkten, die Schnee darstellen.«

Ich betrachtete die Zeichnungen. Sie waren sehr sorgfältig und bunt ausgeführt. Alles in allem waren sie sehr klein und fein gestaltet und glichen Miniaturen. Der Mann, der die Farbpigmente auf die Lederfläche übertragen hatte, war geduldig und geschickt vorgegangen. Er hatte sich große Mühe gegeben. Den roten Wilden bedeutete die Wahrheit sehr viel.

»Diese wie eine Säge gezackte Linie«, erklärte Kog«, deutete an, daß im Lager Hunger herrscht: das nagende Gefühl im Magen. Dieser Mann, in dem wir den Künstler sehen und den wir Zwei Federn nennen wollen, wegen der beiden Federn neben ihm, legt Skier an und verläßt das Lager. Er nimmt Pfeil und Bogen mit.«

Ich verfolgte, wie Kog langsam das Leder drehte. Die Zeichnungen werden zunächst mit einem spitzen Stock auf dem Leder eingeritzt. Viele erhalten anschließend schwarze Umrisse. Die auf diese Weise entstehenden umschlossenen Flächen werden anschließend eingefärbt. Vorwiegend kommen dabei gelbe, rote, braune und schwarze Pigmente zur Verwendung. Diese werden vorwiegend aus zerstoßener Erde, Ton und zerkochten Wurzeln gewonnen. Blaue Farbe stellt man aus blauem Schlamm, Gantkot und zerkochtem fauligen Holz her. Grüne Schattierungen lassen sich aus verschiedenen Quellen gewinnen: Erde, zerkochtes fauliges Holz, Kupfererz und Algen. Die Pigmente, die im allgemeinen mit heißem Wasser oder Leim angemixt sind, werden mit einem zerkauten Stock oder einer kleinen Bürste oder einem Stift aus porösem Knochen aufgetragen, normalerweise mit dem Schulterblattrand eines Kailiauk oder dem Endstück des Beckenknochens. Beide Knochen enthalten Honigwabenstrukturen, die das glatte Auftragen von Farben ermöglichen.

»Dieser Mann ist zwei Tage lang unterwegs«, sagte Kog und deutete auf zwei gelbe Sonnen am Himmel des Leders. »Am dritten Tag stößt er auf die Fährte eines Kailiauk, der er folgt. Er trinkt geschmolzenen Schnee, den er im Mund behält, bis er sich erwärmt. Er ißt getrocknetes Fleisch. Am dritten Tag macht er sich kein Feuer an. Daraus können wir schließen, daß er sich nun im Land seiner Feinde befindet. Gegen Abend des vierten Tages sieht er weitere Spuren. Andere Jäger, auf Kaiila reitend, folgen den Kailiauk wie unser Mann. Es ist schwierig, ihre Zahl zu bestimmen, denn sie reiten hintereinander, so daß die Hufabdrücke eines

Tiers die der anderen überdecken und auslöschen. Unserem Mann ist das Herz schwer geworden. Soll er zurückkehren? Er weiß nicht, was er tun soll. Er muß die Sache erst einmal überträumen.«

»Es könnte alles nur ein Zufall sein«, meinte Samos.

»Das glaube ich nicht«, meinte Kog.

»Diese Haut«, meinte Samos, »gibt vielleicht nur die verrückten Phantastereien eines unwissenden Wilden wieder. Vielleicht auch nur einen seltsamen Traum.«

»Die Anordnung und Klarheit des Berichts deutet eher auf eine reale Grundlage«, erwiderte Kog,

»Hier wird uns ein Traum geschildert«, beharrte Samos.

»Vielleicht«, räumte Kog ein.

»Solche Menschen unterscheiden nicht so klar zwischen Traum und Wirklichkeit.«

»O doch!« widersprach Kog. »Nur halten sie beides für real.«

»Bitte fahr fort!« bat ich.

»Hier, in seinem Traum«, sagte Kog und deutete auf eine Reihe von Piktogrammen, die einer kleinen Spirale folgten, »sehen wir, daß der Kailiauk den Mann zu einem Mahl einlädt. Vermutlich ein günstiges Vorzeichen. Zu dem Fest in das Haus des Kailiauk aber kommt ein schwarzer Gast. Seine Umrisse sind verwischt, wie du siehst. Der Mann hat Angst. Er spürt große Macht in dem schwarzen Gast. Der Kailiauk beruhigt den Mann, er brauche keine Angst zu haben. Der Mann nimmt aus den Händen des schwarzen Gastes Fleisch entgegen. Es soll sein Verbündeter und Beschützer sein. Er kann es als Medizin einnehmen. Der Mann erwacht. Er hat große Angst vor dieser seltsamen Medizin. Der Traum ist aber sehr stark, und er weiß, daß er nicht darum herumkommt. Von nun an weiß er, daß seine Medizin mit dem geheimnisvollen schwarzen Gast gleichzusetzen ist.«

»Von woher kam nach Auffassung des Mannes diese heilende Medizin?« fragte Samos.

»Gewiß nahm er an, er erhielt sie aus der Medizinwelt«, antwortete Kog.

»Das scheint mir ein interessanter Vorahnungstraum zu sein«, äußerte ich.

»Der Traum ist gewiß vieldeutig«, sagte Samos. »Siehst du? Die Umrisse des schwarzen Gastes sind undeutlich.«

»Das stimmt«, sagte ich. »Trotzdem scheinen seine Größe, seine Schrecklichkeit, seine Macht deutlich zu werden – besonders bei dem Fest.«

»Du bemerkst sicher auch«, fuhr Kog fort, »daß er hinter dem Feuer sitzt. Das ist der Ehrenplatz.«

»Könnte alles nur Zufall sein«, meinte Samos.

»Richtig«, sagte ich. »Trotzdem ist das alles sehr interessant.«

»Natürlich sind auch andere Erklärungen möglich«, fuhr Samos fort. »Vielleicht hat der Mann schon früher einmal solche Dinge gesehen oder von ihnen gehört und sie wieder vergessen.«

»Das erscheint mir durchaus möglich«, sagte ich.

»Aber warum sollte dann der schwarze Gast im Traum erscheinen, in diesem Traum?« wollte Samos wissen.

»Möglicherweise wegen der Not des Mannes, wegen der Gefahr, in der er sich befindet«, vermutete ich. »In einer solchen Situation könnte er sich einen mächtigen Helfer wünschen. Und der Traum könnte einen herbeigerufen haben.«

»Natürlich!« sagte Samos.

»In Anbetracht der Ereignisse des nächsten Tages«, meinte Kog, »erscheinen gewisse andere Erklärungen doch mehr auf der Hand zu liegen. Damit soll natürlich nicht ausgeschlossen sein, daß der Mann in seiner Verzweiflung und Not nicht doch einen mächtigen Verbündeten willkommen heißen hätte.«

»Worauf willst du hinaus?« fragte ich.

»Daß er schon früher, im Lauf des Tages, Zeichen des Medizinhelfers wahrgenommen hatte, die er aber erst im Traum interpretierte.«

»Verstehe«, sagte ich.

»Noch plausibler erschiene mir«, warf Kog ein, »daß der schwarze Gast im mondhellen Schnee dem Mann tatsächlich erschien. Der Mann, hungrig, erschöpft, den Traum suchend, zwischen Schlafen und Wachen schwebend, ohne richtig mitzubekommen, was sich da tat, sah ihn. Dann baute er ihn in seinen Traum ein und deutete ihn, so gut er ihn begreifen konnte.«

»Ein interessanter Gedanke«, sagte ich.

»Man muß es doch als unwahrscheinlich bezeichnen«, wandte Samos ein, »daß sich die Wege des Mannes und des Helfers in der weglosen, schneebedeckten Weite des Ödlandes kreuzen würden.«

»Nicht, wenn beide dem Kailiauk gefolgt wären«, meinte Kog.

»Warum soll der Mediziner den Mann nicht aufgefressen haben?« wollte ich wissen.

»Weil er vielleicht den Kailiauk jagte, nicht den Mann«, antwortete Kog. »Weil er vielleicht Sorge hatte, daß andere Menschen ihn verfolgen und töten würden, wenn er einen Menschen umbrachte.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Außerdem schmeckt Kailiauk besser als ein Mensch«, fügte Kog hinzu. »Ich habe beides schon gegessen.«

»Ah«, sagte ich.

»Wenn der Helfer den Mann besucht hätte«, fragte Samos, »müßte es dann nicht Spuren im Schnee geben?«

»Zweifellos«, sagte Kog.

»Und gab es welche?« wollte Samos wissen.

»Nein«, erwiderte Kog.

»Dann war alles nur ein Traum.«

»Das Fehlen von Spuren würde für den Mann ein Beweis sein, daß der Helfer aus der Medizinwelt kam«, sagte Kog.

»Natürlich«, pflichtete ihm Samos bei.

»Dementsprechend würde der Mann nicht nach Spuren suchen.«

»Du hast also die Hypothese«, vermutete Samos, »daß solche Spuren existierten.«

»Selbstverständlich«, sagte Kog, »die dann in der Nähe des Lagers fortgefeßt wurden.«

»Aus der Sicht des Mannes wäre also der schwarze Gast mit der Verstohlenheit und Rätselhaftigkeit eines Besuchers von der Medizinwelt aufgetaucht und wieder verschwunden«, sagte Samos.

»Ja«, äußerte Kog.

»Interessant.«

»Völlig klar ist, wie der Mann die Situation sah«, sagte Kog, »ob er nun recht hatte oder nicht. Auf ähnliche und unbestreitbare Weise klar sind die Ereignisse des nächsten Tages: Sie sind eindeutig dargestellt.« Mit seinen beweglichen sechsgliedrigen langen Fingern drehte er das Leder um ein Viertel und setzte die Geschichte fort.

»Am nächsten Morgen nahm der Mann, beflügelt durch den Traum, seine Jagd wieder auf. Es begann zu schneien.« Ich bemerkte die Punkte zwischen der flachen Ebene der Erde und dem Halbkreis des Himmels. »Durch Schnee und Wind wurden die Spuren verwischt. Trotzdem gab der Mann nicht auf; er kannte die Richtung, die der Kailiauk genommen hatte, und folgte im übrigen den natürlichen Konturen des Landes, so wie es auch ein langsam dahinwanderndes Tier tun mochte, das hier und dort auf der Suche nach Wurzeln oder Gras den Schnee aufwühlte. Er hatte keine Sorge, die Spur zu verlieren. Wegen seines Traums blieb er zuversichtlich. Auf Skiern kam er im Schnee schneller voran als der Kailiauk. Über lange Strecken kam er bei solchem Schnee sogar an das Tempo dahinwatender Kaila heran. Überdies sind die Kailiauk, wie du weißt, bei Nacht selten unterwegs.«

Bei den fraglichen Kailiauk handelte es sich übrigens um die Gattung, die im Ödland anzutreffen war, ein großes gefährliches Tier, das an den Schultern oft zwanzig, fünfundzwanzig Hand groß ist und bis zu viertausend Pfund wie-

gen kann. Gejagt wird es nur selten zu Fuß, außer bei tiefem Schnee, der es praktisch hilflos macht. Vom Rücken einer Kaiila dagegen, neben dem angstvoll galoppierenden Tier herreitend, kann ein erfahrener Jäger mit einem einzigen Schuß zum Ziel kommen. Er reitet dicht an das Tier heran, knapp einen Meter von seiner Flanke entfernt, sich außerhalb der Reichweite des Dreizacks haltend. Auf diese Entfernung kann der Armbrustbolzen bis zu den Flugfedern einsinken. Das Ziel ist idealerweise die Höhlung des Unterleibs hinter der letzten Rippe oder ein Punkt dicht hinter dem linken Schulterblatt, wo das achtkammrige Herz getroffen wird.

»Zur Mittagsstunde«, berichtete Kog, der langsam das Leder drehte, »sehen wir, daß das Wetter aufgeklart hat. Der Wind ist schwächer geworden, es hat zu schneien aufgehört. Die Sonne ist hinter den Wolken hervorgekommen. Wir können daraus schließen, daß es ein strahlender Tag ist. Wahrscheinlich ist auch bereits die Temperatur gestiegen. Wie wir sehen können, hat der Mann seinen weitärmeligen Jagdmantel geöffnet und seine Pelzmütze abgesetzt.«

»Bevor ich dieses Leder sah«, sagte Samos, »war mir nicht bekannt, daß die Wilden solche Dinge tragen.«

»Das tun sie«, sagte Kog. »Im Ödland ist der Winter streng, und man jagt nicht in dünner Bekleidung.«

»Hier«, sagte Samos, »legt sich der Mann nieder.«

»Nein, er überquert eine Anhöhe«, berichtete Kog, »und zwar sehr vorsichtig.«

Ich nickte. Es ist nicht ratsam, vor dem Himmel eine Silhouette zu bilden. Aus solchem Winkel ist eine Bewegung nicht schwer auszumachen. Ähnlich sinnvoll ist es, sich ein Terrain zunächst gründlich anzusehen, ehe man es betritt. Diese Arbeit, diene sie nun der Stammeswanderung oder einem Kampfvorstoß, wird im allgemeinen von Kundschaftern getan. Ist ein Mann allein unterwegs, muß er natürlich sein eigener Kundschafter sein. So kommt es vor, daß einsame Reisende oder kleine Gruppen offene Flächen ohne

Deckung meiden, soweit das möglich ist. Beim Ritt durch offenes Gelände wird übrigens oft mit einem Trick gearbeitet: Man legt ein Kailiauk-Fell um und beugt sich flach über den Hals seiner Kaiila. Aus der Entfernung, besonders wenn man die Kaiila stillstehen läßt, wird man dann vielleicht für ein einziges Tier gehalten, einen einsamen Kailiauk.

Bei den roten Wilden werden Kundschafter manchmal Sleen genannt. Der Sleen ist Gors tüchtigster und hartnäckigster Fährstensucher. Oft werden sie zur Jagd auf Sklaven eingesetzt. Bei den meisten Stämmen trägt der Kundschafter überdies einen Sleenpelz, der nach Art eines Umhangs mit Kapuze Kopf und Rücken bedeckt. Vielleicht steckt dahinter der Glaube, daß dem Kundschafter auf diese Weise etwas von der Wildheit und Schläue des Sleen vermittelt wird. Einige Kundschafter meinen sich in einen Sleen zu verwandeln, wenn sie das Fell tragen. Dies hat mit den geheimnisvollen Beziehungen zu tun, die ihrer Überzeugung nach zwischen der Welt der Realität und der Medizinwelt bestehen, wonach diese beiden Welten zuweilen aufeinander einwirken und eins werden. Und gewiß: Praktisch gesehen, ist das Fell eine ausgezeichnete Tarnung. So kann man einen Kundschafter, der auf allen vieren hockend über eine Anhöhe schaut, ohne weiteres für einen wilden Sleen halten. Diese Tiere kommen im Ödland relativ häufig vor; sie ernähren sich vorwiegend von Tabuks.

»Und nun schaut!« fuhr Kog fort und drehte das Leder.
»Dies sah der Jäger an jenem strahlenden Tau-Morgen.«

»Behauptet er«, sagte Samos.

In der Senke unterhalb der Anhöhe lag ein getöteter Kailiauk, ein dunkler Umriß im Schnee. Und was dahinter hockte, war ebenfalls klar: riesig, wachsam, katzenähnlich, einem Larl gleichend.

»Seht ihr?« fragte Kog.

»Der schwarze Gast«, sagte Samos.

»Ja«, sagte Kog. »Jetzt deutlich dargestellt, in seiner eigenen Gestalt.«

Ich brachte kein Wort heraus.

»Bestimmt hat sich der Künstler alles nur ausgedacht«, sagte Samos.

»Außerdem sind hier fünf Kailareiter mit Kailalanzen zu sehen. Sie bewegen sich zwischen dem Kailiauk und dem schwarzen Gast und dem Mann.«

»Das sind die anderen Jäger, die dem Kailiauk ebenfalls gefolgt waren«, sagte Samos.

»Ja«, äußerte Kog.

»Seht, wie die leichten Kailalanzen von den Berittenen gehalten werden!« sagte Kog.

»Der erste«, antwortete Samos, »hat die Spitze in Angriffsposition gebracht.«

»Dann wird er als erster sterben«, sagte ich.

»Natürlich«, gab Kog zurück.

Einer der anderen Kailareiter hielt die Lanze in der rechten Hand, den Schaft auf den Oberschenkel gestützt. Somit war er der zweite Mann, gegen den der Mann antreten mußte. Ein dritter Reiter hielt die Lanze quer vor sich in der linken Armbeuge. Er mußte der dritte Angreifer sein. Die anderen beiden Kailareiter trugen die Lanzen noch in ihren Schulterschlingen auf dem Rücken. Sie mochten zuletzt an die Reihe kommen.

»Der Mann nimmt seinen Bogen aus dem perlenbesetzten, befransten Behältnis«, fuhr Kog fort. »Er spannt den Bogen.« Eine solche Waffe wird natürlich ohne gespannte Sehne transportiert, bis sie gebraucht wird. Auf diese Weise bewahrt man die Spannkraft des Holzes und die Stärke und Biegsamkeit der Bogensehne. »Aus seinem Köcher«, fuhr Kog fort, »nimmt er sechs Pfeile. Drei hält er mit dem Bogen in der linken Hand, einen setzt er auf die Sehne, zwei hält er im Mund.«

»Der erste Berittene ist zum Angriff bereit«, sagte Samos.

»Unser Jäger fährt auf seinen Skiern den zwischen ihm und seinen Feinden liegenden Hang hinab«, sagte Kog. »Dabei hält er den Bogen schußbereit.«

Reichweite und Durchschlagskraft des kleinen Bogens sind zwar beträchtlich, man kann sie aber kaum mit denen des Bauernbogens oder Langbogens vergleichen. So versucht der rote Wilde bei jeder Gelegenheit die Chance auf einen Treffer zu erhöhen, indem er die Entfernung zwischen sich und dem Ziel vermindert. Dies paßt im übrigen zu seiner Neigung, den Nahkampf zu verherrlichen.

Bei den meisten Stämmen gehört es zu den ehrenvollsten Kampfzielen, einen Gegner nicht etwa zu töten, sondern ihn mit der offenen Hand zu berühren oder zu schlagen. Je gefährlicher die Umstände dabei im großen und ganzen sind, desto größer der Ruhm. Einen Feind zu töten, zählt in der Heraldik der roten Wilden also weit weniger, als ihn auf andere Weise zu besiegen, am besten auf eine Weise, die größere Geschicklichkeit und größeren Mut unter Beweis stellt. So zählt die Berührung eines bewaffneten Gegners mit der offenen Hand bei den meisten Stämmen als erster Coup. Der zweite und dritte Mann, die eine solche Tat schafften, würden den zweiten und dritten Coup zugesprochen erhalten. Einen Feind mit Pfeil und Bogen aus dem Hinterhalt zu erschießen, galt dagegen wohl nur als fünfter oder sechster Coup.

Es muß hier nicht betont werden, wie wichtig den roten Wilden das Zählen solcher Coups ist, die darüber entscheiden, welche Federn und sonstiger Schmuck ein Krieger tragen darf. Bei vielen Stämmen gibt es darüber hinaus auch praktische Aspekte. Zum Beispiel besteht bei einem Mann, der nicht ständig Coups gesammelt hat, kaum die Chance, innerhalb eines Stammes aufzusteigen oder Anführer oder gar Häuptling zu werden. In vielen Stämmen ist ein Mann, der keine Coups erzielt hat, nicht berechtigt, eine Frau zu nehmen. Bei anderen Stämmen ist dies wohl bei Männern über fünfundzwanzig zulässig, doch darf er seiner Gefährtin das Gesicht nicht anmalen. Damit wird den anderen Frauen ihre Schande klargemacht.

Die Einrichtung des Coupzählens hat mehrere offenkun-

dige Auswirkungen auf die soziale Struktur und Ordnung der roten Wilden. Insbesondere beeinflußt sie, insgesamt gesehen, die gesellschaftlichen Hierarchien zur Aggressivität und kriegesischen Auseinandersetzung. Eigenschaften, die in einer beinahe natürlich zu nennenden Harmonie und Balance gewisse delikate Beziehungen zwischen Nahrungsmengen, Territorien und Bevölkerungszahlen schützen und erhalten. So gesehen, können die Stammeskrieger als ein Beispiel arteigener Aggression gelten, mit den sich daraus ergebenden Konsequenzen der Dezentralisierung und Auslese verschiedener Bevölkerungsgruppen. Wenn man diese Dinge irgendwie interessant findet, lassen sich das Coupzählen und die Stammesfehden im übrigen als Mittel sehen, Farbe, Spannung und Schwung in das Leben der roten Wilden zu bringen. Sie leben in einer Welt, in der Gefahren nicht unbekannt sind. Gewiß könnten sie anders leben, doch sie haben diese Entscheidung nicht getroffen. Sie leben mit den Sternen und den Weiden und den Kaiila und dem Kailiauk. Sie haben sich nicht dazu überwunden, die rundbäuchigen biertrinkenden Götter der seßhafteren Völker für sich zu übernehmen. Man sollte hier auch nicht vergessen, daß das Coupzählen, statistisch gesehen, dazu führt, daß nur die kräftigeren und gesünderen, die wachseren, intelligenteren Krieger Nachkommen haben. Dies steht in deutlichem Gegensatz zu gewissen Völkern, bei denen die gesündesten, besten Männer in den Krieg geschickt werden, während die geringwertigen und schwächeren sicher zu Hause bleiben, Geld verdienen und sich vermehren.

Bei den meisten Stämmen wird ein Mann, der sich weigert, auf den Kriegspfad zu gehen, in Frauenkleider gesteckt und künftig nur noch als Frau angesehen und beschäftigt.

Interessanterweise stehen die Weißen außerhalb der Coupstruktur. Anscheinend werden sie insgesamt nicht als würdige Gegner angesehen, als Gegner, der einen Coup bringt. Nicht daß die roten Wilden etwas dagegen hätten, Weiße zu töten. Nur erfüllt es sie im allgemeinen nicht mit

Stolz. Ein Mann aus den großen Städten würde auch nicht damit rechnen, geehrt zu werden, nur weil er einen Tarsk oder eine Urt getötet hat. So wird sich der rote Wilde selten Mühe geben, einen Weißen zu töten; er sieht darin meistens keinen großen Nutzen. Er kann sich diese Tat nicht als Coup anrechnen.

»Der Mann befindet sich keine fünfzig Fuß mehr von den berittenen Jägern entfernt«, fuhr Kog fort. »Im weichen Schnee ist er lautlos den Hang herabgeglitten.«

»Gewiß hat ihn der schwarze Gast gesehen, wie wir ihn nennen, das Wesen, das hinter dem Kailiauk hockt.«

»Natürlich«, sagte Kog, »aber er hat mit keinem Zeichen erkennen lassen, daß er etwas bemerkt hat.«

»Mit keinem Zeichen«, sagte ich, »das von den Reitern registriert worden wäre.«

»Ja«, sagte Kog und entblößte kurz die Zähne. Solche Anzeichen gibt es immer. Es ist nur die Frage, ob sie auffallen. Manchmal sind es Winzigkeiten wie das Zusammenziehen einer Pupille.

»Der Bogen ist zurückgezogen«, sagte Kog.

Der kleine Bogen bietet viele Vorteile. Zuerst wäre da die Schnelligkeit zu nennen, mit der Pfeile abgeschossen werden können. In der goreanischen Schwerkraft kann ein geschickter Krieger zehn Pfeile in die Luft schießen, ehe der erste den Boden berührt. Keine andere goreanische Waffe vermag diese Geschwindigkeit zu erreichen. Auf kurze Entfernung kann seine Wirkung vernichtend sein. Zwei weitere Vorteile sollten erwähnt werden: Man kann den kleinen Bogen leicht hin und her bewegen und mühelos verstecken, zum Beispiel unter einem Mantel. Ohne weiteres läßt sich die Waffe von einer Seite der Kaiila auf die andere nehmen. Bei dieser Kampfarm ist es übrigens nicht unüblich, daß der Krieger hinter dem Körper seiner dahingaloppierenden Kaiila Deckung sucht, um sich, nachdem er den Feind umkreist hat, plötzlich aufzurichten und über den Rücken des Tieres zu schießen – und manchmal auch unter seinem Hals

hindurch. Ein Bein über dem Rücken des Tiers, eine Faust in der Mähne, oder ein durch eine lederne Halsschlaufe geschobener Arm liefern den Halt für solche Taten.

Überhaupt sind die Wilden vorzügliche Reiter. Oft schon ehe es laufen kann, wird ein Kind des Stammes auf den Rücken einer Kaiila gehoben, wobei es sich mit den winzigen Händen in der seidigen Mähne festhält. Manchmal baumelt an der Halsschlaufe ein mehrere Fuß langer Gurt. Er dient zum Zupacken für Krieger, die zu Boden gerissen wurden, um ihr Tier wieder einzufangen oder sich vom Schwung des Galopps mitzerren und nach Möglichkeit wieder auf den Rücken schwingen zu lassen. Dieser Gurt wird übrigens öfter bei der Jagd als im Kampf eingesetzt. Zu leicht ließe er sich von einem zu Fuß kämpfenden Gegner ergreifen, mit der Folge, daß sich die Kaiila nicht mehr frei bewegen könnte oder vielleicht sogar umgerissen würde. Überflüssig anzumerken, daß es äußerst gefährlich ist, bei der Kailiaukjagd vom Kaiilarücken zu fallen, weil eine solche Jagd meistens gegen eine in Panik dahindonnernde Herde geht oder auch gejagte einzelne Tiere plötzlich kampflustig kehrtmachen können.

Bei der Kailiaukjagd zerstreuen sich die Jäger meistens, jeder sucht sich seine eigenen Tiere. Dementsprechend sind selten Stammesgenossen in der Nähe, um Hilfe zu leisten. Darin liegt ein großer Unterschied zu dem Kämpfen mit der Kaiila: Bei solchen Attacken sind Freunde und Verbündete gewöhnlich nahe und bereit, einen Gefallenen aufzulesen oder ihm wieder auf den Rücken seiner Kaiila zu helfen. Der rote Wilde sieht das Kämpfen nicht unter Leistungs- oder Tüchtigkeits-Gesichtspunkten. Lieber rettet er einen Kameraden, als zehn Feinde zu töten. Dies hat mit der Tatsache zu tun, daß alle demselben Stamm angehören und meistens auch derselben Krieger-Gemeinschaft. So kennen sie einander den größten Teil ihres Lebens; als Kinder hatten sie zusammen gespielt und in den Sommerlagern die Kaiila-Herden gemeinsam bewacht, vielleicht waren sie sogar zu-

sammen auf ihre erste Kailiauk-Jagd gegangen. Nun, als Männer, beschreiten sie in Gemeinschaft den Kriegspfad, sie sind Kameraden und Freunde, jeder ist dem anderen wichtiger als tausend Coups.

Hier liegt die Erklärung für manche Absonderlichkeit in den Stammeskriegen. Zwar ziehen Kriegergruppen ziemlich häufig los, aber weniger häufig gegen andere Krieger als um Kaiilas zu stehlen; bei diesem Sport geht es darum, möglichst viele Tiere zu erbeuten, ohne den Gegner überhaupt in einen Kampf zu verwickeln; so ist es zum Beispiel ein toller Coup, eine Kaiila-Leine durchzuschneiden, die am Handgelenk eines schlafenden Gegners befestigt ist, und sich mit dem Tier davonzumachen, ehe er aufwacht; einen schlafenden Feind zu töten, ist dagegen nur ein unbedeutender Coup; wie soll der Betreffende außerdem begreifen, daß er getötet und wie raffiniert er überlistet wurde! Wie schön, sich seine Wut und seinen Kummer beim Erwachen vorzustellen – ist das dem Dieb nicht wichtiger als sein Skalp? Gibt es wirklich einmal Kämpfe, kommt es kaum zu größeren Schlachten. Die typische Kriegshandlung ist der Überfall, meistens von einer kleinen Gruppe unternommen, etwa fünfzehn Kriegern. Sie dringen auf feindliches Gebiet vor, schlagen zu, meistens im Morgengrauen, und verschwinden wieder, beinahe so schnell, wie sie gekommen sind, mit Skalps und Beute; manchmal wird auch die eine oder andere Frau des Gegners mitgenommen; in den meisten Stämmen bedeutet es eine große Ehre, die Frau eines Feindes zu besitzen. Männliche Gefangene werden selten gemacht; wegen der großen Kameradschaft und der sportlichen Aspekte, die mit der Kriegsführung verfolgt werden, weigert sich eine Gruppe roter Krieger im allgemeinen, auch nur einen einzelnen Gegner in felsiges oder Buschgebiet zu verfolgen; das ist einfach zu gefährlich. Auf ähnliche Weise lassen sich die Roten beinahe niemals auf eine kämpferische Konfrontation ein, wenn sie in der Unterzahl sind; oft fliehen sie sogar vor einem offenkundigen Sieg, wenn der Preis

dafür ihnen zu hoch erscheint. Manchmal weicht eine große Zahl roter Wilder sogar vor dem überraschenden Angriff einer kleinen Zahl von Gegnern zurück; sie kämpfen lieber unter selbstgewählten Bedingungen und zu einer selbst bestimmten Zeit; außerdem hatten sie vielleicht nicht genug Zeit, ihre Kriegsmedizin vorzubereiten.

»Er kann doch unmöglich damit rechnen, fünf Männer zu besiegen – selbst mit dem kleinen Bogen«, sagte Samos.

»Es erscheint unwahrscheinlich«, räumte ich ein.

»Er glaubt in der Gegenwart des Medizinhelfers zu sein«, sagte Kog. »Er ist unerschrocken.«

»Dreh das Leder!« sagte ich.

Im Licht der offenen Laterne schob die Kreatur das Leder auf dem schweren Tisch herum.

»Der erste berittene Krieger ist hier bereits tot«, sagte er. »Der Mann, der die Lanze in Angriffsstellung hatte. Die Kaiila der anderen sind geflohen.«

Ich nickte. Ich hatte diese Entwicklung befürchtet. Die hochmütige Kaiila, die ein seidenweiches Fell besitzt, ist ein extrem vorsichtiges, nervöses Tier.

»Der zweite Kaiilajäger, der seine Lanze schon bereit hatte, ist von seinem Tier in den Schnee geworfen worden. Somit muß unser Mann sich schleunigst auf den dritten Reiter einstellen, der die Lanze quer vor sich gehalten hatte. Er tötet ihn. Nun tritt der schwarze Gast in Aktion. Er springt über den toten Kailiauk. Er packt den Mann, der in den Schnee gestürzt ist.«

Es war kein schönes Bild.

»Die beiden letzten Jäger, die Lanzen über dem Rücken, ergreifen die Flucht«, fuhr Kog fort. »In einiger Entfernung drehen sie sich um und betrachten den Kailiauk, den schwarzen Gast und den Mann. Das Blut des zweiten Jägers verfärbt die Schnauze des schwarzen Gastes und das zottige Fell seiner Brust. Die beiden überlebenden Jäger ergreifen die Flucht. Nun sind der schwarze Gast und der Mann allein mit dem Kailiauk und den drei reiterlosen Kaiila. Wieder

hockt sich der schwarze Gast hinter den Kailiauk. Der Mann steckt Bogen und Pfeile fort. Der schwarze Gast lädt ihn ein, an seiner Mahlzeit teilzunehmen.«

»Eine interessante Erfindung, diese Geschichte«, sagte Samos.

»Dreh das Leder!« forderte ich Kog auf.

»Der schwarze Gast ist gegangen«, fuhr Kog fort. »Der Mann schneidet sich Fleisch vom Kailiauk ab.«

Wieder drehte Kog die Bildfolge weiter.

»Der Mann kehrt in sein Lager zurück. Und zwar mit drei Kaila, von denen er eine reitet. Die anderen beiden sind schwer beladen mit Fleisch von dem Kailiauk. Nun wird kein Hunger mehr herrschen in seinem Lager. Mitgebracht hat er außerdem das Fell des Kailiauk, vor sich eingerollt, und drei Skalps. Er wird sich einen Schild daraus machen.«

Wieder drehte Kog das Leder.

»Dies ist der Schild, den er sich fertigen wollte«, sagte er und deutete auf das letzte Bild. Dieses letzte Bild war viel größer als die anderen, etwa sechs oder sieben Zoll hoch.

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Der Schild zeigt in deutlicher Zeichnung das Ebenbild des schwarzen Gastes, des Medizinhelfers.«

»Ja«, sagte ich.

»Erkennst du ihn?« fragte Kog.

»Ja«, sagte ich. »Es ist Zarendargar, Halb-Ohr.«

»Dessen kannst du nicht sicher sein«, meinte Samos.

»Wir glauben auch, daß es sich um Zarendargar handelt, der von manchen Menschen Halb-Ohr genannt wird«, sagte Kog.

»Dann lebt er also!« rief ich.

»Sieht so aus«, meinte Kog.

»Warum hast du uns das Bild gezeigt?« fragte ich.

»Wir erstreben eure Hilfe«, sagte Kog.

»Ihn aus dem Ödland zu retten?« fragte ich.

»Nein, ihn zu töten!« antwortete Kog.

»Das ist unerhört!« sagte Samos. »Diese ganze Geschichte ist doch die reinste Phantasterei!«

»Du wirst bemerken, daß die Geschichte auf dieser Tierhaut entwickelt wurde.«

»Und?« fragte Samos.

»Es handelt sich um eine Kailiaukhaut«, sagte Kog.

»Na und?« wiederholte Samos.

»Die roten Wilden sind für das Überleben auf den Kailiauk angewiesen«, erklärte Kog. »Dieses Tier liefert den größten Teil der Nahrung und andere Dinge zum Leben. Fleisch und Haut, Knochen und Sehnen, davon leben die Roten. Sie gewinnen aus dem Kailiauk nicht nur Nahrung, sondern auch Kleidung und Unterkunft, Werkzeuge und Waffen.«

»Das weiß ich doch!« rief Samos.

»In allen Geschichten und Überlieferungen verehren die Wilden den Kailiauk. Seine Bilder und Relikte spielen eine große Rolle bei ihrer Medizin.«

»Ich weiß.«

»Außerdem glauben sie, daß der Kailiauk sie verlassen würde, wenn sie seiner nicht wert wären. Und sie glauben, daß dies vor langer Zeit schon einmal passiert ist.«

»Und?« fragte Samos.

»Folglich werden diese Leute auf der Haut des Kailiauk keine Lügen erzählen«, sagte Kog. »Dies wäre der letzte Ort in der ganzen Welt, an dem sie lügen würden. Auf die Haut des Kailiauk darf man nur die Wahrheit malen.«

Samos schwieg.

»Beachte außerdem«, fuhr Kog fort, »daß auf dem Schild das Bild des schwarzen Gastes erscheint!«

»Das sehe ich«, sagte Samos.

»Bei den roten Wilden gibt es den Glauben, daß ihr Schild sie nicht mehr schützen wird, wenn sie seiner unwürdig sind oder nicht die Wahrheit sagen. Er würde sich zur Seite bewegen oder die Pfeife und Lanzen der Feinde nicht mehr abhalten. Viele Krieger behaupten, so etwas gesehen zu haben. Die Schilde sind ebenfalls aus Kailiaukleder gemacht, aus der dicken Schwarte im Nacken, wo Haut und Muskula-

tur besonders ausgeprägt sind, um das Gewicht des Dreizacks zu tragen und die Stöße anderer Dreizacke abzuwehren, besonders bei den Frühlingskämpfen vor der Paarungszeit.«

»Nun gut, dann will ich glauben, daß der Künstler ehrlich gesprochen hat, daß er glaubt, die Wahrheit verkündet zu haben.«

»Soviel ist klar«, sagte Kog.

»Dennoch könnte das Ganze nur die zutreffende Wiedergabe einer Vision oder eines Traumes sein!«

»Der Teil des Leders, der sich auf den Traum oder die Vision bezieht«, sagte Kog, »ist deutlich abgesetzt von den anderen Teilen, die angeblich wirkliche Ereignisse darstellen. Es gibt außerdem keinen Grund zu der Annahme, der Künstler könnte oder würde über die Natur dieser Ereignisse, oder auch nur in ihrer weiteren Bedeutung, im Irrtum begriffen sein.«

»Der schwarze Gast muß nicht Zarendargar sein«, meinte Samos. »Die Ähnlichkeit könnte zufällig sein.«

»Wir halten das nicht für wahrscheinlich«, entgegnete Kog. »Die Entfernungen und Zeiten und die Altersbestimmung der Haut, die Einzelheiten der Darstellungen – alle diese Dinge deuten darauf hin, daß es sich um Zarendargar handelt. Überhaupt würden Angehörige ihrer Rasse oder ihre Nachkommen, die in die Barbarei zurückfallen, sich nur selten in die Einöde verirren. Es gibt dort zu wenig Dekkung, und im Sommer ist die Hitze zu groß.«

»Die auf der Haut erzählte Geschichte spielte sich im Winter ab«, sagte Samos.

»Das ist zutreffend«, sagte Kog, »aber dafür gibt es im Ödland kaum Wild. Außerdem ist das Land zu offen, und Fährten lassen sich kaum verbergen. Unsere Artgenossen ziehen es vor, in Wald- oder Berggebieten zu überwintern.«

»Normalerweise suchen sie solchen Schutz«, bestätigte ich.

»Ja«, beharrte Kog.

»Dann nimmst du also an«, fuhr ich fort, »daß Zarendargar sich versteckt.«

»Ja«, erwiderte Kog, »im gefährlichen Ödland, wo wir ihn nicht vermuten.«

»Er weiß, daß man ihn suchen wird?« fragte ich.

»Ja«, sagte Kog, »ihm ist bekannt, daß er versagt hat.«

Ich dachte an die Vernichtung des riesigen Versorgungskomplexes in der goreanischen Arktis.

»Ich bin Zarendargar begegnet«, sagte ich, »und finde es nicht wahrscheinlich, daß er sich verstecken würde.«

»Wie willst du seine Anwesenheit im Ödland anders erklären?« wollte Kog wissen.

»Das kann ich nicht«, sagte ich.

»Wir suchen ihn seit zwei Jahren«, fuhr Kog fort. »Diese Haut ist unsere erste Spur.«

»Wie ist sie in deinen Besitz gelangt?« fragte ich.

»Sie wurde bei einem Tauschgeschäft erworben«, antwortete Kog. »Nach einer gewissen Zeit fielen sie einem unserer Agenten auf, der sie auf die Stahlwelten schickte.«

»So ein Leder scheint mir etwas zu sein, von dem sich der Künstler nicht gerade freiwillig trennen würde«, sagte ich.

»Da kannst du recht haben.«

Ich erschauerte. Zweifellos war der Künstler ermordet worden. Auf dem Tauschweg war der Gegenstand sodann in eine der großen Städte gelangt, vermutlich nach Thentis, der dem Ödland am nächsten liegenden Metropole.

»Wir suchen Zarendargar«, wiederholte Kog. »Wir sind seine offiziell ernannten Henker.«

Trotzdem kam mir die Angelegenheit irgendwie rätselhaft vor, wenngleich ich nicht genau zu sagen vermochte, was mich störte. Zum einen bezweifle ich, daß Zarendargar untergetaucht war. Doch anders ließ sich sein Aufenthalt im Ödland nicht erklären. Außerdem glaubte ich nicht recht, daß der Künstler wirklich tot war. Er schien mir ein fähiger, listiger Krieger zu sein. Andererseits war das Fell offenbar

bei einem Tauschgeschäft eingesetzt worden. All die offenen Fragen beunruhigten mich. Ich verstand sie nicht.

»Sein Verbrechen war das Versagen?« fragte ich.

»Versagen wird auf den Stahlwelten nicht geduldet«, gab Kog zur Antwort, »nicht bei einem Wesen, das über den Ringen steht.«

»Sicher ist ihm ein fairer Prozeß gemacht worden«, mutmaßte ich.

»Das Urteil erging im Einklang mit den Statuten der Stahlwelten«, erwiderte Kog, »und zwar durch den hohen Rat, bestehend aus den zweiundsiebzig Mitgliedern, die aus den Vertretern der tausend Klippen ausgewählt worden waren.«

»Der Rest war also Richter und Geschworenenversammlung zugleich?« fragte ich.

»Ja«, sagte Kog, »so wie es auch in euren Städten oft gehandhabt wird.«

»Zarendargar war bei seinem Prozeß nicht anwesend«, gab ich zu bedenken.

»Wenn die Anwesenheit des Verbrechers erforderlich wäre, gäbe es in vielen Fällen keine Möglichkeit, ein Urteil zu sprechen.«

»Das stimmt«, sagte ich.

»Eine solche Einschränkung der juristischen Abläufe ist nicht statthaft.«

»Ich verstehe«, sagte ich. »Wurden denn auch Beweise vorgetragen, die für Zarendargar sprachen?«

»In einem solchen Fall«, entgegnete Kog, »sind Beweise gegen das Gericht nicht zulässig.«

»Aha ... und wer sprach für Zarendargar?«

»Es ist nicht recht, sich für einen Verbrecher einzusetzen.«

»Ich verstehe.«

»Wie du sehen wirst, wurde das Gesetz genau befolgt.«

»Vielen Dank«, sagte ich, »in dieser Angelegenheit bin ich zufriedengestellt.«

Kog zog die Lippen über die scharfen Zähne.

»Aber vielleicht darf ich noch fragen, ob die Entscheidung einstimmig ausgefallen ist.«

»Einstimmigkeit ist ein Hindernis für die Anwendung eines praktischen, wirksamen Rechts«, sagte Kog.

»Fiel das Urteil einstimmig?« fragte ich noch einmal.

»Nein.«

»Fiel es knapp aus?«

»Warum fragst du?«

»Ich bin neugierig.«

»Ja, interessanterweise war es eine knappe Entscheidung.«

»Danke«, sagte ich. Ich hatte gewußt, daß es bei diesen Kreaturen unterschiedliche Gruppierungen gab. Aufgegangen war mir das bereits in der Tahari. Außerdem hatten einige Ratsangehörige, auch wenn sie nicht zu Zarendargar standen, seinen Wert für die Stahlwelten erkannt. Zweifellos war er einer der besten Generäle.

»Es gibt dabei keine Trennung zwischen Gesetzgeber und Justiz.«

»Die Gesetze existieren doch nur, um den herrschenden Mächten zu dienen«, erklärte Kog. »Unsere Institutionen sichern diese Ordnung, erleichtern und bestätigen sie, was nicht das Unwichtigste ist. Somit sind unsere Institutionen weniger unehrlich und heuchlerisch als die Ämter mancher anderer Gruppierung, die unter falschem Vorwand arbeiten und Gesetze schaffen, die keine Waffe sind.«

»Wer garantiert uns, daß ihr beide dazu berufen seid, das Edikt des Rates zu vollstrecken?« fragte ich.

»Zweifelst du am Wort eines Angehörigen der Völker?« gab Kog zurück.

»Im Grunde nicht«, sagte ich. »Ich interessiere mich lediglich für eure Vollmacht.«

»Die du nicht lesen könntest, selbst wenn wir sie dir vorzeigten«, erwiderte das Wesen.

»Damit hast du recht.« Mich erstaunte die Geduld, die

diese Geschöpfe an den Tag legten. Normalerweise waren sie schnell erregt, sogar gegenüber Artgenossen. Samos und ich aber waren bisher nicht angegriffen worden. Die beiden schienen ein wirklich dringendes Anliegen zu haben.

»Ich leiste dir einen Schwur auf die Ringe Sardaks«, sagte Kog und legte die Tatze auf die beiden rötlich schimmernden Ringe, die Sardaks linkes Handgelenk umschlossen.

»Das reicht mir völlig«, sagte ich großmütig. Ich hatte natürlich nicht die geringste Vorstellung, welche Bedeutung dieser Geste Kogs beizumessen war, doch unter den gegebenen Umständen mußte sie wohl ziemlich schwerwiegend sein. Mir war klar, daß Sardak Kogs Blut oder Anführer sein mußte. Wenn Kog einen falschen Schwur leistete, so oblag es gewiß dem anderen, ihn zu töten. Sardak rührte sich nicht.

»Zweifellos seid ihr die, als die ihr euch ausbeut«, räumte ich ein.

»Und selbst wenn wir es nicht wären, könnten wir trotzdem Geschäfte machen.«

»Geschäfte?« fragte ich.

»Aber ja doch«, sagte Kog. »Wir sind hier zusammengekommen, um jeder Seite Gewinne zu bringen.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Zarendargar ist für die Menschen ein gefährlicher Gegner«, erklärte Kog. »Er ist erwiesenermaßen ein Feind der Kailiauk. Er ist auch euer Feind. Welch Glücksumstand also, daß wir in dieser Angelegenheit unsere Kräfte zusammenlegen können! Es liegt in eurem Interesse, Zarendargar umbringen zu lassen, und wir haben dieselbe Aufgabe. Ich schlage also vor, daß wir uns verbünden, um dieses Ziel zu erreichen.«

»Warum begehrt ihr in dieser Angelegenheit unsere Hilfe?« fragte ich.

»Zarendargar befindet sich im Ödland, einer weitläufigen, gefährlichen Gegend«, sagte Kog. »Dort wimmelt es von rot-häutigen Wilden. Für das Eindringen in ein solches Land

und die Suche nach Zarendargar erscheint es uns angebracht, die Hilfe von Menschen hinzuzuziehen, Wesen, die die roten Wilden gewissermaßen als Artgenossen ansehen, Wesen, mit denen sie, wenn der Preis stimmt, vielleicht sogar zusammenarbeiten können. Ihr wißt sicher, daß die Wilden hervorragende Spurenleser sind und die Suche vielleicht anregend finden. Außerdem haben sie möglicherweise Interesse daran, ihr Land von einem so gefährlichen Eindringling wie Zarendargar zu befreien.«

»Sie würden ihn wie ein Tier hetzen und töten?« fragte ich.

»Vermutlich«, sagte Kog. »Und ihr könnt euch sicher vorstellen, daß uns bei den Verhandlungen mit den Wilden die Menschen nützen könnten.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Wie lautet eure Antwort?« fragte Kog.

»Nein«, erwiderte ich.

»Ist das euer letztes Wort?«

»Ja«, sagte ich.

Plötzlich brüllten Kog und Sardak los. Der zwischen uns stehende Tisch wurde emporgeschleudert. Samos und ich torkelten erschrocken rückwärts. Die Laterne, die loderndes Öl versprühte, prallte gegen eine Seitenwand des Raumes. »Vorsicht, Samos!« brüllte ich. Schon stand ich mit kampfbereit erhobener Klinge da. Kog zögerte und kerbte mit seinen Klauenfüßen die Dielen ein.

»Wächter!« brüllte Samos. »Wächter!« Die Wand rechts von uns war mit brennendem Öl bedeckt. Die Augen der beiden Kreaturen schimmerten wie Kupfer. Sardak langte zu und riß den riesigen Speer hoch, den Kog abgelegt hatte. »Vorsicht, Samos!« rief ich.

Armbrustbewaffnete Wächter eilten hinter uns in den Raum. Mit einem Wutschrei schleuderte Sardak den schweren Speer. Er verfehlte Samos und durchbohrte vierzig Fuß hinter uns die Wand zur Hälfte. Kog schleuderte den Schild, der wie eine große, flache, konkave Schale zwischen uns

durch die Luft wirbelte und unter dem Dach hinter uns einige Bretter losbrach. »Schießt!« rief Samos seinen Leuten zu. »Schießt!«

Mit titanischem Flügelschlag erhoben sich die beiden Tarns, im Sattel die zottigen Geschöpfe tragend, aus den Ruinen des Tarnkäfigs. Der von den mächtigen Flügeln erzeugte Wind ließ mich taumeln und veranlaßte mich, vor dem herumfliegenden Staub die Augen zu schließen. Die Flammen des brennenden Öls an der rechten Wand wurden von dem Luftstrom beinahe waagerecht zur Seite gedrückt, ehe sie sich wieder aufrichteten. Dann blickte ich die beiden Ungeheuer auf ihren Tarns als Silhouetten vor einem der drei goreanischen Monde, über die Sümpfe dahinrasend. »Sie sind geflohen«, sagte Samos.

»Ja«, gab ich zurück. Sie hatten sich zurückgehalten, solange sie dazu in der Lage waren. Welch ungeheure Willensanstrengung steckte dahinter, wußte ich doch, wie wild und ungezügelt sie waren! Ich mußte ihre Leistung um so mehr bewundern, wenn ich an die zahlreichen Provokationen dachte, die ich bewußt ausgesprochen hatte, um die Ernsthaftigkeit ihres Auftrags zu testen und zu ermessen, wie sehr sie auf menschliche Hilfe angewiesen waren.

»Schau dir das an!« sagte einer von Samos' Männern und löste den mächtigen Speer aus der Wand.

»Und das hier«, sagte ein anderer und hob den schweren Schild.

Samos' Leute untersuchten Speer und Schild.

»Ihr müßt vergessen, was ihr hier gesehen habt«, sagte Samos.

»Was waren das für Geschöpfe?« fragte ein Mann, der neben mir stand.

»Wir nennen sie Kurii, Ungeheuer«, sagte ich.

»Das Ganze war nur ein Trick«, sagte Samos. »Man wollte dich ins Ödland locken, um dich dort ungehindert beseitigen zu können.«

Samos und ich waren in der gedrungenen, geschlossenen Barke unterwegs, mit der wir die Tarn-Anlage in den Sümpfen aufgesucht hatten. Die Morgendämmerung hatte eben eingesetzt. Unser Weg führte uns durch die Kanäle von Port Kar. Hier und dort waren bereits Männer an den Ufern unterwegs. Die meisten falteten Netze oder beluden kleine Boote oder machten sie zum Auslaufen fertig. Durch die schmalen Lamellenschlitze des Fensters sah ich eine Sklavin mit einem an einem Seil befestigten Eimer Wasser aus dem Kanal schöpfen.

»Ich glaubte nicht, daß eine so komplizierte Täuschung erforderlich gewesen wäre, wenn sie es nur auf unsere Vernichtung abgesehen hätten«, sagte ich.

»Da kannst du recht haben.«

»Die beiden hätten uns gleich bei unserem Erscheinen in der Tarn-Anlage angreifen und dann fliehen können.«

»Stimmt.« Kaum anzunehmen, daß wir uns auf so kurze Entfernung gegen den Überraschungsangriff solcher Gegner hätten wehren können.

Einige Meter entfernt saß ein Mann auf dem Kanalweg und flickte ein Netz. Buntbemalete ovale Schwimmer lagen neben ihm. Auf meinen Knien ruhte die zusammengerollte Haut, die Kog und Sardak uns gezeigt hatten. Wir hatten sie aus den brennenden Ruinen retten können. Außerdem stand zu unseren Füßen das kantige Übersetzungsgerät, das zwar einige Dellen aufwies, aber noch immer funktionierte. Die Ruinen hatten wir brennen lassen; die Rauchsäule zeichnete sich im grauen Licht des Morgens bereits deutlich über den Sümpfen ab. Den Schild und den Speer der Kurii hatten wir im Sumpf versenkt. Je weniger konkrete Beweise es gab, desto besser.

»Du meinst also, wir hätten sie begleiten sollen?« fragte Samos.

»Nein.«

»Natürlich hätte es zu ihrem Plan gehören können, dich gleich mit zu beseitigen, sobald Zarendargar vernichtet worden war.«

»Richtig«, sagte ich, »oder ich sie.«

»Auf diese Möglichkeit wären solche Kreaturen wohl kaum gekommen.«

»Nein.«

»Du meinst also nicht, du hättest sie begleiten sollen?«

»Nein.«

»Was tun sie jetzt?«

»Sie werden ins Ödland vorstoßen«, sagte ich.

»Um Zarendargar zu jagen.«

»Gewiß.«

»Glaubst du, sie werden sich der Hilfe von Menschen versichern wollen?« fragte Samos.

»Zweifellos.«

»Ich verstehe durchaus, warum sie zuerst zu uns kamen«, sagte Samos.

»Natürlich – wir hätten ihnen wertvolle Dienste leisten können«, sagte ich. »Außerdem rechneten sie damit, daß wir ebenso begierig darauf waren, Zarendargar zu vernichten. Das Unternehmen lag aus ihrer Sicht im beiderseitigen Interesse.«

»Außerdem«, warf Samos ein, »fiel es ihnen leicht, uns anzusprechen, ganz im Gegensatz zu vielen anderen Menschen, denn nach unseren bisherigen Kämpfen sind Wesen ihrer Art uns nicht unbekannt.«

»Das stimmt.«

»Es wird ihnen schwerfallen, tüchtige Helfer anzuwerben, denn nur wenigen Weißen ist es gestattet, das Ödland zu betreten, und jene, die sich im Grenzbereich aufhalten dürfen, müssen ihre Daseinsberechtigung durch Handels- und Tauschgeschäfte nachweisen.«

»Ich glaube, man kann annehmen«, sagte ich, »daß die Kurii im Ödland keinen Agenten sitzen haben. Denn hätten sie einen, wäre es wohl kaum zu dem Gespräch heute früh gekommen. Außerdem wäre das Ödland kein sehr ergiebiges Gebiet für einen Agenten.«

»Sie müssen neue Leute anwerben.«

»Das erscheint mir wahrscheinlich.«

»Wir haben das Übersetzungsgerät.«

»Unwichtig«, sagte ich. »Zweifellos haben sie weitere Geräte in ihren Vorräten.«

»Was ist mit den roten Wilden?« wollte Samos wissen.

»Nur wenige Wilde leben außerhalb des Ödlands, und jene wenigen sind wahrscheinlich ebenso wenig mit den Kurii vertraut, wie es jeder andere unter gleichen Umständen wäre.«

»Und was ist mit den roten Wilden im Ödland?«

»Die anzusprechen, geschähe auf eigenes Risiko«, erwiderte ich. »Das Leder ließ erkennen, daß die berittenen Jäger Anstalten machten, Zarendargar anzugreifen, daß sie durch den Angriff des Mannes aber daran gehindert wurden.«

»Aber das Übersetzungsgerät!« wandte Samos ein.

»Im Ödland gibt es eine verwirrende Vielzahl von Stammessprachen, die meisten sind den Angehörigen anderer Stämme fremd. Ich kann mir kaum vorstellen, daß das Übersetzungsgerät auch nur auf eine dieser Sprachen eingerichtet ist, geschweige denn mehrere.«

»Dann ist Zarendargar vielleicht in Sicherheit«, sagte Samos.

»Ganz und gar nicht«, sagte ich. »Sie werden erst Ruhe geben, wenn sie ihr Opfer gefunden haben, mit oder ohne menschlicher Hilfe.«

»Dann hat Zarendargar also keine Chance«, sagte Samos.

»Vielleicht.«

Wieder blickte ich durch die Lamellenfenster der Barke. Auf einem sanft geneigten Zementufer hockte eine Sklavin und wusch Wäsche; das Kanalwasser umspielte ihre Knie.

Sie trug einen Stahlkragen. Ihre Tunika war an den Oberschenkeln weit hochgeschoben. Ich lächelte vor mich hin. Es ist angenehm, eine Frau auf goreanische Weise zu besitzen.

»Du glaubst also, daß die Haut echt ist«, sagte Samos.

»Ja«, antwortete ich, »und wenn ich die roten Wilden richtig einschätze, ist es das Leder eben jenes Tiers, dessen Bild wir darauf sehen.«

»Ai!« rief Samos. »Vielleicht ist es das tatsächlich! Mir tut Zarendargar leid.«

»Dein Mitleid würde ihm nicht schmecken«, sagte ich.

Ich setzte mich auf eine der niedrigen Holzbänke, die im Innern des Bootes angebracht waren.

»Sehr unbequem«, sagte ich. Meine Beine waren eingeklemmt.

»Diese Boote sind für den Transport von Sklavinnen bestimmt«, antwortete Samos und warf einen Blick nach draußen. »Wir kommen gleich an einem Markt vorbei«, fuhr er fort. »Schließ lieber die Lamellen!«

Ich blickte hinaus. Ein starker Geruch nach Obst, Gemüse und Verrmilch machte sich bemerkbar. Außerdem hörte ich Frauenstimmen. Dutzende von Frauen breiteten ihre Decken und Waren auf dem Pflaster aus. Es gibt in Port Kar viele Märkte dieser Art. Männer und Frauen suchen ihn in kleinen Booten auf. Manchmal machen sie ihre Boote nur am Kanalufer fest, besonders wenn die eigentliche Marktpläche sehr klein ist. Auf diese Weise erweitern sich die Märkte in den Kanal hinaus. Der einzige ausschließlich schwimmende Markt findet in einer Art Hafenbecken dicht am Arsenal statt. Wegen des dort stehenden Denkmals wird der Bereich »Platz des 25. Se’Kara« genannt. Am 25. Se’Kara im Ersten Jahr der Herrschaft des Kapitänsrates, im Jahr 10120 Contasta Ar, seit der Gründung Ars, fand eine Seeschlacht statt, in deren Verlauf die Flotte Port Kars die Flotten Cos’ und Tyros’ besiegte. Das Denkmal ist natürlich diesem Sieg gewidmet. Der schwimmende Markt bildet sich um dieses

Denkmal. Übrigens war jenes Jahr noch in einer anderen Beziehung für Port Kars Geschichte bedeutsam, denn damals geschah es, daß sich, wie es hieß, ein Heimstein ›dazu herabließ‹, die Stadt anzunehmen.

»Bitte!« sagte Samos. »Ich möchte nicht, daß unser früher Ausflug bekannt wird.«

Ich nickte und schloß die Lamellen. Wir waren in Port Kar bestens bekannt. Es hatte keinen Sinn, die Bürger zu unnützen Spekulationen anzuregen.

»Ich sehe schon den nächsten Markt«, bemerkte ich.

»Vermilch, ihr Herren!« rief eine Stimme. »Vermilch, ihr Herren!«

Ich öffnete die Lamellen ein wenig, um mir das Mädchen anzuschauen. Sie war hübsch. In Tunika und Sklavenkragen hockte sie auf einer weißen Decke, neben sich den Messingbehälter Vermilch und winzige Messingbecher. Sie hatte eine sehr helle Haut und karottenrotes Haar. »Vermilch, ihr Herren!« rief sie. Sklaven können im Namen ihrer Herren kaufen und verkaufen, niemals aber auf eigene Rechnung.

»Wirst du die Ereignisse dieses Morgens in das Sardargebirge melden?« fragte ich.

»Kontakte dieser Art sind routinemäßig anzuzeigen«, antwortete Samos.

»Glaubst du, daß das Sardargebirge etwas unternehmen wird?«

»Nein.«

»Das Gefühl habe ich auch.«

»Es ist die Angelegenheit der Priesterkönige, solchen Dingen ihren Lauf zu lassen.«

»Stimmt«, sagte ich.

»Hast du Interesse?«

»Mich interessierte deine Meinung«, gab ich zurück. »Sie deckt sich mit meiner, wie ich schon vermutet hatte.«

»Warum fragst du dann?«

»Ich war eben neugierig.«

»Oh!«

Stumm setzten wir die Fahrt fort, die zu meinem Anwesen führte.

»Ich bin Zarendargar im Norden begegnet«, sagte ich schließlich.

»Das ist mir bekannt«, sagte Samos.

»Er schien mir ein ausgezeichnete Befehlshaber zu sein, und ein guter Soldat.«

»Er ist ein furchtbarer und gefährlicher Feind«, sagte Samos. »Menschen wie Priesterkönigen erginge es besser, würde er beseitigt. Wollen wir hoffen, daß die Ungeheuer, die uns heute früh gegenüberstanden, mit ihren Unternehmungen erfolgreich sind.«

Wieder blickte ich durch den dünnen Schlitz zwischen den Lamellen. Wir hatten beinahe die sechste Ahn. Kleine Boote waren auf dem Kanal unterwegs. Die meisten wurden durch die Hin- und Herbewegung von Steuerrudern angetrieben. Einige größere Boote und leichte Galeeren, wie sie auch im Tamber-Golf oder auf dem Thassa eingesetzt werden konnten, wurden von sitzenden Sklaven gerudert, entweder einreihig oder in doppelter Belegung übereinander. Während der Fahrt innerhalb Port Kars waren sämtliche Masten umgelegt; dies entsprach einer Vorschrift der Stadt.

»Der Kapitänsrat muß in zwei Tagen zusammentreffen«, sagte Samos. »Dabei geht es darum, den Sa-Tarna-Kai im südlichen Hafen zu verlängern. Welcher Teil der Kosten von der öffentlichen Hand übernommen werden soll – das ist der strittige Punkt. Und wird die Lizenz erteilt, könnte damit ein unangenehmer Präzedenzfall geschaffen werden. Schon gibt es unzufriedene Stimmen bei den Reptuch-, Holz- und Steinkaufleuten.«

Wir passierten einen offenen Sklavenmarkt, und ich betrachtete das Geschehen mit Interesse.

»Es handelt sich um wichtige und komplexe Fragen«, fuhr Samos fort. »Ich glaube, ich bin eher für die Gewährung der

Lizenz, bei gleichzeitiger Beschränkung des Zuschusses auf einen Betrag, der die anderen merkantilen Kasten und Unterkasten Port Kars davon abschreckt, ebenfalls auf Zahlungen aus der Stadtkasse zu spekulieren. Das scheint mir das richtige Vorgehen zu sein. Die Kasten sollen sich lieber aus eigenen Kräften helfen. Zum Beispiel haben die Sklavenhändler niemals eine direkte Unterstützung durch den Rat beantragt.«

Meine Gedanken wandten sich dem Ödland zu. Dabei handelt es sich nicht um eine durch und durch öde Fläche, wie der Name vielleicht andeutet. Öde ist die Region nur im Vergleich, beispielsweise mit den Wäldern des Nordens oder dem fruchtbaren Land in den Flußtälern oder den Feldern und Wiesen der südlichen Regenzone. Im wesentlichen besteht das Ödland aus riesigen Flächen leicht hügeligen Graslandes, das sich östlich der Thentis-Berge erstreckt. Mein Verdacht geht dahin, daß der Name Ödland nicht in erster Linie eine genaue geographische Beschreibung sein, sondern mehr verhindern soll, daß dieser Bereich betreten, erforscht und besiedelt wird. So sollte man den Namen vielleicht nicht als wissenschaftlich zutreffend ansehen, sondern als etwas anderes, vielleicht eine Warnung. Der Name ›Ödland‹ gibt den Menschen die Entschuldigung, sollten sie ihrer bedürfen, die Zone nicht zu betreten. Dabei ist der Name nicht völlig falsch. Das Territorium dürfte alles in allem weitaus weniger nutzbar sein als der größte Teil des übrigen bekannten Gor. Das Klima wird dort weitgehend von den Thentis-Bergen beeinflusst und vom Fehlen großer Wasserflächen. In der nördlichen Hemisphäre Gors kommen die Winde vorwiegend aus dem Norden und Westen. Dementsprechend wird ein erheblicher Prozentsatz feuchtigkeitstragenden Luft von westlichen Winden in die Thentis-Berge und dort in kühlere, weniger erhitzte Lufthöhen gedrückt, wo sie abregnet, vorwiegend an den Osthängen des Gebirges und den westlichen Ausläufern des Ödlandes. Darüber hinaus reduziert das Fehlen großer Wasserflächen

im Ödland die Regenfälle noch insoweit, als sie sich aus der Verdunstung großer Flächen und dem nachfolgenden Niederschlag der Feuchtigkeit über Land ergeben, ausgelöst durch damit einhergehende Luftbewegungen.

Der Mangel an großen Wasserflächen hat noch eine andere gravierende Auswirkung auf das Klima des Ödlandes, das ohne die mäßigende Einwirkung solcher Wasserflächen auf atmosphärische Temperaturen auskommen muß. Landmassen am Meer haben wegen der unterschiedlichen Erhitzung von Land und Wasser im allgemeinen wärmere Winter und kühlere Sommer als anders gelegene Zonen. So erlebt das Ödland große Temperaturunterschiede, die sich in bitterkalten Wintern und langen heißen, trockenen Sommern äußern.

»Eine andere Möglichkeit«, plauderte Samos weiter, »wäre ein Kredit an die Sa-Tarna-Kaufmannschaft, und zwar zu einem ermäßigten Zins. Damit wäre der Präzedenzfall einer direkten Subvention an einer Unterkaste vermieden. Gewiß, trotzdem könnte es Widerstand aus der Straße der Münzen geben. Vielleicht ließe sich auch eine Steuervergünstigung in Betracht ziehen.«

In den trockensten Zonen am Fuße der Thentis-Berge ist das Gras nur kurz. Reitet man weiter nach Osten, wächst es höher empor, bis zu achtzehn Zoll hoch; und kommt man noch weiter östlich, kann es Höhen von mehreren Fuß erreichen und berührt zuweilen die Knie eines Kaiilareiters. Zu Fuß kann man sich in solchem Gras leichter verlaufen als in den Wäldern des Nordens. Soweit ich weiß, war es noch keinem Weißen gelungen, bis an die Ostgrenze des Ödlandes vorzustößen. Jedenfalls war aus jenem Gebiet noch niemand zurückgekehrt. Wie groß es also wirklich ist, weiß niemand.

»Das sind alles sehr komplizierte Entscheidungen«, jammerte Samos. »Ich weiß wirklich nicht, wie ich stimmen soll.«

Typisch für das Ödland sind Tornados und krachende

Donnerschläge. Im Winter kann es zu Schneestürmen kommen, die wohl zu den schlimmsten auf Gor zählen: Die Schneewehen erreichen die Höhe von Galeerenmasten. Im Sommer glüht die Sonne, die scheinbar endlose Dürreperioden auslöst und zahlreiche flache gewundene Flüsse dieser Gegend austrocknen läßt. Plötzliche Temperaturschwankungen sind nichts Ungewöhnliches. Ein Teich kann im En’Kara-Monat plötzlich zufrieren, während gegen Ende Se’Var eine zwölf Zoll dicke Schneedecke innerhalb von Stunden zu schmelzen vermag. Es wird auch von plötzlichen Stürmen berichtet, ebenso von Unwettern, die in weniger als einer Stunde das Wasser einen Fuß hoch steigen lassen. Solche Regengüsse versickern natürlich schnell wieder und schneiden Bachläufe und Vertiefungen in das Land. Auf diese Weise kann sich ein trockenes Flußbett innerhalb von Minuten in einen reißenden Strom verwandeln. Nicht selten kommt es auch zu Hagelschlag, mit Brocken, die oft größer sind als Vulo-Eier. Oft haben solche Unwetter ganze Zugvögelschwärme vernichtet.

»Was meinst du dazu?« fragte Samos.

»Es gab einen Moment, da habe ich mit Zarendargar Paga geteilt«, sagte ich.

»Das verstehe ich nicht.«

Wir spürten die Barke langsam im Kanal wenden. Dann hörten wir, wie auf der Steuerbordseite Ruder eingezogen wurden. Sanft prallte das Boot gegen eine Pier und knirschte an den Lederpolstern entlang.

»Wir sind an meinem Haus«, sagte ich.

Langsam erhob ich mich von der niedrigen Bank, ging zur Tür und öffnete sie, die zum Heck der Barke hinausführte. Zwei meiner Männer, der eine am Bug, der andere am Heck, hielten die Leinen. Ich stieg auf die Reling der Barke und sprang von dort auf den Anleger.

Samos trat unter mir an die Schwelle der Kabinentür.

»Ein interessanter Morgen«, sagte er.

»Ja.«

»Wir sehen uns dann übermorgen bei der Ratsversammlung.«

»Nein«, sagte ich.

»Ich verstehe das nicht.«

»Zarendargar ist in großer Gefahr«, sagte ich.

»Darüber können wir uns doch freuen.«

»Das Todeskommando ist bereits auf Gor.«

»Sieht so aus.«

»Wie viele sind es deiner Meinung nach?« fragte ich.

»Zwei«, sagte Samos.

»Gewiß mehr«, widersprach ich. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß nur zwei Kurii ausgesandt wurden, um ein Ungeheuer wie Zarendargar zu beseitigen.

»Mag sein«, sagte Samos.

»Ich habe mit Zarendargar Paga geteilt«, sagte ich.

Samos kam zum Heck der Barke. Erstaunt blickte er zu mir auf. Anscheinend sorgte er sich nicht mehr, daß unser morgendlicher Ausflug beobachtet werden könnte. »Welche Verrücktheit planst du?« flüsterte er.

»Zarendargar muß auf jeden Fall gewarnt werden«, sagte ich.

»Nein!« rief Samos. »Er muß so schnell wie möglich sterben!«

»Ich glaube nicht, daß es den Kurii in einem solchen Fall darum geht, schnell zu töten.«

»Die Sache geht dich nichts an.«

»Mich geht jede Sache etwas an, die ich zu der meinen mache«, sagte ich.

»Weiße Männer sind im Ödland nicht willkommen.«

»Da gibt es bestimmte Ausnahmen«, sagte ich. »Irgendwie muß der Handel doch blühen.«

»Du brauchst Zarendargar nicht zu warnen«, beschwor mich Samos. »Er weiß, daß man ihn verfolgen wird. Diese Bestätigung hat uns eines der Ungeheuer gegeben, mit denen wir heute früh sprachen.«

»Vielleicht weiß er aber noch nicht, daß seine Henker auf

Gor gelandet sind«, widersprach ich. »Vielleicht hat er keine Ahnung, daß die Kurii seinen ungefähren Aufenthaltsort kennen. Er hat womöglich keine Ahnung, mit wem er es zu tun hat.«

»Das ist sein Problem«, sagte Samos, »nicht das deine.«

»Vielleicht hast du recht.«

»Es gab einen Moment, da er dich auf das Eis schickte, um von einem anderen Kur getötet zu werden.«

»Er tat seine Pflicht, wie er sie damals für richtig hielt.«

»Und du willst ihm das verzeihen?«

»Ja.«

»Aber vielleicht tötet er dich, sobald er dich sieht«, warnte Samos.

»Du hast recht, er ist mein Feind«, räumte ich ein. »Aber dieses Risiko muß ich eingehen.«

»Vielleicht erkennt er dich gar nicht«, sagte Samos.

»Möglich.« Vielleicht lag hier tatsächlich eine gewisse Gefahr. So wie Menschen oft Schwierigkeiten hatten, Kurii zu identifizieren, so hatten anscheinend die Kurii Mühe, einen Menschen vom anderen zu unterscheiden. Andererseits war ich zuversichtlich, daß Zarendargar mich erkennen würde. Ich jedenfalls würde ihn erkennen. Einen Kur wie Halb-Ohr vergißt man nicht so schnell, ein Wesen, das über den Ringen stand, ein Kriegsgeneral der Kurii.

»Ich verbiete dir diese Expedition«, sagte Samos.

»Das kannst du nicht!« rief ich.

»Im Namen der Priesterkönige verbiete ich es dir!«

»Über meine Kriege bestimme allein ich«, sagte ich, »und zwar nach eigenem Gutdünken.«

»Du spielst also ernsthaft mit dem Gedanken, in das Ödland vorzustößen?« fragte Samos.

»Ja.«

»Du bist ein törichter, sturer Bursche!«

»Mag sein.« Ich hob das eingerollte Kailiaukfell, das ich unter dem Arm trug. »Dürfte ich das behalten?« fragte ich.

»Selbstverständlich«, sagte Samos.

Ich reichte die Haut einem meiner Männer. Sie konnte sich im Ödland als nützlich erweisen.

»Dein Entschluß steht fest?« wollte Samos wissen.

»Ja.«

»Warte!« Er wandte sich ab und kehrte in die Kabine zurück. Gleich darauf kam er wieder heraus und reichte mir das Übersetzungsgerät, das wir aus der Tarnanlage mitgebracht hatten. »Dies brauchst du vielleicht«, sagte er.

»Ich danke dir, Samos.«

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte er.

»Ich wünsche dir alles Gute«, erwiderte ich und wandte mich ab.

»Warte!«

Ich drehte mich noch einmal um.

»Nimm dich in acht!« sagte er.

»Das werde ich.«

»Tarl!« sagte er plötzlich.

Wieder schaute ich ihn an.

»Wie kommt es, daß du einen solchen Plan auch nur erwägst?« wollte er wissen.

»Zarendargar braucht vielleicht meine Hilfe«, sagte ich. »Und vielleicht kann ich ihm helfen.«

»Aber warum, warum?« fragte er.

Wie sollte ich Samos die seltsame Zuneigung erklären, die ich zu einem Wesen empfand, dem ich nur im Norden begegnet war, vor langer Zeit, mit einem Geschöpf, das nur ein Ungeheuer war? Ich erinnerte mich an den langen Abend, den ich mit Zarendargar verbracht hatte, und an unser langes angeregtes Gespräch, ein Gespräch unter Krieger, unter Soldaten, die sich mit Waffen und Kampf und Kriegertugenden auskannten, unter Wesen, die die Erregung und Schrecknisse von Konflikten kannten, für die ein krasser Materialismus niemals etwas anderes sein konnte als der Weg zu würdevolleren Siegen, Männer, die die Einsamkeit des Kommandierenden kannten, die die Bedeutung von Worten wie Disziplin, Verantwortung, Mut und Ehre nicht

vergessen hatten, die Gefahren und lange Ritte und Entbeh-
rungen kannten, für die Bequemlichkeit und heimischer
Herd weniger verlockend waren als Lager und ferne Hori-
zonte.

»Warum? Warum?« fragte er.

Ich schaute an Samos vorbei auf den langen Kanal. Ein
Urtjäger ruderte langsam vorbei; im Boot saß seine Sklavin.

»Warum?« fragte Samos.

Ich zuckte die Achseln. »Wir haben einmal Paga geteilt«,
sagte ich.

3

»Vielleicht diese?« fragte der Händler.

»Ich versuche den Aufenthaltsort eines Kaufmanns fest-
zustellen, eines gewissen Grunt«, sagte ich.

Das nackte blonde Mädchen kauerte erschrocken an der
Zementwand. Sie war an einen Mauerring gefesselt.

»Sie ist nicht ohne Reize«, sagte der Händler.

»Weißt du, wo man diesen Grunt finden könnte?« fragte
ich.

Ein zweites Mädchen, ebenfalls blond, war in meine Nähe
gekrochen. »Bitte kauf mich, Herr!« flüsterte sie unterwür-
fig. »Ich werde dir gut dienen.« Die Unterschiede zwischen
Sklavinnen sind zuweilen sehr interessant. Das erste Mäd-
chen war offenbar gerade erst gefangen worden; sie trug
noch nicht einmal ein Brandzeichen. Das andere dagegen
kannte die Berührung durch einen Herrn.

»Ich glaube, er ist nach Norden gezogen, durch die
Grenzzone«, sagte der Händler.

»Kauf mich, ich flehe dich an!« flüsterte das vor mir
kniende Mädchen.

»Du scheinst ihr zu gefallen«, sagte der Sklavenhändler.

Ich schwieg. Ein Mädchen, das in einen Sklavenmarkt
eingeliefert wird, weiß, daß sie verkauft werden soll. Dem-

entsprechend wird sie versuchen, einen Mann, den sie attraktiv findet, zum Kauf zu verleiten. Wenn er sie nicht nimmt, kommt vielleicht einer, der viel schlimmer ist. Die meisten Mädchen möchten am liebsten von einem Mann erworben werden, der aufregend und anziehend ist, den sie unwiderstehlich finden und dem sie gern dienen – und nicht einen Herrn, der ungehobelt und widerlich ist. Als Sklavinnen hatten sie natürlich keine andere Wahl, als beiden Herren perfekt zu dienen. Die Entscheidung über den Kauf liegt in letzter Konsequenz allein beim Mann. Und diese Entscheidung muß das Mädchen hilflos abwarten. So gesehen hat sie so wenig Kontrolle über ihr Schicksal wie eine sächliche Ware in einem Ladenschaufenster auf der Erde.

»Haben die beiden Mädchen schon Namen?« wandte ich mich an den Händler.

»Nein«, antwortete dieser. »Ich habe ihnen noch keine gegeben.«

»Du meinst also, der Kaufmann Grunt sei nach Norden gezogen?« fragte ich.

»Ja.«

Ich versetzte dem Mädchen vor mir einen Stoß mit dem Fuß. Wimmernd kroch sie zur Wand zurück, wo sie sich zusammenrollte, ohne mich aus den Augen zu lassen. Das andere Mädchen kauerte an der Wand. Sie musterte mich voller Entsetzen und Angst, doch bemerkte ich auch einen neuen Ausdruck in ihren Augen, Faszination und Staunen. Vermutlich begann sie zu begreifen, was es bedeutete, Sklavin zu sein. Sie würde einer strengen Disziplin unterworfen sein. Unsere Blicke begegneten sich. Ich sah in ihren Augen die Erkenntnis, daß sie wie jede andere Sklavin unter absoluter männlicher Herrschaft stehen würde. Sie erschauerte und senkte den Kopf. Ich sah sie vor Angst und Wonne erschauern. Ich wußte, daß sie bei richtiger Ausbildung ihrem Herrn eine hervorragende Sklavin abgeben würde.

»Die nächste im Norden gelegene Stadt ist Fort Haskins«,

sagte ich. Die Ortschaft lag am Fuße des Boswell-Passes. Ursprünglich hatte es sich um eine Handelsniederlassung der Haskins-Gesellschaft gehandelt, einer Kaufmannsfirma, die in Thentis beheimatet war. Später wurde am gleichen Punkt ein militärischer Vorposten unter der Thentis-Flagge eingerichtet, bemannt von Söldnern. Militärisch und strategisch war die Kontrolle über das Ostende des Boswell-Passes von großer Bedeutung. Zu jener Zeit kam die Bezeichnung Fort Haskins auf. Auch heute noch gibt es ein Fort, doch gilt der Name heute eher der Stadt, die in der Nähe der Festungsanlage entstanden ist, vorwiegend westlich und südlich. Das eigentliche Fort wurde übrigens zweimal niedergebrannt, einmal von Soldaten aus Port Olni, ehe die Stadt der Salerianischen Konföderation beitrug, und das zweite Mal durch räubernde Wilde des Staubfuß-Stamms, der im Innern des Ödlands beheimatet ist. Die militärische Bedeutung des Forts hat mit dem Anwachsen der Bevölkerung in der Gegend und dem Aufbau von Tarnkavallerien in Thentis nachgelassen. Das Fort dient heute vorwiegend als Warenumschatzplatz und wird von der Kaufmannskaste aus Thentis unterhalten.

»Ich würde vermuten«, sagte mein Nachbar nachdenklich, »daß der Mann, den du suchst, der Händler Grunt, nicht nach Fort Haskins will, sondern nach Kailiauk.«

»Ah«, sagte ich. Auf den Gedanken hätte ich auch kommen können. Kailiauk ist die am weitesten östlich liegende Stadt am Fuße der Thentis-Berge. Sie liegt beinahe am Rand der Ihanke, wie die Grenze genannt wird. Aus den Vororten dieser Stadt kann man die Markierungen sehen, die Federn an den langen Stangen, die das Gebiet der roten Wilden umgrenzen.

»Ich hoffe, du willst ihn nicht umbringen«, sagte der Mann.

»Nein«, erwiderte ich lächelnd.

»Du trägst das Gewand der finsternen Kaste nicht, ebenso wenig ist dir ein schwarzer Dolch auf die Stirn gemalt.«

»Ich bin kein Attentäter«, beruhigte ich ihn.

»Grunt ist ein seltsamer Bursche, sehr verschwiegen, doch alles in allem tadelsfrei.«

»Ich will ihm nicht schaden«, sagte ich. »Danke für deine Hilfe.«

»Bist du zu Fuß unterwegs?« fragte er.

»Ja«, sagte ich. Meinen Tarn hatte ich vor zwei Tagen verkauft und meine Reise nach Norden zu Fuß angetreten. Die Kurii, von denen wir die Haut mit den Bildern erhalten hatten, mußten diese ihrerseits von einem in dieser Gegend tätigen Agenten bekommen haben. Als Wanderer erregte ich sicher weniger Neugier als auf dem Rücken eines Tarn.

»Wenn du dich mit Grunt in Verbindung setzen willst, solltest du das schleunigst tun. Wir haben En’Kara, und er wird bald in das Ödland ziehen.«

Ich versuchte meinem Auskunftgeber einen kleinen Tarsk in die Hand zu drücken, doch er wehrte ab.

»Ich habe nichts getan«, sagte er lächelnd.

»Sei bedankt!« erwiderte ich und wandte mich zum Gehen.

»Bursche!« sagte er.

»Ja?« Ich drehte mich noch einmal um.

»Zur Mittagsstunde fährt ein Sklavenwagen nach Norden ab«, sagte er. »Ich könnte dich bis Fort Haskins mitnehmen.«

»Sei bedankt«, sagte ich.

»Keine Ursache.«

Wieder wanderte mein Blick zu den beiden blonden Sklavinnen.

4

Mit der Schulter stemmte ich mich gegen das riesige Holzrad des Sklavenwagens.

Weiter vorn hörte ich die Rufe des Fahrers, das Knallen seiner langen Peitsche über dem Rücken der beiden Zug-Tharlarien. »Zieht, ihr lahmen Viecher!« brüllte er.

Bis zu den Knien im Schlamm stehend, ausrutschend, schob ich mit voller Kraft. Das Rad bewegte sich, und der Wagen ruckelte ächzend und knackend vorwärts.

Ich watete um das Fahrzeug herum, erreichte die kiesbedeckte Fläche, lief los und sprang, den Wagen einholend, vorn auf den Kutschbock, neben den Fahrer.

»Warum suchst du Grunt?« fragte dieser, ein junger Mann mit zottigem Haar, das im Nacken kurz geschnitten war.

»Ich suche etwas, das sich vielleicht im Ödland befindet«, gab ich Auskunft.

»Das Gebiet solltest du lieber nicht betreten«, sagte der junge Mann warnend. »Der Aufenthalt dort kann tödlich sein.«

»Wie ich gehört habe, kommt und geht Grunt dort nach Belieben.«

»Etliche Kaufleute und Tauschhändler haben von gewissen Stämmen die Erlaubnis dazu«, sagte der junge Mann.

»Er soll sie von allen haben«, sagte ich. »Ich habe erzählen hören, er sei im Ödland sehr willkommen und dringe von allen Fremden am tiefsten in diese Zone ein.«

»Das mag stimmen«, sagte der junge Mann.

»Ich frage mich, warum das so ist«, bemerkte ich.

»Er spricht ein wenig den Staubfuß-Dialekt und andere Stammessprachen. Außerdem kennt er sich mit den Zeichen aus.«

»Zeichen?«

»Handsprache«, erklärte der junge Mann. »So verständigen sich die roten Wilden aus verschiedenen Stämmen miteinander. Ihre Sprachen verstehen sie nicht.«

»Sicher nicht.«

Somit war vermutlich die Zeichensprache der Schlüssel zur Fähigkeit der Stämme, sich gegen Gefahren von außen zu verbünden, und auch für die »Erinnerung«.

»Gewiß kennen mehrere Händler die Handzeichen«, sagte ich.

»Gewiß«, erwiderte der junge Mann.

»Darüber hinaus kennt er aber mehrere Stammessprachen.«

»Aber nicht sehr gut«, schränkte der junge Mann ein. »Ein paar Worte und Sätze. Die Wilden kommen manchmal an die Umschlagplätze. Da lernt man ein wenig von der Sprache des anderen. Nicht sehr viel.«

»Dann läuft die Verständigung also weitgehend über die Zeichensprache.«

»Ja.« Der junge Mann stand auf und ließ erneut die Peitsche über den Tharlarion knallen, ehe er sich wieder setzte.

»Wenn etliche Kaufleute die Zeichen kennen und einige andere auch Dialektkenntnisse haben, was hebt Grunt dann so heraus? Warum darf er allein so tief in das Ödland vordringen?«

»Vielleicht meinen die Wilden, daß sie von Grunt nichts mehr zu gewinnen haben«, sagte der junge Mann lachend.

»Das verstehe ich nicht«, gab ich zurück.

»Du wirst es noch verstehen.«

»Können wir von hier die Grenze sehen?« fragte ich. Wir befanden uns gerade auf einem Hügelkamm.

»Nicht eindeutig, aber sie liegt dort draußen.« Er deutete nach rechts. »Siehst du die flachen grasbedeckten Hügel am Horizont?«

»Ja.«

»Sie liegen schon auf der anderen Seite der Grenze.«

»Wann sind wir in Fort Haskins?«

»Morgen früh«, antwortete er. »Heute abend schlagen wir ein Lager auf.«

»Herr«, sagte eine weiche Mädchenstimme hinter uns. »Darf eine niedere Sklavin etwas fragen?«

»Ja«, sagte der junge Mann.

Der Wagen beförderte zehn Mädchen, die auf der Ladefläche an den Füßen so angekettet waren, daß sie sich einigermaßen frei bewegen konnten.

»Unsere Fesseln sind schmerzhaft eng, ihr Herren«, sagte

das Mädchen. »Wir bitten darum, sie zu lockern, nur ein wenig.«

Zornig drehte sich der junge Mann auf dem Kutschbock um und blickte das Mädchen stirnrunzelnd an. Sie wich zurück.

»Freu dich, daß ich nicht anhalte und euch bestrafe!«

»Ja, Herr«, sagte das Mädchen leise.

Ich lächelte. Die Männer der Grenzzone verziehen ihre Sklaven nicht.

»Ich finde es interessant«, sagte ich, »daß ihr keine bewaffnete Eskorte habt.«

»Du bist doch nicht etwa ein Räuber?« fragte er.

»Nein.«

»Hier an der Grenze sind Frauen im allgemeinen billig.«

»Und warum?« fragte ich überrascht.

»In unserer Grenzzone ist es seit über hundert Jahren sehr ruhig«, antwortete er. »Dementsprechend sind Frauen hier nicht rarer als anderswo.«

»Aber warum sind sie billig?«

»Die Wilden«, erklärte er. »Sie machen Beutezüge im Süden und verkaufen im Norden. Sie rauben im Norden und verkaufen im Süden.«

Die Grenzzone war viele tausend Pasangs lang. Es gab viele vereinzelt liegende Höfe, zahlreiche Siedlungen und Dörfer.

»Verkaufen sie alle Mädchen, die sie erbeuten?«

»Nein. Einige nehmen sie mit ins Ödland.«

»Und was tun sie mit ihnen?«

»Keine Ahnung!« rief der junge Mann lachend. »Zweifellos haben sie eine gute Verwendung dafür.«

»Zweifellos«, stimmte ich ihm zu. Die roten Wilden hatten bestimmt manche nützliche Arbeit für hilflose weiße Sklavinnen.

»Um welche Zeit treffen wir morgen in Fort Haskins ein?«

»Es ist vorgesehen, daß ich meine Fracht um eine halbe Ahn nach der zehnten Ahn beim Sklavenhändler Brint ab-

liefere«, antwortete er, »Vielleicht willst du den Wagen ja schon vorher verlassen.«

Ich nickte. Es wäre sinnlos gewesen, länger als unbedingt notwendig bei dem Fahrzeug zu bleiben. Mir nützte das Mitfahren nur, wenn es mich auf meinem Weg nach Kailiauk weiterbrachte.

»Was soll mit diesen Sklavinnen geschehen?« fragte ich.
»Kommen sie in Fort Haskins zum Verkauf?«

»Ich glaube, sie sind für den Weitertransport über den Boswell-Paß bestimmt, um von dort auf Märkte im Westen zu kommen.«

»Wenn es über den Paß geht, sollte man ihnen etwas anzuziehen geben«, sagte ich.

»Man wird sie in Felle einwickeln«, antwortete der junge Mann. »Wegen des lebhaften Handels sind Felle in Orten wie Fort Haskins und Kailiauk sehr billig. Übrigens gibt es noch einen zweiten Grund, warum Mädchen in dieser Gegend billig sind.«

»Und der wäre?«

»Barbarinnen.«

»Barbarinnen?«

»Ja, ungeübte, unausgebildete, rohe, leckere kleine Schönheiten, von denen viele so gut wie kein Goreanisch sprechen.«

»Woher kommen sie?«

»Keine Ahnung. Der Lieferpunkt scheint irgendwo in der Nähe Kailiauks zu liegen. Für die Märkte taugen sie allerdings wenig.«

Die Information interessierte mich. Die Lieferpunkte für Sklavenhändler, die mit den Kurii zusammenarbeiteten, waren auf Gor sehr veränderlich. Diese Praxis wurde zweifellos geübt, um der Entdeckung durch die Priesterkönige zu entgehen.

»Werden diese Barbaren in der Regel nach Westen über den Boswell-Paß gebracht?« fragte ich.

»Beinahe nie«, sagte der junge Mann. »Meistens transpor-

tiert man sie nach Süden, offenbar über die dortigen Pässe.«

Die neue Einzelheit bestärkte mich in meinem Verdacht, daß die Mädchen in der Tat von der Erde entführt worden waren. Wurden sie nämlich über den Boswell-Paß geschafft, hätten sie früher oder später Clark aus Thentis auffallen müssen, einem dortigen Sklavenhändler, der den Priesterkönigen schon manche Dienste geleistet hatte.

»Interessant«, sagte ich. Die Umgebung Kailiauks, das so dicht am Ödland lag, schien für die Anlieferung frischen Sklavenmaterials geeignet zu sein, weil sie so unzugänglich war. Außerdem ließ sich damit erklären, wie die Kurii auf die Haut mit den Bildern aufmerksam geworden waren. Möglicherweise hatten sie in oder bei Kailiauk einen Agenten sitzen.

»Es heißt, daß solche Barbaren ausgezeichnete Sklavinnen ergeben«, wenn sie erst einmal richtig gezähmt und ausgebildet sind«, sagte der junge Mann.

»Das höre ich gern.«

»Aber besitzen wollte ich trotzdem keine«, sagte er.

»Hast du denn schon einmal eine besessen?«

»Nein.«

»Dann solltest du dich nicht voreilig festlegen.«

»Du hast recht.« Er lachte.

Der junge Mann hatte keine Ahnung, was er versäumte. Erdenmädchen, die nach jahrelanger sexueller Entbehrung auf den Planeten Gor gebracht wurden und sich plötzlich der absoluten maskulinen Dominanz unterworfen sahen, ohne etwas anderes tun zu können, als ihre wunderbare, verborgene, bisher unterdrückte weibliche Natur hervorbrechen zu lassen, waren oft die dankbarsten, hingebungsvollsten, perfekten Sklavinnen.

»Für den Markt taugen sie aber nichts«, meinte der junge Mann.

»Da magst du recht haben.« Durchaus vorstellbar, daß ein Überangebot an barbarischen Frauen einen negativen Ein-

fluß auf die Preise hatte. Die mit den Kurii zusammenarbeitenden Sklavenhändler verteilten diese Mädchen natürlich auf verschiedene Märkte, was Nachforschungen erschwerte und im Durchschnitt die Preise verbesserte, die man erzielen konnte.

»Bald ist es Zeit, das Lager aufzuschlagen«, sagte der junge Mann.

»Bitte, Herr!« flehte das Mädchen, das schon vorhin zu uns gesprochen hatte. »Bitte binde mich im Lager los, ich möchte dir dienen.«

»Nein, ich!« rief ein anderes Mädchen.

Der junge Mann lachte. Die Mädchen wollten ihn gnädig stimmen. Dabei war er kein übel aussehender Bursche, und sie waren nur Sklavinnen. Die Beförderung solcher Frachten bringt nicht viel Lohn, doch gewisse Nebenvergünstigungen.

»Seht doch!« rief der Fahrer plötzlich und deutete nach rechts. »Rauch!« Sofort stand er auf und ließ die Peitsche ertönen. Grunzend erhöhten die Tharlarion das Tempo. Noch zweimal knallte die Peitsche. Die Mädchen auf der Ladefläche verstummten. Ich hielt mich am Rand des Kutschbocks fest. In einem weiten schrägen Tal rechts von uns, zwei oder drei Pasangs von der Straße entfernt, machte ich drei dünne Rauchsäulen aus.

»Schneller! Har-ta!« brüllte der junge Mann seinen Zugtieren zu.

»Wir sollten anhalten«, sagte ich. »Vielleicht können wir helfen.«

»Dazu ist es zu spät«, antwortete er. »Wenn man den Rauch sehen kann, ist es zu spät. Dort ist längst jeder tot oder gefangen.«

Hinten auf dem Wagen stieß eines der Mädchen einen Angstschrei aus. Als nackte, gefesselte Sklavinnen waren sie völlig hilflos.

»Dennoch muß ich mich dort umhören.«

»Dann tust du das allein.«

»Einverstanden, halt an!«

»Reiter!« rief der junge Mann. Weiter vorn auf der Straße wirbelte eine Staubwolke auf. Er brachte die Tharlarion zum Stehen. Ächzend scharrtten sie mit den Hufen auf dem Kies und warfen die Köpfe hoch. Der junge Mann sah sich verzweifelt um. Auf der schmalen Straße konnte er den Wagen nicht wenden. Die Mädchen begannen zu kreischen und sich in ihren Fesseln zu winden.

»Soldaten!« sagte ich. Ich war auf dem Kutschbock aufgestanden.

»Dank sei den Priesterkönigen!« rief der junge Mann.

Gleich darauf zügelte eine Abteilung Soldaten ihre Kaila vor dem Wagen, es waren Lanzenträger und Armbrustschützen. Sie trugen die Farben Thentis'. Von Kopf bis Fuß waren sie mit Staub bedeckt. Die Uniformen waren schwarz von Dreck und Schweiß. Die Flanken der tänzelnden Kaila waren schaumbedeckt. Die Tiere schnaubten, warfen die Köpfe hoch und atmeten keuchend. Die dritten Lider, die durchsichtigen Sturmmembranen, waren heruntergezogen und ließen die herumrollenden Augen gelb erscheinen.

»Staubfüße«, sagte der Offizier, der die Männer anführte.

»Die Straße ist geschlossen. Wohin wollt ihr?«

»Nach Fort Haskins«, sagte der junge Mann.

»Ihr könnt hier nicht bleiben, und umkehren wäre gefährlich«, meinte der Offizier. »Am besten wäre es wohl, wenn ihr so schnell wie möglich nach Fort Haskins weiterfahrt.«

»Das werde ich tun.«

»Es ist doch ungewöhnlich, nicht wahr, daß die Staubfüße auf dem Kriegspfad sind?« fragte ich. Soweit ich wußte, gehörten sie zu den friedlicheren Stämmen des Ödlandes. Sie traten oft sogar als Vermittler zwischen den Männern der Siedlungen und den wilderen Stämmen des Landesinneren auf, zum Beispiel den Gelben Messern, den Sleen und den Kaila.

»Wer bist du?« fragte der Offizier.

»Ein Reisender«, gab ich zurück.

»Wir wissen nicht, was sie in Wut gebracht hat«, sagte der Offizier. »Sie haben niemanden getötet. Nur Höfe niedergebrannt und Kaiila mitgenommen.«

»Vielleicht handelt es sich um eine Warnung«, sagte ich.

»Sieht so aus«, erwiderte der Offizier. »Zum Beispiel haben sie nicht im ersten Licht des Morgens angegriffen. Sie kamen ganz offen, taten ohne Eile ihre Arbeit und zogen sich zurück.«

»Sehr rätselhaft«, sagte ich.

»Es ist ein friedliebender Stamm«, fuhr der Soldat fort, »aber ich muß schleunigst weiter. Vielleicht rücken nun gleich auch noch die Sleen oder Kaiila an.«

Ein Mädchen auf dem Wagen begann entsetzt zu wimmern.

Langsam ritt der Offizier um den Wagen herum und besah sich durch die hölzernen Gitterstäbe unsere Ladung.

»An eurer Stelle würde ich schleunigst weiterfahren. Nicht einmal Staubfüße könnten dieser Ladung widerstehen.«

»Jawohl, Hauptmann!« sagte der junge Mann. Der Offizier ritt wieder an die Spitze seiner Männer, während der junge Kutscher aufstand, mit einer Hand die Zügel schüttelte und mit der anderen die Peitsche schwang. »Los, los, ihr Viecher!« brüllte er. Behäbig setzten sich die Tharlarions in Bewegung, und knirschend fuhr der Wagen an. Die Mädchen waren stumm.

Nach wenigen Ehn hatten wir gut einen Pasang zurückgelegt. Wir waren wieder allein. Es war dunkel.

»Die Sklavinnen haben Angst«, sagte ich.

»Wir werden nicht lagern«, antwortete der junge Mann, »sondern die ganze Nacht durchfahren. Ich werde nur ab und zu halten, damit die Tharlarion sich ausruhen können.«

»Eine weise Entscheidung«, bemerkte ich.

»So etwas sieht den Staubfüßen gar nicht ähnlich«, sagte er.

»So sehe ich die Sache auch«, erwiderte ich.

Ich machte Platz, indem ich an den Rand der Straße trat. Früh am Morgen hatte es geregnet, und der Boden war schlammig. Die Männer, einige zu Fuß, einige auf Kaiila, überholten mich waffenklirrend. Ich schaute einigen in die Augen. Es waren Söldner. Sie gehörten allerdings keiner Söldnerkompanie an, die ich kannte. Zweifellos waren sie hier und dort angeworben worden. Sie trugen die unterschiedlichsten Uniformen und Uniformteile und ein Durcheinander von Waffen. Einige besaßen womöglich nicht einmal einen Heimstein. Die Truppe zog nach Norden, wie ich. Vermutlich lag ihr Ziel ebenfalls in Kailiauk. Ich schätzte die Stärke der Kolonne auf tausend Mann – eine ungewöhnliche Größe für eine goreanische Söldnerstreitmacht. Man mußte schon viel Geld aufwenden, um eine solchen Armee anzuwerben und bei Laune zu halten.

In der Mitte der Straße, zwischen den Söldnern, näherte sich ein von zwei Tharlarion gezogener, kostbar verzierter Karren. Ein Offizier, ein bärtiger Mann mit einem Federbüschel am Helm, vielleicht der Hauptmann der Söldnerarmee, ritt neben dem Fahrzeug. Auf einem Thronsessel, den man oben auf dem Karren festgemacht hatte, saß unter einem Seidenbaldachin eine Frau – stolz und anmutig anzuschauen, gekleidet in eine kostbare Verhüllungsrobe. Von einer Halskette mitgezerrt, lief ein junger Rothäutiger neben dem Wagen her.

»Halt!« sagte die Frau bei meinem Anblick und hob die kleine Hand, an dem ein weißer Handschuh steckte.

»Halt!« rief auch der Offizier, drehte die Kaiila herum und hob die Hand.

»Halt! Halt!« riefen andere Stimmen.

Die Reihen der Männer blieben stehen. Die Frau senkte die Hand.

Sie sah mich an. »Tal«, sagte sie.

»Tal, meine Dame«, antwortete ich.

Nonchalant löste sie mit einer Hand den äußeren Schleier. Ihre Gesichtszüge waren durch den zweiten Schleier nur noch unzureichend verhüllt, der kaum mehr als ein durchscheinender Seidenstreifen war. Anscheinend handelte sie so, um leichter mit mir sprechen zu können. Sie lächelte. Ich lächelte ebenfalls, aber nur innerlich. Ein Herr mochte seiner Sklavin einen solchen Schleier schenken, als Witz. Sie war eine eitle Frau. Ich sollte sehen, daß sie atemberaubend schön war. Ich erkannte, daß sie eine ganz akzeptable Sklavin abgeben würde.

»Wie ich sehe, trägst du ein Schwert«, sagte sie.

»Ja, meine Dame.«

»Wer bist du?«

»Ein reisender Schwertkämpfer.«

»Dies ist die Lady Mira aus Venna«, sagte der bärtige Offizier. »Ich bin Alfred, Hauptmann dieser Kompanie, Söldner aus Port Olni.« Venna ist ein Erholungsort westlich der Voltai-Berge, nördlich von Ar. Port Olni liegt am nördlichen Ufer des Olni-Flusses und gehört der Salerianischen Konföderation an.

»Anscheinend möchtest du uns deinen Namen nicht sagen«, bemerkte die Frau.

»Der Name eines unbedeutenden Burschen wie ich«, sagte ich, »kann für eine so vornehme Dame kaum von Interesse sein.«

»Bist du ein Räuber?« wollte sie wissen.

»Nein, meine Dame.«

»Kannst du mit der Klinge umgehen, die da an deiner Hüfte hängt?« fragte sie.

»In gewisser Weise schon, meine Dame«, sagte ich.

»Wir stellen Schwertkämpfer ein.«

»Vielen Dank, meine Dame, aber ich möchte mich nicht in fremde Dienste begeben.«

»Zieh deine Klinge!« rief der Offizier.

Mit schneller, eleganter Bewegung zog ich die Waffe und trat zurück. Wird man von einem Goreaner aufgefordert,

die Klinge blank zu ziehen, ist es meistens nicht angebracht, noch lange über die Frage zu diskutieren. Er könnte etwas im Schilde führen.

»Greif ihn an!« sagte der Offizier zu einem der Männer, die in seiner Nähe standen.

Unsere Klingen hatten sich noch nicht einmal gekreuzt, als die Spitze meines Schwertes schon am Hals des Burschen lag.

»Töte ihn nicht!« sagte der Offizier hastig.

Ich steckte die Klinge wieder fort, und der bleich gewordene Söldner kehrte auf unsicheren Beinen ins Glied zurück.

»Einen Silber-Tarsk pro Monat«, sagte der Offizier. Dieser Sold konnte sich sehen lassen. Es war bestimmt mehr, als die meisten Männer ringsum bekamen.

»Wo liegt dein Ziel, Hauptmann?« fragte ich. »Und in welcher Angelegenheit seid ihr unterwegs?«

»Wir ziehen nach Kailiauk und von dort weiter ins Ödland. Es gilt, Wilden eine Lektion zu erteilen.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Du hast gewiß von den Scheußlichkeiten gehört, die sich gestern ereignet haben?« fragte er.

»Deine Streitmacht ist bestimmt nicht erst seit gestern zusammengestellt worden«, sagte ich.

Er lachte. Gewiß konnten solche Heere in das Ödland eindringen und schweren Schaden anrichten, indem sie beispielsweise über Dörfer der Staubfüße herfielen. Zu oft werden dabei aber die Friedlichen und Unschuldigen hingeschlachtet. Darin mag die Lehre liegen, daß es ratsam ist, zu friedlich oder zu unschuldig zu sein. Im Schatten von Wölfen gibt es kein Überleben, indem man sich in ein Schaf verwandelt: Dieser Weg ist nichts anderes als eine Abkürzung ins Verderben.

»Im Ödland gibt es Tausende von Wilden«, gab ich zu bedenken.

»Diese Männer sind Berufskämpfer«, erwiderte er. »Ein solcher Söldner ist tausend halbnackte Krieger wert.«

Ringsum wurde gelacht.

»Schon wenn sie unsere Trommeln hören, werden sie die Flucht ergreifen«, fuhr er fort.

Ich schwieg.

»Die Grenzzone hält sich schon zu lange«, sagte er. »Wir werden sie weiter nach Osten verschieben. Wir halten das Banner der Zivilisation in Händen.«

Ich lächelte und fragte mich, ob es sich bei den Barbaren stets um Angehörige solcher Zivilisationen handelte, die nicht die eigene waren.

»Willst du die Frau mit ins Ödland nehmen?« fragte ich weiter. »Du kannst dir sicher vorstellen, was die roten Wilden mit ihr anstellen würden.«

»Ich bin völlig sicher, das kann ich dir versichern«, sagte Lady Mira lachend. Ich überlegte, wie ihr zumute sein würde, wenn sie nackt und gefesselt vor gierigen Kriegern am Boden lag.

»Lady Mira gehört der Kaufmannskaste an«, fuhr der Offizier fort. »Sie besitzt die Vollmacht, mit den besiegten Stämmen über die Lieferung von Fellen zu verhandeln.«

»Wer ist das?« fragte ich und deutete auf den zerlumpten rothäutigen Jüngling, der am Wagen festgekettet war.

»Urt, ein Staubfuß, ein Sklave«, gab der Offizier Auskunft. »Wir haben ihn im Süden gekauft. Er spricht die Sprache des Staubfuß-Stammes und kennt die Zeichen.«

Haßerfüllt blickte der Junge mich an.

»Wie lange war er schon Sklave?« fragte ich.

»Zwei Jahre.«

»Von wem wurde er ursprünglich gekauft?«

»Von Staubfüßen«, sagte der Offizier.

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Wilden einen Angehörigen des eigenen Stammes verkaufen würden«, meinte ich.

»Es sind Wilde«, bemerkte der Offizier.

»Du bist kein Staubfuß«, sagte ich zu dem Jungen.

Er antwortete nicht.

»Ihr wollt einem solchen Burschen bei Verhandlungen die Übersetzung anvertrauen?« fragte ich.

»Am deutlichsten werden wir mit dem Stahl sprechen«, sagte der Söldnerführer.

»Du hast viele Männer«, sagte ich. »Deine Expedition muß viel Geld kosten. Wäre sie von mehreren Städten vereinbart worden, hätte ich bestimmt davon gehört. Woher stammt das Gold für diese hohen Aufwendungen?«

Zornig blickte der Offizier mich an.

»Wir werden durch den Kaufmannsrat von Port Olni unterstützt«, sagte die Frau. »Unsere Papiere sind in Ordnung.«

»Ich verstehe«, bemerkte ich.

»Nur selten habe ich eine Klinge so raffiniert und schnell im Kampf erlebt wie die deine«, sagte der Offizier. »Mein Angebot gilt. Rationen und einen Silber-Tarsk für jeden Monat, den du bei uns im Dienst stehst.«

»Rationen und einen Gold-Tarsk«, fiel die Frau ein und blickte aus der Höhe des Karrens auf mich herab. Die Augen über dem Seidenschleier funkelten. Sie hatte das Angebot ausgesprochen, ohne den Offizier zu fragen. Offensichtlich war sie sehr mächtig. Ich fragte mich, wie sie als hilflos gefesselte Sklavin aussehen würde.

»Sei bedankt, meine Dame«, erwiderte ich. »Aber ich stehe in meinen eigenen Diensten.«

»Man könnte einen Posten für dich finden, sogar in meiner engsten Gefolgschaft«, sagte sie.

»Ich stehe in meinem eigenen Dienst«, sagte ich.

»Weiter!« rief sie, hob die behandschuhte Rechte und lehnte sich in ihrem Sessel aufgebracht zurück.

Ich trat an den Straßenrand.

»Vorwärts!« brüllte der Offizier und hob den Arm. Zornig blickte die Dame mich an; ihre Hände hatte sie um die Stuhllehnen gekrallt. Dann hob sie den Kopf und blickte starr geradeaus. »Ho!« rief der Offizier. Sein Arm fiel herab. Die Reihen der Söldner, die rings um das Fahrzeug angeordnet waren, setzten sich wieder in Bewegung, nordwärts

ziehend, in Richtung Kailiauk. Ich setzte mich am Wegrand in den Schatten einiger Felsbrocken und beobachtete den Vorbeimarsch. Nachdem ich die Zahl der Männer geschätzt hatte, zählte ich sorgfältig die Vorratswagen. Meine Vermutung erwies sich als stichhaltig. Wenn man die Zahl der Felle bedachte, die im Ödland verfügbar waren, gab es in dem Zug etliche Wagen zuviel.

Als die Kolonnen und Wagen vorbei waren, kam ich zwischen den Felsen hervor und folgte der Prozession in einigem Abstand auf der Straße nach Kailiauk.

Die Kaufleute von Port Olni konnten sich eine dermaßen große Expedition auf keinen Fall leisten. Sie hatten keinen großen Anteil am Fellhandel, und selbst wenn sie stärker daran beteiligt gewesen wären, hätten sie als Kaufleute zunächst Verhandlungslösungen gesucht und keine militärischen. Im mindesten Falle hätten sie, wenigstens zu Anfang, durch Kaufleute am Ort zu arbeiten versucht oder etwa durch die Staubfuß-Wilden. Für mich bestand kein Zweifel, woher Motiv und Mittel für eine solche Expedition kamen. Ähnlich sicher glaubte ich zu wissen, wer in den geschlossenen Wagen hockte, die von der Expedition mitgeführt wurden.

Auf der Straße nach Kailiauk warf ich den Kopf in den Nacken und lachte herzlich. Ich, Tarl Cabot, hatte von Agenten der Kurii das Angebot erhalten, in ihre Dienste zu treten! Ich war überzeugt, daß Kog und Sardak und andere Artgenossen ungeduldig in den vor mir fahrenden Wagen saßen und sich unbequem hin und her wanden, begierig, endlich zur Sache zu kommen. Die selbstgewählte Enge mußte nahezu unerträglich sein. Ich bewunderte die Disziplin, die darin zum Ausdruck kam. Ich hoffte nur, daß sie sich halten würde. Und es tat gut zu wissen, wo die Kurii waren.

Ich bückte mich, nahm einen Stein vom Boden auf und warf ihn vor mich auf die Straße. Dann setzte ich meinen Weg nach Kailiauk fort.

Noch etwas war mir an der seltsamen Streitmacht aufgefallen. Sklavenwagen hatte es in der Kolonne nicht gegeben. Darin sah ich den Einfluß und die große Macht der Lady Mira aus Venna. Als freie Frau waren ihr Sklavinnen zweifellos verhaßt, jene lasziven, schamlosen Mädchen, die in den Männern unbezwingbare Begierden weckten. Auch schmeichelte es gewiß ihrer Eitelkeit, die einzige Frau unter so vielen Männern zu sein. Ich hatte ihr kaum verhülltes Gesicht gesehen und fragte mich unwillkürlich, wie sie in Tanzseide aussehen würde, geschmückt von einem Stahlkragen, vor mir kniend. Vermutlich würde sie nicht mehr ganz so stolz aussehen. Die Kurii, das mußte ich anerkennen, erwählten sich beinahe ausnahmslose sehr schöne Agentinnen; sicher nicht ohne Hintergedanken.

Ich warf einen weiteren Stein die Straße entlang, hinter der Kolonne her.

Vermutlich hätte ich nicht so offen zu erkennen geben dürfen, wie geschickt ich mit dem Schwert umgehen konnte. Ich war auch fest entschlossen gewesen, mich ungeschickt anzustellen. Doch sobald sich die beiden Klingen berührten, hatte ich mir dennoch größte Mühe gegeben, aus einem Reflex heraus. Der Stahl schien plötzlich für sich selbst zu denken, wie es bei solchen Gelegenheiten oft geschieht. Allerdings bedauerte ich nicht, was ich getan hatte. Ich lachte leise. Sollten sie ruhig das Können eines Mannes sehen, der in den Kriegskünsten Ko-ro-bas unterwiesen worden war. Ich lachte. Was die Agenten der Kurii wohl denken würden, wenn sie wüßten, daß Tarl Cabot unter ihnen gewesen war? Sie hatten keinen Anlaß zu der Vermutung, daß er sich in der Nähe des Ödlandes aufhielt. Sie wußten nur, daß man wegen eines Mannes gehalten hatte, der nicht ungeschickt war mit der Waffe.

Wieder dachte ich an Lady Mira aus Venna. Ja, überlegte ich. Sie würde sich gut machen als nackte Sklavin zu Füßen eines Mannes.

Auf das hüfthohe Geländer gestützt, blickte ich in die breite, runde Senke, in der neunzehn angekettete Mädchen zur Schau gestellt waren.

»Barbaren«, sagte der Mann neben mir.

»Das sieht man«, äußerte ich.

»Nebenan gibt's noch zwei Gruben«, sagte der andere.

»Hast du sie dir angeschaut?«

Eine Nacht hatte ich auf der Straße verbracht und war gestern hungrig und verdreckt nach der zehnten Ahn, der goreanischen Mittagsstunde, in Kailiauk eingetroffen. Als ich mich den Ausläufern der Stadt näherte, hatte ich den Ton der Zeitglocke vernommen, die auf dem Dach des Ladens angeschlagen wurde, der dem Administrator gehört. In Kailiauk wie auch in anderen Städten der Grenzzone stammt der Administrator aus der Kaufmannskaste. Der Handel in dieser Stadt konzentrierte sich vorwiegend auf Felle und Kaila. Die Ortschaft Kailiauk hatte darüber hinaus auch eine Funktion als gesellschaftliches und geschäftliches Zentrum für viele einsam liegende Höfe. Obwohl ein lebhaftes Treiben in den Straßen herrscht, ist die Bevölkerung nicht sehr seßhaft. Ich schätzte, daß es nicht mehr als vier- oder fünfhundert ständige Einwohner gab. Wie zu erwarten war, gab es mehrere Schänken und Tavernen, die an der Hauptstraße lagen.

Das auffälligste Merkmal Kailiauks waren wohl die Fellschuppen. Unter den Dächern dieser offenen Bauwerke liegen auf Plattformen Tausende von Fellen, die zu Bündeln gebunden sind. An anderen Stellen erheben sich große Haufen Knochen und Hornreste, oft dreißig oder mehr Fuß hoch. Diese Ablagerungen sind das Ergebnis der Ausdünnung von Kailiaukherden durch rote Wilde. Zum täglichen Bild der Stadt gehört das Kommen und Gehen von Fellwagen und Fahrzeugen für den Transport von Horn und Knochen. Im Ödland gibt es unzählige Kailiauk, denn sie finden

hier geradezu ideale Lebensbedingungen, ohne natürliche Feinde. Die meisten Kailiauk haben gewiß nie einen Menschen oder Sleen zu Gesicht bekommen.

Zahlreiche Herden ziehen durch das Ödland. Die vier oder fünf bekanntesten Herden (zum Beispiel die Boswell-Herde, benannt nach dem Mann, dessen Name sich auch im Boswell-Paß wiederfindet, und die Bento-Herde und die Hogarthe-Herde, benannt nach den ersten weißen Männern, die sie erblickten), diese Herden umfassen zwischen zwei und drei Millionen Tiere. Die Bodenerschütterungen, die eine solche Tiermasse hervorruft, sind über Entfernungen von fünfzig Pasangs zu spüren. Eine Herde braucht zwei bis drei Tage, um einen Fluß zu überqueren. Gelegentlich kommt es vor, daß verfeindete Stämme an verschiedenen Punkten über eine Herde herfallen und erst hinterher zu ihrer Bekümmerung und Belustigung merken, wie nahe sie sich gewesen sind. Neben diesen Hauptherden gibt es etliche kleinere, identifizierbare Herden, die Hunderttausende von Tieren umfassen. Außerdem existieren natürlich, wie man nicht anders erwarten durfte, sehr viele kleinere Herden, deren Zahl nicht einmal von den roten Wilden geschätzt wird, Herden, die wenigen hundert bis etlichen tausend Kailiauk eine Heimat bieten.

Es wird berichtet, daß manche dieser kleineren Herden Unterherden größerer Herden sind, zu gewissen Jahreszeiten, je nach Futter und Wasser, von der großen Herde getrennt. Wenn das zutrifft, ist die Zahl der Kailiauk vielleicht nicht ganz so groß, wie manchmal angenommen wird. Jedenfalls gibt es Kailiauk im Überfluß. Interessanterweise haben solche Herden ein bestimmtes Futterverhalten: Beim Grasens bewegen sie sich im Verlauf eines Jahres meistens in einem gigantischen Oval, das jahreszeitlich beeinflußt ist und viele tausend Pasangs umfaßt. Diese Wanderungen führen die Herden natürlich in die Einflußgebiete verschiedener Stämme. So kann im Lauf eines Jahres dieselbe Herde von verschiedenen Stämmen gejagt werden, ohne daß die

Krieger sich auf gefährliche Ausflüge außerhalb der eigenen Gebiete einlassen müssen.

Der Kailiauk ist ein Wandertier, doch nur in einem ganz bestimmten Sinne. So bewegt er sich nicht etwa wie ein Zugvogel auf mehr oder weniger geraden Wegen von Norden nach Süden und wieder zurück. Der Kailiauk muß beim Wandern fressen und ist für solche Wanderungen einfach zu langsam. Er könnte in der zur Verfügung stehenden Zeit die nötigen Entfernungen nicht zurücklegen. Dementsprechend weichen die Kailiauk den Jahreszeiten nicht aus, sondern bewegen sich eher mit ihnen, wobei das ovale Muster im Sommer nach Norden führt und im Winter nach Süden. Der Geruch der Fellschuppen verleiht der Stadt Kailiauk übrigens eine ganz spezielle Atmosphäre. Ist man aber erst einige Stunden in der Stadt, erweist sich der Geruch als vertraut und alledurchdringend und verschwindet aus dem Bewußtsein.

»Einige sind ganz hübsch«, sagte der Mann neben mir und schaute in die Grube hinunter.

»Ja«, antwortete ich. Wir standen auf dem Gelände Ram Seibars, eines Sklavenhändlers. Er besitzt eine ziemlich große Anlage, denn er handelt auch mit Kaiila. Ich schätzte die Größe auf etwa hundert Meter im Quadrat. Auf dem Gelände befanden sich mehrere Sklavengruben, von denen aber nur drei besetzt waren, wie auch mehrere größere und kleinere Holzgebäude, Baracken für die Männer und verschiedene andere Bauten. Die gesamte Anlage ist von einem Palisadenzaun umschlossen. Auf dem größten Bauwerk, der Haupt-Verkaufshalle, etwa siebzig Fuß breit und hundertundzwanzig Fuß lang, weht das Banner Seibars, ein gelber Wimpel, auf dem schwarze Fußfesseln und eine Peitsche abgebildet sind.

»Kennst du den Händler Grunt?« fragte ich meinen Nachbarn.

»Ja.«

»Hält er sich in der Gegend auf?«

»Weiß ich nicht.«

Ich hatte den Mann schon in den verschiedenen Schänken und Tavernen Kailiauks gesucht. Dabei begegnete mir niemand, der seinen Aufenthaltsort kannte. Meine Hoffnungen, ihn zu finden, schwanden allmählich. Heute früh hatte ich im Fünf-Horn-Stall zwei Kaiila erstanden, dazu Geschirr, einen Sattel, verschiedene Ausrüstungsgegenstände und Vorräte und Tauschwaren. Diese Einkäufe hatte ich in der Stadt erledigt, im Laden des Publius Crassus, Mitglied der Kaufmannskaste, zugleich Kailiauks Administrator. Zu meinen Erwerbungen zählte auch ein Kurzbogen, ähnlich konstruiert wie die Waffen, die von den Wilden benutzt werden, geeignet für den Gebrauch im Sattel. Mit dem Bogen erstand ich einen Köcher und zwanzig federbesetzte Pfeile.

Für mich gehörte es zu den großen Fehlern weißer Kavalisten in der Grenzzone, daß sie sich zu sehr auf ihre Armbrust verließen, die vorwiegend eine Infanteriewaffe ist. Natürlich besitzt sie auch Vorteile, zum Beispiel eine erhebliche Durchschlagskraft, die Möglichkeit, sie sehr lange schußbereit zu halten, außerdem können manche Kämpfer aus dem Sattel damit besser schießen als mit dem einfachen Bogen. Auf kurze Entfernung durchschlägt ein Armbrustbolzen außerdem die meisten Schilde der roten Wilden.

Der wesentliche Nachteil liegt darin, daß man eine Armbrust nur in sehr langsamer Folge abschießen kann. Die Kavalleriearmbrust hat einen eisernen Steigbügel, in den der Reiter seinen Fuß stecken kann, ohne absteigen zu müssen, und somit die Hebelwirkung gewinnt, um das Kabal mit beiden Händen wieder zurückzuziehen. Somit kann der Reiter zwar neu laden, ohne abzusteigen, und die Schlußfolge seiner Armbrust beschleunigen, wenn das auch ein wenig zu Lasten der Durchschlagskraft geht, doch liegt hier für mich kein Ausgleich. Ich halte es für nicht unmöglich, daß ein roter Krieger drei bis fünf Pfeile abschießt, während die behäbigere Waffe einmal neu geladen wird. Hätte sich die

leichtere, schneller zu ladende Armbrust bei den typischen Kampfsituationen des Ödlands als überlegen erwiesen, wären die Wilden sicher schon auf die eine oder andere Weise darauf zurückgekommen. Sie haben es aber nicht getan.

Dementsprechend beschloß ich, sie mir in dieser Sache zum Vorbild zu nehmen, und wählte eine Waffe, die der ihren ähnlich war. Denn da ich Grunt nicht zu finden vermochte, fürchtete ich, allein ins Ödland vordringen zu müssen. Lady Mira aus Venna und Alfred aus Port Olni hatten Kailiauk bereits heute früh mitsamt ihren Söldnern verlassen.

Der Mann neben mir am Geländer wandte sich um.
»Warum suchst du Grunt?«

»Ich muß ins Ödland.«

»Das ist Wahnsinn.«

Ich zuckte die Achseln.

»Nur schade, daß du nicht vor einem Monat nach Kailiauk gekommen bist«, sagte er.

»Warum?«

»Damals überquerten zahlreiche Siedler die Ihanke, bewaffnet, mit zweihundert Wagen, Männer, Frauen und Kinder. Es müssen sieben bis achthundert gewesen sein. Du hättest sie begleiten können. In einer solchen Menge ist man vielleicht sicher.«

»Möglich«, sagte ich. Ein solcher Treck kam andererseits nur langsam voran. Außerdem konnte man seine Spuren und seinen jeweiligen Standort nicht vertuschen.

»Du bist ein großer Bursche«, fuhr der andere fort, »und scheinst fix und kräftig zu sein. Warum hast du dich nicht von der Truppe anwerben lassen, die vorhin aufgebrochen ist?«

Ich antwortete nicht.

»Es war die größte Söldnertruppe, die jemals Kailiauk verlassen hat«, informierte mich der Mann. »Du hättest sie begleiten sollen.«

»Vielleicht.«

»Ich bin angekettet!« schluchzte ein Mädchen in der Grube unter uns. Sie kniete im Schlamm. Mit schmalen Händen zerrte sie an ihren Ketten. »Wo bin ich?« fragte sie ungläubig. »Was ist aus mir geworden? Wo sind meine Sachen? Was sind das für Männer?«

»Sie können nicht mal goreanisch sprechen«, sagte der Mann.

»Barbaren«, bestätigte ich.

»Ja.« Das Mädchen hatte Englisch gesprochen, was meine Vermutung über die Herkunft der Mädchen bestätigte. Aus reiner Neugier war ich auf Seibars Markt gekommen. Angeblich war er in Kailiauk der wichtigste Händler für barbarische Sklavinnen. Genau wußte ich es natürlich nicht, doch ich vermutete, daß nicht er selbst mit den Kurii verbündet war, sondern Mädchen lediglich in Großhandelsmengen von einem oder mehreren ihrer Agenten erwarb. Solche Mädchen, das hatte ich von dem Sklavenkutscher erfahren, den ich bis Fort Haskins begleitet hatte, wurden in der Grenzzone an verschiedenen Punkten verkauft. Vor einigen Ahn hatte ich auf dem Rücken einer meiner neuerworbenen Kaiila das Terrain nördlich und südlich Kailiauks erkundet. Dabei war ich an einer entlegenen Stelle zwischen einigen Hügeln an eine Stelle gekommen, wo das Gras verkohlt war und sich im Boden mehrere runde, sechs Zoll durchmessende Vertiefungen abzeichneten. Hier, so vermutete ich, war eines der Stahlschiffe der Kurii gelandet. In der Nähe stieß ich auf Wagenspuren, die aus dem Gebiet fortführten, in Richtung Kailiauk. Weniger Glück hatte ich bei meinen Erkundigungen nach einem gewissen Grunt in den kleinen einsamen Lagern und Höfen. Der Ihanke näherte ich mich nicht; dies entsprach nicht meinem Wunsch. Zunächst mußte ich besser Bescheid wissen. Im Moment war mir nicht einmal bekannt, ob die Grenze bewacht wurde oder nicht.

»Selbst wenn solche Mädchen das Goreanische verstünden«, fuhr der Mann neben mir amüsiert fort, »könnten sie

wahrscheinlich nicht begreifen, was von ihnen verlangt wird.«

»Man könnte es ihnen beibringen«, sagte ich.

»Da hast du sicher recht.«

Ich wandte mich ab und ging. Es ärgerte mich, daß ich den Händler Grunt nicht finden konnte. Am nächsten Morgen, mit oder ohne ihn, wollte ich in die Einöde vordringen.

7

»Barbarinnen! Barbarinnen zu verkaufen!« rief der Mann, der auf der runden Holzplattform vor dem offenen Tor der von einem Palisadenzaun umschlossenen Anlage stand. Er war massig und korpulent und trug ein langes, offenes, fleckiges Hemd aus blaugelber Seide. Seine Lederhosen wurden von einem dreifach zugeschnallten breiten Gürtel gehalten. An diesem Gürtel war eine mächtige perlenbesetzte Scheide festgemacht, in der offenbar ein grober dreieckig geformter Dolch steckte. Dazu trug er Kaiilastiefel mit glockenbesetzten silbernen Hackenspitzen, die beim Kaiilareiten als Sporen dienten. In der Hand hielt er eine geschmeidige lange Kaiilapeitsche aus schwarzem Leder, etwa einen Meter lang. Das Haar hatte er sich mit blaugelben Tuchfetzen im Nacken zusammengebunden. Er gehörte zur Kaste der Sklavenhändler.

Zwei Helfer zerrten eine nackte Sklavin neben ihn auf die Plattform.

»Außer unserer gewohnten guten Ware«, rief der rundliche Mann, »haben wir soeben frische Barbarinnen hereinbekommen.«

Es mußte sich um die Mädchen handeln, von denen ich heute nachmittag schon mehrere gesehen hatte. Nun, am Abend, nach dem Abendessen, war ich zum Gelände Ram Seibars zurückgekehrt, mit der Absicht, mir einige Verkäufe anzuschauen. Hinterher wollte ich eine Taverne aufsuchen,

einen Becher Paga trinken und mir vielleicht für die Nacht ein Mädchen nehmen.

»Sie sind noch nicht selektiert!« rief der Mann. »Dieses kleine Täubchen, saftig, begierig auf einen Herrn, ist die traurigste des Haufens.« Er deutete auf das Mädchen neben sich. Seine Aussage war bestimmt nicht richtig; meinem Gefühl nach gehörte sie zu den besseren Mädchen.

»Barbarinnen zum Verkauf!« brüllte der Mann auf der Holzplattform. »Sie werden in einer Ahn angeboten. Tretet ein, ehrenwerte Herren, schaut euch unsere Angebote an. Werdet zufriedene Kunden des Hauses Ram Seibar. Die Getränke sind frei! Kein Kaufzwang!«

Ich spürte eine Bewegung neben mir und eine sanfte Berührung am Ärmel. Eine weiche Wange drückte sich gegen meinen Arm. »Herr«, flüsterte eine Stimme. Ich schaute hinab und blickte in das Gesicht eines Mädchens mit freischwingendem kastanienbraunen Haar. Sie lächelte zu mir auf. »Begleite mich in Randolphs Taverne«, sagte sie. »Ich werde dir viel Freude schenken.« Um ihren Hals lag ein schmaler widerstandsfähiger Stahlkragen. Ich trat einen Schritt zurück, um sie mir besser anzuschauen. Sie trug ein kurzes, glasperlenbesticktes, fransenbesetztes Gewand, das allerdings nicht sehr lang war. Es hatte einen Ausschnitt bis zum Bauchnabel und ließ die Süße ihrer Brüste mehr als erahnen. Eine doppelt geschlungene, fest verknotete Lederschnur bildete den Gürtel. Das Mädchen war barfuß. Um das linke Fußgelenk lag ein etwa zwei Zoll breites perlenbesticktes Band. Ihre Aufmachung sollte bestimmt an die auffällige, beschämende und unzüchtig kurze Kleidung erinnern, die weiße Sklavinnen von den roten Wilden erhalten. Allerdings benutzen die roten Krieger keine Stahlkragen, sondern Lederbänder.

»Ich hoffe, der Herr mag Ginger«, sagte sie.

»Ginger?«

»Herr?«

»Bist du eine Barbarin?«

»Früher war ich eine«, flüsterte sie. »Aber inzwischen hat man mich ausgebildet. Ich bin keine Fremde mehr in meinem Kragen.«

»Aufpassen!« brüllte ein Mann.

»Oh!« rief das Mädchen. Ich packte sie und zerrte sie zur Seite. Zwei Kaiila galoppierten vorüber.

»Platz!« ertönte eine Stimme. »Platz!« Nun ertönte der dröhnende Hufschlag einer großen Zahl von Kaiila, ganz in der Nähe. »Ho! Ho!« brüllten die dazugehörigen Treiber, die hinter der Herde ritten und ihre zusammengerollten Lederlassos schwenkten. Die Menge in der Gasse drückte sich an die Palisadenmauer Ram Seibars. Die Kaiila, hundert bis hundertundfünfzig Tiere, donnerten an uns vorüber. Ich fand es unangebracht, daß solche Tiere durch die Straßen getrieben wurden, doch zuweilen geraten die Treiber außer Rand und Band. Seit meinem Eintreffen in Kailiauk hatte ich solche Szenen schon mehr als einmal beobachtet. Die Kaiila stammten vermutlich von Höfen im Norden und sollten in Kailiauk verkauft werden.

»Das muß wirklich nicht sein!« rief ein Mann in meiner Nähe. »Es gibt kürzere Wege zu den Gehegen und umzäunten Weiden.«

»Manchmal gibt es Verletzte«, fiel ein anderer ein.

»Die Tavernenmädchen haben eine Todesangst vor den Kerlen«, meinte ein dritter.

Mein Blick fiel auf das Mädchen in meinen Armen und sah, daß er die Wahrheit gesprochen hatte. Das gefiel mir. Es war richtig, daß Sklavinnen vor freien Männern Angst haben.

»Allzuoft kommen sie ja nicht nach Kailiauk«, sagte ein Mann fröhlich.

»Aber wenn sie kommen, haben sie große Lust auf Paga und Tavernenmädchen.«

»Wer will ihnen das verdenken?« fragte eine Stimme.

Die Kaiila-Höfe lagen vermutlich sehr einsam und boten wenig Abwechslung. Land, das sich zum Ackerbau eignet

und in der Nähe von Städten liegt, wird in der Grenzzone selten als Weideland benutzt.

»Alles in allem sind sie in Ordnung«, sagte ein Mann.

»Sie geben ihr Geld großzügig aus«, sagte ein zweiter.

»Das spricht für sie«, fand ein dritter.

»Einige sind aber gefährlich und grausam«, meinte jemand.

»Wollen wir hoffen, daß es keine Toten gibt.«

Solche Zwischenfälle ereigneten sich unter heißblütigen und vom Paga beschwingten Männern vermutlich häufiger. Zu oft mochte der Verdacht, beim Stein- oder Scheibenwurf betrogen zu haben, oder der Streit um eine Sklavin zum Blankziehen von Klingen führen, zur plötzlichen Bewegung eines Messers.

»Du hast mich gerettet, Herr«, sagte das Mädchen und klammerte sich an mir fest.

»Ich habe höchstens die Investition deines Herrn beschützt«, sagte ich. Es war angebracht, eine Sklavin nicht vergessen zu lassen, daß sie nur ein Besitzstück ist.

»Der hat mich billig erworben«, antwortete sie lächelnd.

»Vielleicht hätte ich mir die Mühe dann sparen sollen.«

»Aber ich bin inzwischen mehr wert.«

»Oh?«

»Begleite mich in Randolphs Taverne«, sagte sie. »Dann zeige ich es dir.« Und nach Art einer Sklavin, einer Frau, die sich dem Willen der Männer total unterworfen weiß, preßte sie sich lasziv an mich. Dann legte sie mir die Arme um den Hals, stellte sich auf die Zehenspitzen und küßte mich.

Ich packte sie an den Armen und drückte sie von mir fort. »Du küßt gut, Sklavin«, sagte ich.

»Danke, Herr.«

»Stimmt es, daß du eine Barbarin bist?« wollte ich wissen.

»Ja, Herr«, gab sie zurück. »Ich wurde sogar hier verkauft, im Hause Ram Seibars.«

»Wann?«

»Vor achtzehn Monaten.«

»Dann ist dir dein Kragen nicht mehr fremd.«

»Nein.«

»Auf der Hauptstraße herrscht heute viel Betrieb«, sagte ich. »Kaum vorstellbar, daß du hierhergeschickt worden bist, um für Randolphs Taverne Gäste anzulocken.«

Sie blickte mich erschrocken an.

»Barbarinnen, Barbarinnen zu verkaufen!« rief der Mann von der Plattform. »Tretet ein! Verkäufe beginnen in wenigen Ehn. Kauft vom Hause Ram Seibars!«

»Such dir woanders Kundschaft«, sagte ich zu dem Mädchen.

»Bitte, Herr!«

»Wenn du sie nicht willst«, sagte ein Mann neben mir, »hättest du dann etwas dagegen, wenn ich sie nehme?«

»Natürlich nicht«, sagte ich.

»Führ mich in Randolphs Taverne!« sagte der Mann zu dem Mädchen.

»Herr?« wandte sich das Mädchen an mich.

»Willst du nicht gehorchen, Sklavin?« mahnte der Mann.

»Doch, Herr!« rief sie und erbleichte.

Ich wandte mich ab und ging durch das Palisadentor, um mir Ram Seibars Verkäufe anzuschauen.

8

Ich wandte meine Aufmerksamkeit von der anscheinend sehr hübschen jungen Frau ab, die voll bekleidet auf dem Hauptblock angebunden war, und ließ den Blick durch den Saal wandern.

In einem solchen Auktions- und Verkaufssaal ist zwischen dem Hauptblock und den Nebenblocks oder Nebenplattformen zu unterscheiden. Ram Seibars Arrangement war nicht untypisch für die Anlage solcher Orte, besonders in Grenzgebieten. Natürlich gibt es von Markt zu Markt, von Stadt zu Stadt eine beinahe unendliche Vielfalt von Me-

thoden, Sklaven zu präsentieren und zu verkaufen. Was nicht weiter überraschend ist, wenn man bedenkt, daß die Institution der Sklaverei auf Gor sehr erfolgreich und seit vielen Jahrhunderten eingeführt ist.

Im großen Verkaufssaal Ram Seibars gibt es einundzwanzig Verkaufsplattformen. Zwanzig sind Nebenschauplätze, Nebenblöcke, zehn links, zehn rechts angeordnet. Sie sind etwa einen Meter hoch und messen fünf Fuß im Durchmesser. Der Block in der Mitte, zu dem man über eine kleine Treppe emporsteigt, liegt dem Eingang gegenüber. Er ist sieben oder acht Fuß hoch und hat einen Durchmesser von zwanzig Fuß. Auf den Nebenblöcken finden selten Auktionen statt. Gelegentlich wird dort zu festen Preisen verkauft. Im allgemeinen aber ergibt sich der Preis durch Feilschen und Schachern. Das Mädchen hofft dabei, daß der neue Herr genug bezahlt, um in ihr zumindest einen geringen Wert zu sehen, und nicht so viel, daß er sich später über den Verkäufer ärgert und diesen Zorn womöglich an ihr ausläßt. ›Nebenblockmädchen‹ – das ist in der Umgangssprache eine herabwürdigende Bezeichnung, etwas wie ›Topfmädchen‹ und ›Kessel-und-Matten-Mädchen‹. Sicher war es ruhmreicher, von einer Hauptplattform versteigert zu werden und nicht beiläufig auf einem Nebenblock zum Verkauf zu kommen.

Ich ging zur linken Seite hinüber, um mir einige Nebenblöcke anzuschauen.

»Ich nehme die hier«, hörte ich einen Mann sagen – womit der Kauf des Mädchens vollzogen war. Sie gehörte zu den wenigen, für die Ram Seibar einen Preis festgesetzt hatte. Und die bereits gebrandmarkt worden waren. Sobald auf einer Nebenplattform ein Mädchen verkauft wurde, schob man ein anderes an ihre Stelle.

»Wie kommst du dazu, ein Mädchen ohne Brandzeichen zu verkaufen?« wollte ein Besucher von einem Wächter wissen und deutete auf eine sommersprossige rothaarige Barbarin, die angstvoll auf einer Plattform kniete.

»Ist sie dir fünfzig Tarsks wert?« fragte der Wächter.

»Ja.«

Sofort nahm der Wächter das Mädchen von der Plattform und schob sie in die Arme eines bereitstehenden Helfers. »Fünfzig Tarsks für diesen kleinen Tarsk«, sagte er. »Dies wird der Käufer sein«, fuhr er fort und deutete auf den Mann, der sich für das Mädchen interessiert hatte. Der Assistent nickte, warf sich das Mädchen über die Schulter und verschwand.

»In zehn Ehn kannst du sie am Haupteingang abholen«, sagte der Sklavenhändler zu seinem Kunden. »Dann wird sie das Brandzeichen tragen.«

Der Mann nickte und wandte sich ab.

Ich lächelte vor mich hin. Das Geschäft war raffiniert geworden. Technisch gesehen würde der Verkauf erst stattfinden, nachdem die junge Frau das Brandzeichen erhalten hatte. Und nur so durften Sklavinnen verkauft werden. Ich warf einen Blick in die Runde. Die Mehrzahl der angebotenen Mädchen trug dieses Zeichen noch nicht. Natürlich lag dies an der Kürze der Zeit, die sie sich in Ram Seibars Besitz befanden. Daß die Mädchen so schnell zum Verkauf kamen, ist in der Grenzzone nicht ungewöhnlich. Erstens besteht eine starke Nachfrage, und zweitens haben die meisten Händler in dieser Gegend Gors wohl wenig Lust, Zeit und Geld für Training, richtige Ernährung und Leibesübungen aufzuwenden. Sie vertreten den Standpunkt, daß für diese Dinge auch der Herr des Mädchens sorgen kann, und zwar nach seinem eigenen Gutdünken.

»Ich nehme die hier«, sagte ein kleiner, stämmiger, breitschultriger Bursche, der einen breitkrepmpigen Hut trug. »Sie hat kräftige Beine. Laß sie brandmarken und zu den anderen tun.«

Der Angestellte des Sklavenhändlers nickte. Über den Preis wurde nicht gesprochen. Vermutlich war für eine bestimmte Anzahl von Mädchen eine Mengen-Abnahme vereinbart worden, vermutlich sogar mit Ram Seibar persön-

lich. Der Angestellte schien sich bei dem Gespräch mit dem Kunden nicht unsicher zu fühlen. Offenbar war der Mann in dieser Gegend gut bekannt. Er hatte schon mehr als ein Mädchen erworben, die meistens von gutem Aussehen, wenngleich ihm das nicht das Wichtigste zu sein schien. Für seine Käufe schienen ihm andere Kriterien wichtiger zu sein.

»Ehrenwerte Herren!« rief der Mann in dem schmutzigen blaugelben Hemd, der vorhin am Eingang seine Waren angepriesen hatte. »Ehrenwerte Herren! Wir sind bereit für die letzte Auktion des Abends!«

Diese Ankündigung wurde von interessiertem Gemurmel beantwortet, und die Anwesenden schoben sich durch den Raum auf die Hauptplattform zu. Dicht daneben war die voll bekleidete, anscheinend sehr hübsche junge Frau zur Schau gestellt. Offenbar hatte man sie bis zuletzt aufgehoben. Im Verlauf des Abends waren zu unregelmäßigen Zeiten andere Mädchen versteigert worden, fünfzehn oder sechzehn. Ich war geblieben, um den Verkauf dieser Frau zu beobachten, denn es interessierte mich zu sehen, ob sie so hübsch war, wie die zarten Gesichtszüge vermuten ließen. Sie war ein hellhäutiges, schlankes, geschmeidig wirkendes Mädchen. Sie schien hübsche Brüste, eine zarte Taille und wunderschön ausschwingende Hüften zu haben, die zweifellos ein verlockendes Liebesnest bargen. Ihre Augen, die von Zeit zu Zeit angstvoll in die Menge blickten, waren blau. Das rote Haar war mit einem Band streng zurückgebunden. Sie konnte als Vergnügungssklavin in Frage kommen.

Ich wandte mich zurück und blickte an der linken Reihe der Nebenplattformen entlang. Die Mädchen darauf wirkten verlassen, unbeachtet, einige schienen sich sogar zu ärgern, daß sie nicht mehr im Mittelpunkt des Interesses standen.

»Ich glaube, wir können anfangen!« rief der korpulente Mann. Mit der Kailapeitsche deutete er auf das rothaarige

Mädchen. »Hier hätten wir das letzte gute Stück, auf das heute abend geboten werden kann, eine hellhäutige, rothaarige barbarische Schönheit.«

»Wir wissen nicht, ob sie schön ist oder nicht!« rief ein Mann.

Der Auktionator beachtete den Ruf nicht. »Ich möchte Ihnen gleich zu Anfang versichern«, fuhr er fort, »daß wir nach der Beendigung der Auktion noch eine Ahn geöffnet haben werden. Sie können dann noch einmal die Leckerbissen auf unseren Nebenplattformen in Augenschein nehmen und sich immer noch zu einem Kauf entscheiden.«

»Mach schon! Wir wollen sie sehen!« rief eine Stimme.

»Wir haben diese barbarische Schönheit bis zuletzt aufgehoben«, sagte der Angestellte Ram Seibars. »Sie bildet den krönenden Abschluß der Auktion des heutigen Abends. Seht sie euch an. Macht sie euch nicht Appetit?«

»Allerdings!« rief so mancher Zuschauer lachend.

»Wir wollen sie sehen!« forderte ein anderer.

»Eine hellhäutige, rothaarige barbarische Schönheit!« wiederholte der Auktionator. »Hochintelligent, vornehm erzogen und empfindsam, eine Frau, die sich in ihrer Heimat zweifellos aus der Masse heraushebt – die auf Gor aber das Gehorchen und Dienen lernen wird.«

Das Mädchen blickte bedrückt auf die Menge. Sicher verstand sie nicht, was mit ihr geschah. Sie war eine Barbarin und gerade erst auf diesen Planeten gebracht worden. Sie sprach kein Goreanisch.

Der Auktionator verstand sein Geschäft. »Seht euch an, was sie trägt, welch absurde Kleidung! Es scheint sich um ein Mittelding zwischen der Gewandung einer freien Frau und der einer Sklavin zu handeln.« Soweit ich erkennen konnte, hatte die Frau ein attraktives Kleid an, wie man es oft bei Karrierefrauen sieht, die nicht zu weiblich erscheinen wollen und dürfen. Das Kleid war aus einem weichen braunen synthetischen Material und fiel eine Handbreit unter das Knie. Kleine, runde rote Knöpfe schlossen das Vorder-

teil und ebenso die Manschetten. Ein in der Farbe passender Gürtel vervollständigte die Ausstattung.

»Ist dies die Kleidung einer freien Frau oder einer Sklavin?« rief der Auktionator.

»Die einer Sklavin!« riefen die Männer. »Zieht sie aus!«

»Wie ihr wollt.« Der Auktionator beugte sich nieder und befreite das Mädchen von den hochhackigen Schuhen, die mit Gurten befestigt waren. »Sie hat hübsche Füße«, verkündete er. »Findet ihr nicht auch?«

»Ja!« riefen mehrere Stimmen.

»Ich bin besser als sie«, sagte eine Mädchenstimme neben mir. Gleichzeitig legte sich eine Hand sanft um meinen Arm. Ich senkte den Blick und erinnerte mich an sie. Ich hatte sie vor dem Beginn der Verkäufe schon draußen auf der Straße gesehen, ein Tavernenmädchen namens Ginger.

»Ich dachte, du wärst besetzt«, sagte ich.

Sie zupfte mich am Ärmel. »Er behielt mich eine Ahn lang bei sich«, sagte sie mit Schmollmund. »Ich mußte ihm gut dienen.«

»Ausgezeichnet«, sagte ich.

»Aber jetzt bin ich nicht mehr besetzt, Herr«, sagte sie.

»Hör nicht auf sie, Herr«, schnurrte eine Stimme von der anderen Seite. »Komm lieber mit mir. Ich bin ebenfalls eine Barbarin und heiße Evelyn.« Ich schaute nach links. Dort stand ein dunkelhaariges Mädchen, offenkundig ebenfalls eine Tavernensklavin, obgleich sie anders gekleidet war. Offenbar gab es Unterschiede im Geschmack oder in der Geschäftsauffassung ihrer Herren: Das neue Mädchen trug ein enges, schulterfreies Oberteil, dazu einen kurzen schwarzen Seidenrock, der mit Rüschen und roten Linien bestickt und mit Krinolinen verstärkt war. Eine schwarze Schleife zierte den hinteren Teil ihres Stahlkragens. Ein rotes Band, in der Farbe passend zu den roten Stickereien, steckte in ihrem Haar. Es war eine Aufmachung, wie sie Sklavinnen normalerweise verweigert wird, und ließ in ihrem Gesamteindruck an andere Zeiten und fremde Welten denken. Natürlich lei-

ten sich die meisten goreanischen Moderichtungen von irdischen Einflüssen her.

»Beachte sie nicht«, sagte Ginger. »Begleite mich in Randolphs Taverne.«

»Nein, mich, zur Taverne des Russell!«

»Ihr beide müßt euch hier eingeschlichen haben«, sagte ich, denn ich konnte mir nicht vorstellen, daß Ram Seibar es begrüßte, wenn Mädchen in seinem Saal Freier suchten, besonders wenn ein Verkauf im Gange war.

»Schlimmstenfalls würde man uns auspeitschen und vertreiben«, sagte Evelyn.

»Aber auf die Waden«, gab Ginger zu bedenken. »Das tut weh.«

»Ja«, sagte Evelyn erschauernd. Offenbar waren sie schon mehr als einmal von zornigen Helfern vom Grundstück getrieben worden.

»Nein!« rief das Mädchen, das, an den Händen aufgehängt, im Blickpunkt der Menge stand. »Nein! Nein!« Der Gürtel ihres Kleides war aufgerissen, das Kleid war ihr vom Leib gerissen worden.

»Was wollen Sie?« rief sie. »Was tun Sie da?«

»Ich finde sie nicht hübsch«, sagte Ginger.

»Ich auch nicht«, stimmte ihr Evelyn zu. »Du bist vielleicht sogar hübscher als sie.«

»Ich bin wunderschön!« behauptete Ginger. »Nicht ich, sondern du könntest allenfalls gerade ein bißchen ansehnlicher sein als sie, meine mannstolle kleinen Sklavendirne!«

»Mannstoll?« rief Evelyn. »Ich habe selbst gehört, wie du auf deine Fesseln beißt, wie du jammerst, damit man dich nachts losbindet.«

»Dabei ist es in Kailiauk kein Geheimnis, wie sehr *du* dir die Fingernägel abkratzt, um aus deinem Gehege herausgelassen zu werden!«

»Ich kann nichts dafür, daß die Männer mein Sklavenwesen zum Durchbruch gebracht haben«, sagte Evelyn mit Tränen in den Augen.

»Und auch in mir wurden alle Dämme eingerissen«, sagte Ginger. »Rückhaltlos.«

»Ich bin rückhaltloser in meiner Leidenschaft als du!« behauptete Evelyn.

»O nein, bist du nicht!«

»Seid still, ihr Sklavendirnen!« rief ich.

»Ja, Herr!« flüsterte Ginger.

»Ja, Herr!« sagte auch die andere.

Unter dem Kleid trug das Mädchen auf der Plattform einen knielangen Unterrock aus weißer Seide.

Müßig überlegte ich, warum sich die beiden Tavernenmädchen Ginger und Evelyn ausgerechnet mich ausgesucht hatten. Es gab viele Männer in Kailiauk. Um diese Abendstunde wollte es mir seltsam erscheinen, daß sie sich überhaupt aus der Taverne entfernt hatten. Gewiß war dies die Zeit, da sie sich darum kümmern mußten, für ihre Herren Geld zu verdienen, indem sie in ihren Nischen die Gäste unterhielten. Ich schlug mir den Gedanken aus dem Kopf.

»Nein!« flehte das Mädchen auf dem Block. »Bitte nicht!«

Der Unterrock wurde ihr heruntergezogen.

»Ein Silber-Tarsk!« rief ein Mann.

»Ausgezeichnet«, sagte der Auktionator.

Es schien mir ein ungewöhnlich hohes Gebot für eine untrainierte barbarische Sklavin zu sein, zumal als Eröffnung der Auktion. Andererseits war mir schon aufgefallen, daß in Kailiauk für Mädchen hohe Preise verlangt und bezahlt wurden, die natürlich von Ort und Zeit abhingen. In Kailiauk gibt es viele Männer mit Geld, das sie im Handel von Fellen und Horn und Kaiila verdient haben. Außerdem herrscht in dieser unmittelbaren Nähe der Grenzzone, nur wenige Pasangs von der Ihanke entfernt, fern der normalen Wege des Sklavenhandels, ein gewisser Mangel an Sklavinnen, besonders an schönen Mädchen. Dementsprechend machen die Männer der Gegend hohe Angebote.

Die zum Verkauf stehende Sklavin trug nun nur noch Büstenhalter und Höschen.

»Häßlich ist sie eigentlich doch nicht«, sagte Ginger.

»Nein«, meinte Evelyn.

»Macht ihr das Haar auf!« rief ein Mann.

Ich lächelte. Ja, es war Zeit, dem Mädchen die Haare herabzulassen.

»Aber ja«, sagte der Auktionator und öffnete das Haarband, das ihrer Frisur einen Anflug von Strenge gegeben hatte. Er zog ihr Haar herab und schüttelte es aus. In den Fesseln drehte er sie dann nach links und rechts, damit alle Männer das prächtige Haar sehen konnten.

»So hübsch wie ich ist sie aber nicht!« sagte Ginger.

»Und nicht so hübsch wie ich!« fiel Evelyn ein.

Ich mußte lächeln. Zweifellos würde das Mädchen mehr erbringen als jede der beiden Sklavinnen, obwohl sie offenbar voll trainiert und willig waren.

»Zwei Silber-Tarsks«, bot ein Mann.

»Ausgezeichnet!« sagte der Auktionator.

Angstvoll und bekümmert blickte das Mädchen in die Menge. Gewiß klammerte sie sich an die Hoffnung, daß die Entblößung nun ein Ende hätte. Die brutalen Kerle wagten es sicher nicht, das Spiel noch weiter zu treiben! Daß man sie angekleidet auf den Block gebracht hatte, mußte ein Zeichen sein, daß man letztlich doch Rücksicht auf ihre Würde und ihren Stolz nehmen wollte. Und war sie nicht besser als die anderen Mädchen?

»Warst du ein Nebenblock-Mädchen?« fragte Ginger.

»Nein«, antwortete Evelyn. »Man hat mich in einer Auktion verkauft.«

»Mich auch«, sagte Ginger. »Meinst du, man hält sie für besser als uns?«

»Möglich. Männer sind Dummköpfe«, sagte Evelyn.

»Nein! Nein!« schrie das Mädchen in diesem Moment auf. »Bitte nein!«

Aber ihre Bitte wurde nicht erhört. Unbekleidet war sie wunderschön.

»Drei Tarsks!« rief ein Mann.

»Drei fünf«, sagte ein anderer und meinte damit ein Gebot von drei Silber-Tarsks und fünfzig Kupfer-Tarsks. In Kailiauk kamen hundert Kupfer-Tarsks auf einen Silber-Tarsk. In manchen anderen Städten und Marktflecken ist das Verhältnis zehn zu eins. Die kleinste goreanische Münze ist im allgemeinen der kleine Tarsk, ein Viertel bis ein Zehntel eines Tarsk. Die goreanischen Münzen unterscheiden sich von Gemeinde zu Gemeinde. Gewisse Münzen, zum Beispiel der Silber-Tarsk aus Tharna und der Gold-Tarn von Ar, bringen ein wenig Ordnung in das Durcheinander, das sonst den Handel sehr erschweren würde. Eine ähnliche übergreifende Funktion kommt in der Gegend des Tamber-Golfs und weiter südlich am Thassa dem goldenen Tarn von Port Kar zu. Goldhändler verlassen sich oft auf ihre Waagen, was sehr vernünftig ist, denn immer wieder kommt es zu Legierungen, was gewöhnlich von den fraglichen Gemeinden nicht angekündigt wird, und zu Abschälungen und Teilungen von Münzen. So ist es nicht ungewöhnlich, in einem goreanischen Münzbeutel neben ganzen Münzen auch Münzsegmente vorzufinden. Geschäfte werden oft auch über Kreditbriefe abgewickelt. Papiergeld im eigentlichen Sinne gibt es aber nicht.

»Vier!« rief ein Mann.

»Fünf!« wurde er überboten.

»Aber meine Herren!« rief der Auktionator. »Haltet euch zurück. Seht ihr nicht, daß sie nicht einmal das Brandzeichen trägt?«

Zwei Helfer schoben ein Brandungsgestell herein, schnallten das fassungslose Mädchen fest und nahmen das glühende Brandzeichen zur Hand.

Mit aufgerissenen Augen starrte das Mädchen darauf.

»Nein!« schrie sie. »Seid ihr Ungeheuer und Barbaren? Wofür haltet ihr mich? Für ein Tier? Oder für eine Sklavin?«

Das Eisen näherte sich der freigehaltenen runden Öffnung an ihrem Oberschenkel.

»Ihr blufft nur!« rief sie. »Das kann doch alles nicht wahr sein!«

Aber sie sollte erfahren, daß ihre Augen sie nicht betrogen hatten.

Die Klemmvorrichtung wurde geöffnet. Schluchzend kniete sie vor dem Auktionator.

»Sie weiß noch nicht, was mit ihr geschehen ist«, meinte Ginger.

»Sie weiß es«, widersprach Evelyn.

»Aber sie hat es noch nicht ganz begriffen.«

»Ich habe ein Gebot auf fünf Tarsks auf dieses Mädchen!« rief der Auktionator. »Höre ich mehr?«

»Zeig sie uns richtig!« forderte ein Mann.

Der Auktionator kam der Aufforderung nach.

»Fünf fünf!«

»Gut!« rief der Auktionator. »Stellt sie euch an eurem Sklavenkragen vor!«

»Fünf sieben!«

Im Lauf des Abends war mir schon mehrmals aufgefallen, daß der Auktionator und auch verschiedene Helfer die Anwesenheit der beiden Tavernenmädchen im Publikum bemerkt hatten. Sie unternahmen allerdings nichts gegen sie, was ich interessant fand. Vielleicht nahmen sie an, die beiden wären in meiner Begleitung. Wieder beschäftigte mich die Frage, warum die Mädchen sich ausgerechnet an mich klammerten. Da ich keine zu ihrer Taverne begleiten wollte, hätte sie sich nach einer gewissen Zeit bemühen müssen, ihre Schönheit auf interessantere Kandidaten wirken zu lassen. Gewiß entsprach es nicht ihrem Auftrag, sich eine Sklavenauktion anzuschauen.

Ich richtete den Blick wieder auf den Hauptblock. Die Sklavin war inzwischen ihrer letzten Würde beraubt und dem Publikum in allen ihren Reaktionen vorgeführt worden - die sich in der Tat sehr vielversprechend ausmachten. Das Bieten war noch lebhafter geworden und stand inzwischen bei sechs Silber-Tarsks und neun Kupfer-Tarsks.

In diesem Moment gab es am Eingang einen Aufruhr. Stimmen brüllten hinter uns. Zornig blickte der Auktionator zum Eingang. Sieben oder acht Männer, die die Stiefel und Gewänder von Treibern trugen, stürmten herein. Zwei oder drei trugen halb geleerte Paga-Flaschen bei sich. Zwei hielten blankgezogene Schwerter in den Händen. Die Tavernenmädchen klammerten sich fest und versuchten hinter mir Schutz zu suchen. Offenbar handelte es sich um Angehörige der Treibergruppe, die ich vorhin hatte eintreffen sehen, als sie ihre Kaiila brüllend durch die Straßen trieben.

»Meine Herren!« sagte der Auktionator. »Stört den Frieden nicht! Steckt die Waffen ein! Hier ist ein Verkauf im Gange.«

»Da sind sie ja!« rief einer der Treiber und deutete auf uns. Er war ein junger, dunkelhaariger, grobschlächtig wirkender Mann. Die Tavernenmädchen begannen zu jammern. Ich schüttelte sie ab. Der Bursche schob keuchend die Klinge in die Scheide und stolzierte auf uns zu. Ein zweiter Mann, der eine gewisse Ähnlichkeit mit ihm hatte, folgte dichtauf.

»Die Hobarts«, sagte ein Mann, »von der Bar-Ina-Ranch.«

Der erste der beiden packte Evelyn an den Armen und schüttelte sie dermaßen grob, daß ich schon fürchtete, ihr schmaler Hals würde brechen. »Ich habe dich in der Taverne gesucht«, sagte er zornig zu ihr. »Du wußtest doch, daß ich heute abend eine Herde in die Stadt bringen würde.«

»Und du, du kleine Dirne!« fauchte der andere. »Was ist mit dir?« Beide Hände krallte er in Gingers Haar und warf sie brutal vor sich zu Boden. Es freute mich zu sehen, daß er mit einer Sklavin umzugehen verstand. Sie blickte zu ihm auf, die kleinen Händen hilflos auf seine Handgelenke gelegt, Tränen in den Augen. »Warum warst du nicht in Randolphs Taverne und hast auf mich gewartet?« wollte er wissen.

Plötzlich glaubte ich ein wenig besser zu verstehen,

warum die beiden Mädchen nicht in ihren Tavernen gewesen waren, warum sie sich offenbar unter dem Vorwand, für ihre Herren Kunden einfangen zu wollen, im Verkaufssaal Ram Seibars versteckt hatten. Weniger verstand ich den Umstand, daß das Personal sie nicht von hier vertrieben hatte. Die Anwesenheit zweier so aufreizender Tavernenmädchen war durchaus dazu angetan, zumindest einige Käufer abzulenken. Diese Tatsache war um so rätselhafter, als die beiden in der Vergangenheit in ähnlicher Situation mit Peitschenhieben vertrieben worden waren. Offenbar taten sie so etwas nicht zum erstenmal.

Der erste junge Bursche riß Evelyn herum und schleuderte sie ein Stück von sich fort, in Richtung Tür. »Führ mich in die Taverne, Sklavin!« forderte er.

»Ja, Herr«, antwortete sie weinend.

»Und du«, knirschte der andere und warf Ginger zu Boden, »begibst dich jetzt schleunigst in Randolphs Taverne!«

»Ja, Herr.«

Zwei an der Tür stehende Helfer des Hauses sahen sich nervös und unbehaglich an. Ich verstand diese Reaktion nicht. Was konnte es sie kümmern, daß die beiden Frauen in ihre Lokale zurückgebracht werden sollten?

Der erste der beiden Hobarts drehte sich um und starrte mich aufgebracht an. Mein Blick fiel auf seine Waffe. Sie hing an seiner linken Hüfte, so daß er wahrscheinlich Rechtshänder war. Dementsprechend behielt ich seine Rechte im Auge. Sie verkrampfte sich nicht, machte keine Anstalten, sich dem Schwertgriff zu nähern.

Offensichtlich war er zornig. Gelassen begegnete ich seinem Blick.

Mir wurde bewußt, daß die Mädchen mich ausgesucht hatten, weil sie von mir Schutz erhofften. Vermutlich war ich ihnen groß und kräftig vorgekommen; außerdem trug ich ein Schwert. Überdies war ich fremd in der Stadt und wußte bestimmt nichts von den Hobarts oder der Mannschaft der Bar-Ina oder irgendwelchen anderen Leuten, die

sich für sie interessieren mochten. Auf ihre Weise hatten sie versucht, mich auszunutzen, worüber ich mich ärgerte. Natürlich hatten sie sich schwer getäuscht. Da ich sie nicht selbst in die Nische mitnehmen wollte, konnte ich ihnen keinerlei Schutz bieten. Sie gehörten voll und ganz ihrem Herrn – und den Männern im allgemeinen. Sie waren Sklavinnen. Trotzdem würde es mir nicht gefallen, sollten dieser Bursche und seine Treiberkollegen annehmen, sie nähmen mir die Mädchen fort.

Der Mann schlug zu. Die folgenden Ereignisse spielten sich sehr schnell ab. Ich glaube nicht, daß die Umstehenden alles mitbekamen. Ich umfaßte sein Handgelenk, drehte es und riß ihn vorwärts von den Beinen, während ich gleichzeitig einen heftigen Tritt nach oben ansetzte. Anschließend drehte ich sein Handgelenk zurück und stieß ihn zur Seite. Den zweiten Mann erwischte ein nach hinten geführter Tritt, als sein Stahl kaum halb aus der Scheide gegliitten war. Da ich gerade in die andere Richtung blickte, kam mein Fuß für ihn offenbar sehr überraschend, auch im Hinblick auf die Art und Stärke des Aufpralls. Unerfahrene Männer rechnen oft ausschließlich mit Frontalangriffen. Dem geübten Kämpfer stehen dagegen verschiedene Möglichkeiten offen. Meine Klinge war blank gezogen, ehe seine Knie einzuknicken begannen. Nun stand ich den Treibern mit gezogener Waffe gegenüber. Hastig wurde uns Platz gemacht, während der junge Mann zu Boden sank.

»Gut gemacht!« sagte der Mann mit dem breitrempigen Hut.

Vor mir standen geduckt die fünf Treiber, Schwerter in den Händen; Flaschen wurden zur Seite geworfen.

»Wer den Angriff beginnt«, sagte der Auktionator vor der Höhe der Hauptplattform, »ist ein toter Mann!«

Die Treiber blickten sich um. Angestellte des Hauses hatten Armbrüste auf sie gerichtet. Die kurzen schweren Bolzen lagen in den Führungen. Die Sehnen waren angespannt. Finger lagen an den Abzügen.

Zornig steckten die Treiber ihre Waffen fort. Sie sammelten ihre beiden angeschlagenen Kameraden ein, faßten sie unter und verließen den Saal, nicht ohne mich mit finsternen Blicken zu bedenken.

»Die beiden Anführer«, sagte der Mann mit dem breitkrempigen Hut zu mir, »waren Max und Kyle Hobart von der Bar-Ina-Ranch. Keine sehr angenehmen Feinde.«

Ich zuckte die Achseln und steckte mein Schwert fort.

Die beiden Tavernenmädchen, die brünette Ginger und die dunkelhaarige Evelyn, näherten sich unauffällig der Tür.

»Einen Moment, ihr jungen Damen!« rief der Auktionator freundlich.

»Wir gehen, ihr Herren!« sagte Ginger unsicher.

»Vielleicht nicht«, meinte der Auktionator.

»Ihr Herren?« rief Ginger erschrocken. Hinter ihr polterte etwas zu Boden. Sie fuhr herum und erblickte ein massiges Sklavennetz, das vor der Türöffnung herabgelassen worden war.

Evelyn kniete nieder. »Bitte verzeiht uns, ihr Herren!« rief sie. »Bitte peitscht uns nicht aus!«

Hastig folgte Ginger dem Beispiel ihrer Leidensgenossin.

»Wer ist euer Herr?« fragte der Auktionator.

»Randolph aus Kailiauk«, antwortete Ginger.

»Russell aus Kailiauk«, sagte Evelyn.

»O nein, ihr hübschen Sklavinnen!« rief der Auktionator. »Euer Herr ist das Haus des Ram Seibar!«

»Herr?« rief Ginger.

»Ihr habt uns nun wirklich lange genug belästigt«, sagte der Auktionator.

»Herr?« wimmerte Ginger erschrocken.

»Vor zwei Tagen wurdet ihr von euren Herren erworben«, sagte der Auktionator. »Wie erwartet, habt ihr euch nun selbst abgeliefert.«

Die Mädchen blickten sich entsetzt an. »Ihr habt uns hier im Haus des Ram Seibar zum allerletzten Mal gestört!« rief der Mann von der Plattform.

In der Menge wurde laut gelacht über den Streich, der den beiden Sklavinnen gespielt worden war.

»Nimm ihnen die Kragen ab«, wandte sich der Auktionator an einen Helfer, der den Auftrag sofort ausführte. Seine Schlüssel paßten; zweifellos waren sie von den früheren Herren der Mädchen beim Verkauf zur Verfügung gestellt worden.

»Zieh sie aus!« forderte der Auktionator.

Evelyn und Ginger kamen diesem Kommando hastig zuvor. Dann blickten sie angstvoll in die Runde.

»Wir haben hier zwei der hübschesten Tavernenmädchen Kailiauks zum Verkauf!« fuhr der Auktionator lachend fort. »Seht sie euch an! Wir sind bereit, jedes über einen Silber-Tarsk hinausgehende Angebot in Betracht zu ziehen. Doch möchten wir die Erwerber bitten, dafür zu sorgen, daß die hübschen kleinen Kehrseiten aus Kailiauk verschwinden!«

Es gab Gelächter.

»Könnt ihr euch mit diesen anderen Sklavinnen verständigen?« wandte sich der Mann mit dem breitrempigen Hut an die beiden Tavernenmädchen und deutete dabei auf die Nebenplattformen.

Ginger näherte sich einem Mädchen, das dort angebunden hockte. »Sprichst du Englisch?« fragte sie.

»Ja, ja!« antwortete das Mädchen verblüfft.

»Und die anderen, die bei dir waren«, fuhr Ginger fort, »sprechen die ebenfalls Englisch?«

»Die meisten, zumindest als Fremdsprache.«

Daraufhin wandte sich Ginger dem Mann mit dem breitrempigen Hut zu. »Ich glaube, ich kann mit den meisten sprechen«, sagte sie auf Goreanisch. »Wenn du dich für ein bestimmtes Mädchen interessierst, kann ich sie ja befragen.«

Der Mann deutete auf das rothaarige Mädchen, das die Hauptplattform zierte.

»Sprichst du Englisch?« fragte Ginger.

»Ja!« rief das Mädchen und zerrte an ihren Fesseln. »Ja!«

»Ja«, sagte Ginger auf goreanisch zu dem Mann mit dem breitrempigen Hut.

Er nickte sichtlich erfreut. Offenbar lag ihm daran, sich mit der Rothaarigen verständigen zu können. Ich glaube nicht, daß ihm an dem Kontakt mit den anderen besonders lag. Die Verwendung, der er diese Mädchen zuführen wollte, schloß wahrscheinlich die Feinheiten der Kommunikation nicht mit ein. Für seine Zwecke genügten zunächst die Signale von Stiefelspitze und Peitsche.

»Was ist das für eine Sprache, in der du die Frauen angedreht hast?« wollte er von Ginger wissen.

»Englisch, Herr«, antwortete sie.

Er deutete auf Evelyn. »Versteht diese Sklavin ebenfalls dieses Englisch?« fragte er.

»Ja, Herr«, sagten beide Mädchen im Chor.

Ich lächelte. Zweifellos konnten zwei Mädchen die rothaarige Barbarin schneller ausbilden als eine. Zum Beispiel konnten sie im Wechsel mit ihr arbeiten.

»Sie sprechen Englisch!« rief das Mädchen von der Nebenplattform. »Was ist das für ein Ort, und wie bin ich hierhergekommen?«

»Du befindest dich auf einer Welt, die Gor heißt«, gab Ginger Auskunft, »und wurdest von einem Raumschiff hergebracht.«

»Was ist das für ein Ort?« jammerte das Mädchen und hob ihre Fessel. »Und werden hier alle Frauen so behandelt?«

»Nein, nicht alle Frauen. Die meisten Frauen auf dieser Welt genießen ein Ansehen und eine Freiheit, die du dir als Erdenfrau nicht einmal vorstellen kannst. Sie sind prächtig gewandet, sind hoch angesehen, sie benehmen sich edel, ihr Prestige ist grenzenlos. Du allerdings mußt sie fürchten ...«

Das Mädchen verzog erschrocken das Gesicht.

»... denn du bist keine solche Frau! Du bist weniger als der Staub unter ihren Füßen. Du bist eine Sklavin!«

Ungläubig hob das andere Mädchen ihre Ketten.

»Ja, eine Sklavin!«

»O nein!« jammerte das Mädchen.

»Höre ich nun ein Gebot auf die Tavernenmädchen?« meldete sich der Auktionator.

»Fünf Kupfer-Tarsks für jede!« rief ein Mann lachend.

Zornig biß sich Ginger auf die Unterlippe. Männer lachten.

»Miß, o Miß, bitte!« meldete sich in diesem Moment das rothaarige Mädchen, das auf dem Hauptblock kniete. »Bin ich auch eine Sklavin?«

Ginger blickte sich um und spürte, daß «sie antworten konnte, ohne bestraft zu werden. Jede erfahrene Sklavin hat ein Gespür für solche Dinge.

»Ja«, sagte Ginger. »Du bist auch eine Sklavin, wir alle sind das! Du wirst gerade verkauft.«

»Nein!« rief das Mädchen. »Ich bin Millicent Aubrey-Welles aus Pennsylvanien! Man kann mich doch nicht verkaufen!«

»Du bist eine namenlose Sklavin, die zum Vergnügen ihres künftigen Herrn verkauft wird«, sagte Ginger.

Ehe die Rothaarige weitere Fragen stellen konnte, trat der Auktionator dazwischen. »Was wollten diese Frauen von dir?« fragte er.

»Sie wollten Auskunft haben über ihren Status, Herr«, antwortete Ginger.

»Sind sie dumm?«

»Ich glaube nicht, Herr«, sagte Ginger. »Sie kommen nur von einer Welt, die sie nicht darauf vorbereitet hat, die Naturgegebenheit gewisser Realitäten zu begreifen. Aber sei unbesorgt, Herr, wir lernen schnell.«

»Das ist mir bekannt!« sagte er grinsend.

In diesem Moment bemerkte ich den Mann mit dem breitkrepfigen Hut, der dem Auktionator ein Zeichen gab.

»Wenn niemand die beiden Tavernenmädchen weiter untersuchen will, lasse ich sie jetzt in ein Gehege bringen!« rief der Auktionator.

Erstaunt sahen sich Ginger und Evelyn an. Da niemand etwas sagte, nickte der Auktionator zwei Helfern zu, die die verwunderten Mädchen durch eine Tür aus dem Saal führten.

Anscheinend hatte der Mann mit dem breitrempigen Hut großen Einfluß in Kailiauk. Zumindest wurde er im Haus des Ram Seibar ernst genommen.

Als sich die schwere Tür hinter den Tavernenmädchen geschlossen hatte, sagte er zu dem Auktionator: »Eins fünf für jede.«

»Sonst noch Gebote?« fragte der Auktionator.

Schweigen herrschte im Saal. Ich fand es interessant, daß niemand mitbot.

»Eins fünf«, wiederholte der Auktionator. »Eins fünf, für jede.«

Nun deutete der Mann mit dem breitrempigen Hut auf das Mädchen, das auf der Hauptplattform hockte. Dies überraschte mich nicht. Ich hatte bereits den Eindruck gewonnen, daß er sich für sie interessierte. Der Erwerb der beiden Tavernenmädchen ging gewiß auf dieses Interesse zurück. Sicher sollten sie die Rothaarige ausbilden, insbesondere in der goreanischen Sprache. In anderer Hinsicht mochte er sich selbst einschalten wollen. Gleichwohl verwunderte mich sein Interesse an der prächtigen Sklavin auf dem Block. In Hautfarbe, Erziehung, Figur und Schönheit unterschied sie sich um einiges von den anderen Mädchen, die er erworben hatte. Vielleicht hatte er einen weitgespannten Geschmack.

»Das Gebot für die Sklavin steht bei sechs neun«, sagte der Auktionator und musterte den Mann mit dem breitrempigen Hut.

»Sieben fünf«, sagte der Mann.

Anpreisend zog der Auktionator den Kopf des Mädchens hoch.

»Na, schön«, sagte der Mann mit dem breitrempigen Hut. »Sieben acht.«

Der Auktionator zögerte.

»Gut, sieben neun«, sagte der Mann.

Anscheinend hatte der Auktionator auf dieses Gebot gewartet, das genau einen Silber-Tarsk über der letzten Offerte lag, die vor der Unterbrechung abgegeben worden war.

»Sonst noch Gebote?« rief der Auktionator. Ich ahnte, daß die Menge schweigen würde; der Mann auf der Plattform schien ebenfalls nicht mit einer Antwort zu rechnen. Daß er fragte, war eine reine Formalität.

Das Mädchen zitterte.

Es gab keine Gebote mehr. Anscheinend wollte niemand gegen den Mann mit dem breitrempigen Hut auftreten. Dies fand ich bemerkenswert. So etwas war mir in einem goreanischen Markt bisher nicht begegnet.

»Für sie ins Auslieferungsgehege!« sagte der Auktionator zu einem Helfer am Fuß der Plattform. Dieser erstieg die Stufen. »Sie gehört dir«, sagte der Auktionator zu dem Mann mit dem breitrempigen Hut. Der Helfer packte das Mädchen am Arm. Erst in diesem Moment dürfte der früheren Millicent Aubrey-Welles aus Pennsylvanien aufgegangen sein, daß sie verkauft worden war. Man führte sie von der Plattform.

»Damit«, verkündete der Auktionator, »ist die letzte Auktion dieses Abends beendet. Ich möchte euch noch daran erinnern, daß der Markt noch eine Ahn lang geöffnet bleibt. Bitte betrachtet und kauft die hübschen Stücke, die wir für eure Wonne zu bieten haben. In einem unbedeutenden Haus käme jede dieser Schönheiten für die Hauptplattform in Frage. Im Haus des Ram Seibar jedoch, in diesem Haus der Entdeckungen und günstigen Angebote, dürfte keines dieser Mädchen euch mehr als einen Silber-Tarsk kosten.«

Die Menge begann auseinanderzulaufen.

»Komm mit!« sagte der Mann mit dem breitrempigen Hut zu mir, machte kehrt und ging durch eine Nebentür.

Verwirrt folgte ich ihm.

Hinter der Tür erstreckte sich ein Auslieferungsgehege, ein langer schuppenähnlicher Anbau des Verkaufssaals. Auf den Holzboden waren gelbe Linien mit Nummern gezeichnet. Auf einer dieser Linien, die die Ziffer 6 trug, knieten hintereinander sieben Mädchen. Es waren Barbarinnen.

»Du hast dich im Saal gut gehalten«, sagte der Mann zu mir. »Ich hege den Verdacht, daß dir das Kämpfen nicht fremd ist.«

»Ich habe gekämpft«, sagte ich.

»Bist du Söldner?«

»Gewissermaßen.«

»Was suchst du in Kailiauk?«

»Ich habe hier Geschäfte«, antwortete ich vorsichtig.

»Ist die Zahl deiner Verfolger sehr groß?«

»Verfolger?«

»Du bist bestimmt auf der Flucht. Könntest du mir mal mit den Ketten helfen?« Vom Boden hob er eine Kette auf, an der in regelmäßigen Abständen Eisenkragen befestigt waren. Er warf sich die Last über die Schulter und ging mit mir zu den Mädchen.

Dort reichte er mir das Ende der Kette. Ich legte dem letzten Mädchen der Reihe den Halskragen um. Klickend schloß sich das Symbol ihrer Sklaverei.

»Ich bin nicht auf der Flucht«, sagte ich.

»Aha.«

»Wie kommst du nur auf den Gedanken?«

»Fähigkeiten, wie du sie besitzt, werden in der Nähe der Grenzzone nicht gerade am besten bezahlt.« Wieder reichte er mir ein Stück Kette mit einem Stahlkragen.

»Oh«, sagte ich und machte das nächste Mädchen fest.

»Wenn du gerade nicht auf der Flucht bist«, sagte er, »würde ich vorschlagen, daß du dich ernsthaft mit dem Gedanken beschäftigst.«

Ich blickte ihn an. Er hielt mir den nächsten Kettenabschnitt hin.

»Du solltest die Stadt verlassen, und zwar schleunigst«, meinte er.

»Warum?«

»Die Hobarts, die sehr stolz auftreten, sind heute abend in ihrer Eitelkeit empfindlich getroffen worden, noch dazu vor Sklavinnen. Sie werden mit ihren Männern anrücken, mit Armbrüsten und Schwertern. Sie werden ihre Rache haben wollen.«

»Ich habe keine Angst vor ihnen«, sagte ich.

»Wann gedenkst du Kailiauk zu verlassen?« erkundigte er sich.

»Morgen früh.«

»Gut«, sagte er. »An deiner Stelle würde ich meine Pläne nicht ändern.«

»Ich habe auch nicht die Absicht.« Auseinandersetzungen dieser Art waren nicht gut für meine Mission.

»Leg sie an die Kette!« sagte der Mann und wies mich zum vierten Mädchen.

Ich machte die Blonde fest und wandte mich dem nächsten Mädchen zu.

»Was hast du vor?« wollte der Mann mit dem breitrempigen Hut wissen.

»Ich habe etwas Tauschgut erworben«, sagte ich, »und will damit ins Ödland reiten.«

»Das ist gefährlich«, sagte er.

»Du bist nicht der erste, der mir das sagt.«

»Hast du Ahnung von den Sprachen? Kennst du die Zeichen?«

»Nein.«

»Dann zieh nicht ins Ödland.«

Das nächste Mädchen, das ich an die Kette legte, war eine kurzhaarige Brünette mit stämmigen Beinen.

»Ich bin aber fest dazu entschlossen«, sagte ich.

Der Mann hob das kurze Haar der Sklavin. »Es wird schwer sein, daraus Zöpfe zu flechten, aber das Haar wächst ja wieder.«

Ich nahm ihm ein Stück Kette und einen Sklavenkragen ab und kümmerte mich um das nächste Mädchen, das ebenfalls brünett war.

»Ich finde den Typ Mädchen interessant, den du gekauft hast. Diese sieben sind zwar außergewöhnlich attraktiv, doch scheinen sie mir ziemlich im Schatten einiger anderer Sklavinnen zu stehen, die du nicht gekauft hast.«

»Mag sein«, antwortete er grinsend und wickelte das nächste Stück Kette von seiner Schulter ab.

»Bitte gib mir keinen Kragen!« flehte das siebente Mädchen weinend. Sie sprach Englisch. Aber ich ließ mich nicht erweichen.

»Bist du entschlossen, ins Ödland zu ziehen?« fragte der Mann.

»Ja.«

»Wie viele Kaiila hast du?«

»Zwei«, sagte ich, »eine zum Reiten, die andere für meine Tauschwaren.«

»Das ist gut«, sagte der Mann. »Kein weißer Mann darf mehr als zwei Kaiila mit in das Ödland nehmen. Insgesamt darf eine Gruppe Weißer nur zehn Kaiila mitführen.«

»Das sind Vorschriften in Kailiauk?« fragte ich.

»Es sind Vorschriften der roten Wilden«, entgegnete er.

»Folglich können nur kleine Gruppen Weißer auf dem Kaiilarücken in das Ödland vorstoßen, oder allenfalls zu Fuß, womit sie den Eingeborenen ausgeliefert wären.«

»Genau.«

In diesem Moment wurden zwei Sklavinnen, die Augenbinden trugen, in den Raum geschoben. Auf ein Zeichen des Mannes mit dem breitkrepigen Hut ließ der Wächter sie auf der gelben Linie niederknien, vor dem bisher ersten Mädchen. Beide waren verängstigt. Es waren Ginger und Evelyn. »An wen sind wir verkauft worden?« wollte Ginger wissen. »Wohin werden wir gebracht?«

Unverzüglich machte ich die beiden an der Kette fest.

»Die drei zusammen kosten zehn neun«, sagte der Wächter. »Die andere wird gleich gebracht.«

Geld wechselte den Besitzer.

Wenige Ehn später brachte man das rothaarige Mädchen in den Raum.

»Eine Schönheit«, sagte ich zu dem Mann mit dem breitkrepigen Hut.

»In der Tat«, sagte er. »Außerdem kann sie ihre Natur nicht verleugnen. Sie wird eine hervorragende Sklavin abgeben.«

Grob wurde das Mädchen an die Spitze der Sklavenkette gestellt und auf die gleiche Weise festgemacht.

Der Mann mit dem breitkrepigen Hut ließ ihr volles rotes Haar durch die Finger laufen. »Lang genug, um Zöpfe daraus zu flechten«, sagte er.

»Wenn man das wollte«, antwortete ich. Im allgemeinen zog ich bei den Sklavinnen langes offenes Haar vor, allenfalls mit einem Stirnband zurückgebunden.

»In beinahe jedem Markt, den ich kenne«, sagte ich, »würde sie dir einen hohen Preis bringen.«

»Ich werde fünf Felle des gelben Kailiauk für sie erhalten«, sagte der Mann.

»O nein!« schrie Ginger plötzlich jammernd auf. »Nein, Herr!« protestierte auch Evelyn. »Bitte nicht, nicht!«

Der Mann mit dem breitkrepigen Hut bückte sich und löste nacheinander die Handfesseln aller Mädchen. Ginger und Evelyn hatten halb hysterisch zu zittern begonnen. Doch besaßen sie die Geistesgegenwart, ihre Positionen nicht zu verändern.

Nun nahm der Mann mit dem breitkrepigen Hut Evelyn und Ginger die Augenbinden ab. »Nein, nein!« schluchzte Evelyn. »Nicht du, bitte nicht du!« Beide starrten ihren neuen Herrn voller Entsetzen an. Nachdem eine erste Ahnung sie überkommen hatte, schienen sich nun ihre schlimmsten Befürchtungen zu bestätigen. Ich verstand ihr Entsetzen nicht. Als Sklavenherr schien er ganz angenehm

zu sein. »Verkauf uns, geliebter Herr!« flehte Ginger. »Bitte, Herr!« fiel Evelyn ein. »Wir sind nur arme Sklavinnen. Hab Mitleid mit uns! Verkauf uns an einen anderen!« – »Mach uns zu Topfmädchen!« rief Ginger. »Laß uns Lederarbeiten machen!« – »Bitte, bitte, Herr! Verkauf uns an einen anderen!« schluchzte Evelyn.

»Das Haus des Ram Seibar«, sagte der Mann amüsiert, »möchte, daß ihr aus Kailiauk verschwindet.«

Mehrere andere Mädchen wurden von der Angst der Mädchen angesteckt. Auch die Rothaarige wirkte verängstigt. Die neuen Mädchen verstanden die goreanische Sprache nicht, erfaßten aber instinktiv die Furcht der anderen Sklavinnen.

»Diese beiden Mädchen, das zweite und dritte an der Kette«, sagte ich, »scheinen ziemlich beunruhigt zu sein, dich als ihren Herrn zu erblicken.«

»Sieht so aus«, räumte der Mann mit dem breitkrepigen Hut ein.

»Warum sollten sie so entsetzt reagieren?« fragte ich. »Mehr als mir angebracht erscheint, wenn es um das Verhältnis einer Sklavin zu ihrem Herrn geht?« Es ist natürlich, daß eine Sklavin ihrem Herrn mit einer gewissen Furcht begegnet.

»Ich glaube nicht, daß das Entsetzen mir persönlich gilt«, sagte der Mann grinsend.

»Wo läge dann die Ursache für diese Reaktion?«

»Wer kann schon sagen, was in den Köpfen hübscher kleiner Sklavinnen vorgeht?«

»Du scheinst mir auszuweichen.«

»Mag sein.«

»Deine Sklavenkette ist prächtig anzusehen, eine Sammlung angeketteter Schönheiten. Doch scheint hier ein deutlicher Unterschied zu bestehen zwischen den beiden ersten drei Mädchen und den letzten sieben und, wenn ich das sagen darf, auch zwischen dem ersten und den beiden nächsten.«

»Ja«, sagte er, »damit hast du recht. Schau dir die letzten sieben Mädchen an. Kennst du ihre Natur? Weißt du, was das für Mädchen sind?«

»Was denn?«

»Packesel«, sagte er. »Es sind Packesel.«

»So etwas ähnliches habe ich mir gedacht«, antwortete ich. Plötzlich ging mir auf, was der Mann plante. Nicht mehr als zwei Kaiila durften in das Ödland mitgenommen werden, das hatte er mir vorhin erst gesagt.

»Und das erste Mädchen, soll es auch Lasten tragen?« fragte ich.

»Sie wird ebenfalls als Packesel dienen«, antwortete er, »wie alle. In letzter Konsequenz habe ich mit ihr aber andere Pläne.«

»Aha.«

»Sie wird fünf Felle des gelben Kailiauk erbringen.«

»Dann wirst du einen guten Gewinn mit ihr erzielen.«

»Ja«, gab er zurück. »Eine gelbe Kailiaukrobe kostet selbst in durchschnittlichem Zustand fünf Silber-Tarsk.«

Ich betrachtete das rothaarige Mädchen an der Kette, die ehemalige Millicent Aubrey-Welles. Sie wußte nicht einmal, daß wir über sie sprachen.

»Und die anderen beiden?« fragte ich und deutete auf Ginger und Evelyn.

»Durch sie kann ich mich mit dem rothaarigen Mädchen verständigen«, antwortete er. »In ihrer barbarischen Sprache können sie ihr schnell die Bedeutung ihres neuen Daseins klarmachen, und die Schnelligkeit, Intimität und Abgeschlossenheit der Dienste, die von ihr verlangt werden. Außerdem können sie ihr ein wenig Goreanisch beibringen. Das ist genug Arbeit für alle und erleichtert mir die Ausbildung.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

Er schob sich den Rest der Kette mitsamt den offenen Kragen auf der Schulter zurecht. Offenbar hatte er keine klare Vorstellung davon gehabt, wie viele Mädchen er kau-

fen wollte. Solche Dinge lassen sich nicht genau vorausberechnen, besonders wenn man größere Gruppen kauft. Vieles hängt von der Ware und den Tagespreisen ab. »Die Trecks sind manchmal sehr lang«, sagte er.

»Trecks?«

»Ja.«

»Mir fällt auf«, sagte ich, »daß alle Mädchen Barbarinnen sind, sogar das zweite und dritte Mädchen. Warum hast du für deinen Last-Treck nicht auch goreanische Mädchen erstanden?«

»Es ist sicher angebrachter, für den Transport von Lasten anstelle von goreanischen Mädchen Barbaren zu verwenden«, antwortete er.

»Selbstverständlich.«

»Es gibt aber noch einen anderen Grund.«

»Und der wäre?«

»Diese barbarischen Mädchen werden sich unschuldig und ahnungslos wie Kaiila an ihrer Kette bewegen.«

»Wohingegen?«

»Wohingegen goreanische Mädchen vor Angst sterben könnten.«

Ginger und Evelyn stöhnten auf.

»Diese beiden«, sagte ich und deutete auf die ehemaligen Tavernenmädchen, »scheinen nicht völlig ahnungslos zu sein.«

»Selbst diese beiden, das versichere ich dir, haben nicht die geringste Ahnung, was sie erwartet.«

Die beiden Sklavinnen erschauerten. Was sie wollten, zählte hier natürlich nicht. Sie mußten gehen, wohin ihr Herr sie schickte.

»Darf ich vermuten, daß du mit deinem Pack-Treck ins Ödland ziehen willst?« fragte ich.

»Ja.«

»Morgen früh?«

»Ja.«

»Du bist Tauschhändler?«

»Ja.«

»Ich habe im Grenzgebiet lange nach einem gewissen Grunt gesucht«, sagte ich.

»Das ist mir bekannt.«

»Niemand scheint seinen Aufenthaltsort genau zu kennen.«

»Ach?«

»Das fand ich irgendwie ungewöhnlich.«

»Wieso?«

»Dieser Grunt«, sagte ich, »ist angeblich ein bekannter Händler. Erscheint es dir dann nicht seltsam, daß niemand genau wußte, wo er sich befand?«

»Das ist wirklich ein bißchen seltsam«, stimmte mir der Mann zu.

»Mir kam nun der Gedanke«, sagte ich, »daß dieser Grunt wahrscheinlich viele Freunde hat, daß er seine Mitmenschen zu loyalen Verhalten inspiriert, daß diese Freunde ihn zu schützen wünschen.«

»Wenn das so ist«, sagte er, »dann muß dieser Grunt ein glücklicher Mann sein, zumindest in gewisser Hinsicht.«

»Kennst du ihn?« fragte ich.

»Ja.«

»Weißt du, wo er ist?«

»Ja.«

»Glaubst du, du könntest mich zu ihm führen?«

»Ich bin Grunt«, sagte er.

»Dachte ich mir's doch«, erwiderte ich.

9

»Hier ist sie«, sagte Grunt und drehte sich auf seiner Kaiila um. »Siehst du die Stangen?«

»Ja«, erwiderte ich. Wir befanden uns zwei Pasangs östlich von Kailiauk.

Das Gras reichte bis zu den Knien der Kaiila und bis an die Oberschenkel der Sklavinnen, die in kurzen einteiligen

braunen Reptuch-Tuniken an einer Fessel gingen und auf den Köpfen Vasen balancierten.

Die Stange vor uns war etwa sieben Fuß hoch; diese Größe sollte offenbar gewährleisten, daß sie auch bei Schnee noch zu sehen war, in den Wintermonaten wie Waniyetuwi und Wanicokanwi. Sie bestand aus geschältem Ka-la-na-Holz und wies an ihrer Spitze zwei lange, schmale gelb-schwarz abgesetzte Federn auf, die aus dem Schwanz des schuppigen Herlit stammten, eines riesigen, breitflügeligen, fleischfressenden Vogels, der unter Goreanern zuweilen auch der Sonnenschläger genannt wird oder genauer, wenn auch unschöner übersetzt: Aus-der-Sonne-schlägter-zu. Dies geht vermutlich auf seine Angewohnheit zurück, seine Beute wie der Tarn stets so anzugreifen, daß er die Sonne über und hinter sich hat. Ähnliche Stangen erblickte ich etwa zweihundert Meter entfernt links und rechts. Wie Grunt mir mitteilte, ist die gesamte Grenze mit solchen Zeichen abgesteckt, wenn auch nicht immer in Sichtweite. Die Stangen stehen natürlich in Gegenden, wo Weiße siedeln, dichter zusammen.

Grunt schaute nun wieder nach vorn über die weiten Grasflächen und die sanft auf und ab schwingenden Hügel. Das Terrain jenseits der Grenzstangen schien sich kaum von dem davor liegenden Land zu unterscheiden. Die Hügel, das Gras, der hohe blaue Himmel, die weißen Wolken – dies alles schien zu beiden Seiten der Federzeichen identisch zu sein. Die Stangen erschienen mir als Fremdkörper, als geographische Unsinnigkeit. Sie konnten gewiß keine überragende Bedeutung haben, wie sie da standen, sich im Wind neigend, der auch die Federn rascheln ließ. Es war eine frische Brise. Ich erschauerte auf dem Rücken meiner Kaiila.

Wer sich dafür interessiert: Wir erreichten die Grenzstangen im Frühlingsanfang, zu Beginn der Magaksicaagliwi, des Mondes der zurückkehrenden Gant. Der Monat davor war der Wundauge-Mond gewesen: Istawincayazanwi. Wegen der unsicheren Wetterlage, der Gefahr von Frösten

und Unwettern und wegen der unangenehmen Stürme hatte Grunt diesen Monat gemieden. Der folgende Mond würde Wozupiwi sein, der Pflanz-Monat, eine Bezeichnung, die ich im gegebenen Zusammenhang sehr aufschlußreich finde. Er scheint darauf hinzuweisen, daß die Bewohner dieser Gegend irgendwann einmal fest siedelnde Bauern waren. Das mußte natürlich vor dem Auftauchen der Kaiila gewesen sein, die offenbar in dieser Gegend für einen durchgreifenden kulturellen Umschwung gesorgt hatte. Oft bildet man sich ein, eine Jagdkultur stelle gewissermaßen eine niedrigere Entwicklungsstufe dar als eine Wirtschaft, die auf Ackerbau und Viehzucht basiert. Vielleicht liegt dies an dem Umstand, daß die Landwirtschaft im allgemeinen ein stabileres kulturelles Milieu schafft und normalerweise auf kleinerem Gebiet größere Bevölkerungszahlen zuläßt. Von der Landwirtschaft ernährt, braucht ein einzelner Mensch weniger als einen Morgen Land. Derselbe Mensch, müßte er sich auf die Jagd verlassen, bräuchte ein Gebiet von mehreren Quadratmeilen. Hier scheint allerdings die bewußte Entscheidung eines Volkes gegen die Landwirtschaft und für die nomadische Jagdkultur vorzuliegen. Ermöglicht wurde diese Entscheidung zweifellos durch die Mobilität, die von der Kaiila ausging, und von der großen Zahl der Kailiauk – eine Entscheidung für die weit herkommenden Jäger, den stolzen und freien Krieger, eine Entscheidung gegen den Bauern, dem die fernen Horizonte verschlossen blieben, der der Gnade der Elemente ausgeliefert blieb, gefesselt an seinen Boden.

Grunt saß auf dem Rücken seiner Kaiila, eines vornehmen gelben Tiers, und schaute nach Osten über die Grenzstan-
gen hinaus. Am Zügel führte er eine Pack-Kaiila, die mit Waren beladen war. Ich ritt ebenfalls auf meiner Kaiila, einem langhalsigen schwarzen Tier mit seidigem Fell. An meinem Sattel war ebenfalls eine Pack-Kaiila angebunden. Unsere Lasttiere, die vierbeinigen wie auch die zweibeinigen, trugen die verschiedensten Güter. Während ich nur die

Kaiila zur Verfügung hatte, konnte Grunt neben seinem zweiten Tier zehn andere Pack-Träger einsetzen, die seine Habe trugen. Ich hatte mich hauptsächlich für Decken, bunte Stoffe, Bänder, Spiegel und Perlen, Töpfe und Pfannen entschieden, die im Ödland sehr begehrt waren, dazu für harte Süßigkeiten, Zucker und Färbungsmittel. Grunt führte ähnliche Artikel mit, darüber hinaus aber auch lange Nägel, Nieten, Beile, metallene Lanzenspitzen, Messerklingen und Schlachtermesser. Die Messerklingen und langen Nägel werden zuweilen an Knüppeln befestigt. Daneben lassen sich die Messer natürlich mit geschnitzten Griffstücken aus Holz oder Knochen verbinden. Die Nieten dienen dazu, Klingen und Lanzenspitzen zu befestigen. Die metallene Lanzenspitze vereinfacht das Leben der roten Wilden. Sie läßt sich leicht auf den Schaft montieren. Im Gegensatz zu einer Steinspitze bricht sie nicht so schnell. Und sie macht gefährliche Ausflüge in feuersteinreiche Gegenden überflüssig.

Grunt stellte sich hinter dem hohen Sattelknauf hoch und hob die Zügel. Dann ließ er jählings die Füße nach hinten zucken und spornte das Tier an. Es setzte sich in Bewegung und überquerte mit seinem glatten schlenkernden Schritt die Reihe der Grenzstangen. Auf diese Weise ritt Grunt etwa zwanzig Meter weit und zog seine Kaiila dann herum. Er lockerte die lange zusammengerollte Peitsche, die an einem Schnapphaken auf der rechten Seite seines Sattels befestigt war, und kam zu uns zurück, an der rechten Seite der Kette seiner barfüßigen Schönheiten entlang. »Hei! Hei!« rief er. Zweimal ließ er die Peitsche knallen. Dann ritt er um das Ende der Kette herum und bewegte sich an der linken Seite entlang wieder nach vorn. Er war Rechtshänder.

»Wir sind Frauen und hilflose Sklaven!« rief Ginger. »Bittet, Herr, führe uns nicht über die Grenze!«

»Überleg es dir, Herr, wir bitten dich!« flehte Evelyn.

»Hei! Hei!« brüllte Grunt und ließ seine Peitsche ihr Werk tun.

Daraufhin setzte sich die Kette in Bewegung, angeführt von der entsetzten Rothaarigen, der ehemaligen Millicent Aubrey-Welles aus Pennsylvanien. Ginger und Evelyn stolperten weinend mit. Andere Mädchen folgten schluchzend. Nur Ginger und Evelyn schienen den Ort, der ihr Ziel war, ungefähr zu kennen, obwohl sie letztlich doch nur Barbaren waren. Auch sie konnten nicht voll ermessen, was ihnen bevorstand. Ich beobachtete die Mädchen, die ihre Lasten auf dem Kopf balancierten; ich sah die Kette, die sie in einer langgestreckten Linie zusammenhielt; ich sah, wie sie die Ihanke überschritten. Früh genug würden sie erfahren, was es bedeutete, in einem solchen Land, im Land der Kailiauk und des hohen Grases, eine weiße Sklavin zu sein.

Grunt hatte nun wieder die Spitze der Prozession übernommen; eine Pack-Kaiila führte er hinter sich.

Mein Blick fiel auf das rothaarige Mädchen, die erste an der Kette. Grunt hatte besondere Pläne mit ihr. Trotzdem diente sie im Augenblick wie die anderen als Lasttier, das Grunts Waren schleppen mußte. Es durfte eben kein Weißer mehr als zwei Kaiila über die Linie zwischen den Grenzstangen bringen.

Ich trieb meine Kaiila an; gleich darauf hatte auch ich mit meinen beiden Tieren die Ihanke überschritten. Nun befand auch ich mich im gefürchteten Ödland. Eilig ritt ich hinter Grunt und der Sklavenkette her. Ich wollte nicht zurückbleiben.

10

»Du weißt natürlich«, fragte ich Grunt, »daß wir verfolgt werden?«

»Ja«, antwortete er.

Wir schrieben etwa die Mittagsstunde unseres zweiten Tages im Ödland.

»Ich hoffe, daß die Leute friedliche Absichten haben«, meinte ich.

»Das ist nicht anzunehmen«, erwiderte er lächelnd.

»Befinden wir uns denn noch nicht im Revier der Staubfüße?« fragte ich. Dieser im Grenzbereich wohnende Stamm begegnete den Weißen im allgemeinen sehr wohlwollend. Der Handel lief praktisch ausschließlich über die Staubfüße; in der Tat erreichten die meisten Waren aus dem Landesinneren die Zivilisation nur über diesen Stamm, wobei die Staubfüße als Agenten und Zwischenhändler auftraten. Die meisten Stämme wollten mit den Weißen offenbar nicht direkt zu tun haben, was auf die Tradition der ›Erinnerung‹ zurückging, die Haß und Mißtrauen schwären ließ. Außerdem war es oft sehr schwierig, die jungen Wilden im Zaun zu halten. Kleine Gruppen von Händlern waren im Gebiet der Staubfüße zwar willkommen, doch drangen sie selten in die entlegeneren Stammesterritorien ein. Zu viele waren von solchen Vorstößen nicht zurückgekehrt. Grunt stellte insofern eine Ausnahme dar, als er bei seinen Handelstouren schon bis in die Länder der Flieder und Gelben Messer vorgedrungen war. Mindestens einmal war er sogar schon im Land der Sleen und der Kaiila gewesen. Einige dieser Gebiete waren seit den Tagen der ersten weißen Erforscher des Ödlandes, Männer wie Boswell, Diaz, Bento, Hastings und Hogarthe, kaum wieder erkundet worden.

»Doch«, sagte Grunt.

»Warum vermutest du dann, daß sie feindselig sind?« fragte ich.

»Es handelt sich nicht um Staubfüße?« erwiderte er.

Wir zogen unsere Kaiila herum, und die Sklavenkette blieb stehen. Dankbar setzten die Mädchen ihre Lasten ab. Wir beobachteten die Staubwolke, die einige Pasangs entfernt über der Prärie aufstieg.

»Dann muß es sich um Flieder oder Gelbe Messer handeln«, vermutete ich.

»Nein.«

»Dann weiß ich nicht weiter.«

»Schau dir doch den Staub an. Vorn ist er schmal und be-

nimmt sich nicht so, als wäre er vom Wind emporgeschleudert worden.«

»Überdies würde die Windrichtung gar nicht stimmen!« rief ich.

»Und daraus schließt du«, sagte Grunt, »daß der Staub von den Pfoten galoppierender Kaiila aufgewirbelt wird.«

»Ja.«

»Damit hast du recht«, fuhr er fort. »Was fällt dir sonst noch auf?«

»Ich weiß nicht, was die Frage soll.« Allmählich wurde ich nervös. Es war noch früh am Tag. Ich bezweifelte nicht, daß die fernen Reiter uns vor Anbruch der Dunkelheit mühelos einholen konnten.

»Es ist so offensichtlich, daß es dir schon aufgefallen ist«, sagte Grunt, »ohne daß du aber die Bedeutung erkannt hast.«

»Was?«

»Du kannst den Staub deutlich sehen«, sagte er.

»Ja, natürlich.«

»Kommt dir das nicht merkwürdig vor?«

»Ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Um in diesem Gelände eine solche Staubwolke aufkommen zu lassen«, erklärte Grunt, »mußtest du durch Senken reiten, anstatt ihnen auszuweichen, und deinen Trupp dicht zusammenhalten, damit der Staub als Wolke aufsteigt, anstatt sich in einer schmalen Linie zu erheben und vom Wind schnell wieder auseinandergetrieben zu werden.«

»Was willst du damit sagen?«

»Jener Staub«, sagte er, »steigt nicht unter den Pfoten von Staubfuß-Kaiila auf, auch nicht von Tieren der Gelben Messer und Flieder. Da hinten kommen überhaupt keine Kaiila roter Krieger. Die Einheimischen würden nicht so offen anrücken, so unvorsichtig, so töricht. Sie würden graslose, trockene Stellen möglichst meiden, sie würden in Abständen reiten, einer hinter dem anderen. Auf diese Weise ver-

schleierten sie nicht nur ihre wahre Zahl, sondern senkten und schmälerten zusätzlich die Staubwolke.«

»Also folgen uns Weiße«, sagte ich.

»Damit hatte ich gerechnet«, sagte Grunt.

»Es können keine Weißen sein«, widersprach ich. »Schau dir den vorderen Teil der Staubwolke an. Fünfzehn bis zwanzig Kaiila!«

»Eben!« sagte Grunt lächelnd. »Dummköpfe!«

Ich schluckte energisch. Hier war ein Gesetz der roten Wilden übertreten worden, das das Betreten des Ödlandes durch Weiße regelte.

»Was sind das für Leute?« fragte ich.

»Ich hatte schon öfter Ärger mit ihnen«, sagte Grunt lächelnd. »Diesmal habe ich auf sie gewartet.«

»Wer denn?«

»Sie haben es auf dich abgesehen«, erwiderte er. »Ich war ziemlich sicher, daß sie diesmal die Verfolgung aufnehmen würden. Du bist der Köder.«

»Ich?«

»Du begleitest mich doch aus freien Stücken, nicht wahr?« fragte er.

»Ja!« entgegnete ich gereizt.

»Folglich kannst du mir nicht die Schuld geben«, sagte er grinsend.

»Ich habe kein Interesse daran, irgend jemand Schuld zuzuweisen«, sagte ich. »Ich würde nur gern wissen, was hier eigentlich vorgeht!«

»Nach dir werden sich die Leute auch für das zweite und dritte Mädchen interessieren«, sagte er.

Mein Blick wanderte zu Ginger und Evelyn, die neben ihren Lasten erschöpft im Gras lagen.

»Die Hobarts!« rief ich. »Und die Männer von der Bar-Ina-Ranch!«

»Gewiß.«

»Du sagtest, es wären keine angenehmen Gegner.«

»O nein!«

»Mit den Mädchen können wir ihnen nicht davonlaufen«, sagte ich. »Wir müssen uns auf einen Kampf gefaßt machen.« Hastig sah ich mich nach einer Anhöhe oder Deckung um.

»Nein.«

»Was sollen wir sonst tun?«

»Wir wandern weiter wie bisher«, erwiderte Grunt. »Wir werden uns nicht einmal durch unser Verhalten anmerken lassen, daß wir die Verfolger bemerkt haben.«

»Das verstehe ich nicht.«

»In einem Punkt hast du allerdings recht: Wir sollten keine Zeit verlieren.« Grunt ritt peitschenschwingend einmal um die Mädchen herum. Einige Sklavinnen schrien angstvoll auf. Sie hatten durch das dünne Tuch ihrer Sklaventuniken oder auf der Rückseite ihrer Beine bereits Bekanntschaft geschlossen mit den schneidenden Lederriemen. »Hei! Hei!« brüllte Grunt. »Lasten auf! Ihr wonnigen Ungeheuer, glaubt ihr, wir haben den ganzen Tag Zeit? Nein! Sputet euch!«

Ich zügelte meine Kaiila neben Grunts Tier. »Ich glaube, wir müssen entweder fliehen und die Mädchen und Waren aufgeben oder anhalten und uns wehren.«

»Ich glaube nicht, daß wir kämpfen sollten«, sagte Grunt. »Wir könnten die Kaiila töten und sie als eine Art Festung benutzen, aber selbst dann wären wir zahlenmäßig entschieden unterlegen.«

Ich schwieg. Seine Einschätzung der Lage war nur zu richtig.

»Wenn wir rote Wilde wären«, sagte Grunt, »würden wir fliehen. Sobald sich dann die Verfolger über mehrere Pasangs auseinandergezogen hätten, würden wir umkehren und zu zweit angreifen, wobei der eine für Ablenkung sorgt und der andere aus dem Hinterhalt zuschlägt. Kommt diese Taktik nicht in Frage, könnten wir uns trennen und die Verfolgermacht damit spalten, um uns dann später an einem vereinbarten Platz zu treffen. Von dort ginge es dann im

Schutz der Dunkelheit zurück, um das Verlorene noch zu retten, soweit es möglich ist.«

»Interessant«, sagte ich. »Das scheint mir wirklich ein realisierbarer Plan zu sein. Wir wollen ihn sofort in die Tat umsetzen.«

»Nein.«

»Warum sonst?«

»Sinnlos.«

»Warum sinnlos?«

»Weil wir nicht in Gefahr sind.«

Ich blickte auf den näherkommenden Staub. »Wir sind nicht in Gefahr?« fragte ich.

»Nein«, antwortete Grunt und schaute sich ebenfalls um. »Eher sind unsere Verfolger gefährdet, und zwar sehr gefährdet.«

»Ich finde, wir sind Dummköpfe!« sagte ich zornig.

»Nein, dumm sind allein unsere Verfolger!«

11

»Du scheinst nervös zu sein«, sagte Grunt.

»Sie hätten uns längst einholen müssen«, sagte ich.

Ich stand am Rand unseres kleinen Lagers zwischen einigen Bäumen, die einen Bachlauf säumten. Es war später Nachmittag.

»Nein«, sagte Grunt. »Schlag dir das aus dem Kopf.«

Ich wandte mich wieder dem Lager zu.

Ginger und Evelyn waren von der Kette losgemacht worden, damit sie Holz sammeln und kochen und im Lager sonstige Arbeiten erledigen konnten. Der Rest der Kette war an einem Baum festgemacht.

»Ich bin das erste Mädchen an der Kette«, sagte Ginger und wanderte an der Reihe der vor ihr knienden Mädchen entlang. »Evelyn ist das zweite Mädchen.« Sie deutete auf Evelyn. Sie sprach Englisch, eine Sprache, die die neuen Bar-

barinnen ausnahmslos verstanden. Drei waren Amerikanerinnen, darunter auch die Rothaarige, zwei kamen aus Großbritannien. Zwei Mädchen waren in Schweden, die letzte in Frankreich geboren worden: Sie war das Mädchen mit dem kurzen dunklen Haar. »Ihr werdet Evelyn und mich als Herrin anreden«, fuhr Ginger fort. »Und ihr werdet eure Lektion gründlich lernen, sonst droht euch die Peitsche.«

Die Mädchen sahen sich an.

»Evelyn und ich«, fuhr Ginger fort, »wollen die Arbeit im Lager nicht allein tun. Einige von euch werden also zeitweise losgebunden, um uns zu helfen.«

Wieder blickten die Mädchen sich an.

»Ihr kleinen Dummköpfe!« rief Ginger lachend. »Vergeßt den Gedanken an Flucht! Eine Flucht ist unmöglich.«

Einige Mädchen erröteten.

»Ihr kennt euch hier nicht aus, ihr seid Barbarinnen, ihr sprecht die Sprache der Herren nicht, und selbst wenn ihr sie dann lernt, wird euch der Akzent verraten. Und ihr tragt das Brandzeichen! Nein, schlägt euch den Gedanken an Flucht aus dem Kopf. Ein sinnloser, törichter Traum, der zu einer goreanischen Sklavin auch nicht paßt. Niemand wird euch retten. Wo wolltet ihr auch Zuflucht suchen? Jeder Mann, der euch fände, würde euch eurem Herrn zur Bestrafung zurückgeben oder euch als Sklavin selbst behalten!«

Erschrocken blickten die Mädchen sie an.

»Zweifellos wurden euch auf der Erde manche idiotischen Dinge über euch selbst und die Männer beigebracht. Sicher habt ihr tief in eurem Herzen schon das eine oder andere Mal erkannt, daß darin keine Wahrheit liegt.«

Mehrere Mädchen schienen sehr verängstigt zu sein. Sie verstanden nur zu gut, was Ginger ihnen sagen wollte.

»In solchen Momenten habt ihr tief drinnen eure Schönheit und eure Bedürfnisse gespürt, eine Sehnsucht. Und darin lag ein erstes Begreifen der großen Themen der Natur, der Herrschaft und Unterwerfung, eures eigenen offenkundigen, natürlichen Platzes in einer solchen Ordnung. Viel-

leicht habt ihr euch in solchen Augenblicken schon wagemutig nach der Hand eines Herrn gesehnt, der euch berührte, eines großartigen, unbarmherzigen Mannes, der euch Erfüllung bringen, der eure tiefsten Bedürfnisse stillen könnte, der euch absolut beherrschen und euch, zu eurer eigenen Freude, die Gänze von Liebe und Gehorsam abzwängen würde, die zu geben ihr geboren seid.«

Entsetzt starrten die Mädchen sie an.

»Auf dieser Welt gibt es keinen Mangel an solchen Männern, und ihr, meine Lieben, seid Sklavinnen. Das macht euch ein für allemal klar!«

»Ein hübscher Haufen«, sagte Grunt zu mir.

»Ja.«

»Siehst du die Rothaarige dort?«

»Ja.«

»Sie ist noch Jungfrau.«

»Ach.«

»Ja«, sagte er, »ich habe sie heute früh untersucht.«

»Ich verstehe«, sagte ich. »Schade.«

»Wieso?« fragte Grunt.

»Weil sie sehr hübsch ist«, antwortete ich.

»Ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Ihre Jungfräulichkeit wird zweifellos ihren Preis hochtreiben.«

»Nicht im Ödland.«

»Nein?«

»Nein«, antwortete Grunt. »Die Jungfräulichkeit wird hier nur bei den eigenen Frauen wichtig genommen.«

»Aha.«

»Wenn du einen weiblichen Tarsk kaufst«, sagte Grunt, »wäre dir dann wichtig, ob das Tier jungfräulich ist?«

»Nein.«

»Wenn sie dir gefällt, kannst du sie dir nehmen«, sagte er, »oder jede andere.«

»Vielen Dank.«

»Doch sei beim ersten Mal nett zu ihr.«

»Schön.«

»Sie wird später noch erfahren, was es bedeutet, eine echte Sklavin zu sein.« Er wandte sich ab.

»Grunt!« sagte ich.

Er schaute mich an. Wie bei unserer Begegnung trug er den breitrempigen Hut. Ich hatte ihn nie ohne gesehen.

»Ja?«

»Die Hobarts«, sagte ich, »die Männer, die uns verfolgt haben, was ist mit ihnen?«

»Wenn sie uns immer noch verfolgten«, antwortete er, »hätten sie uns längst erreicht.«

»Ja«, sagte ich.

»Also folgen sie uns nicht mehr.«

»Ich will das gern glauben«, sagte ich.

»Also schlag dir die Frage aus dem Kopf.«

»Was ist aus ihnen geworden?«

»Es ist Zeit zum Schlafen.«

»Was ist aus ihnen geworden?«

»Darüber werden wir uns morgen früh Gewißheit verschaffen. Bist dahin wollen wir schlafen.«

»Na gut«, sagte ich.

12

Wir sahen einen kleinen grauen Sleen, der sieben bis acht Fuß lang war, den Kopf heben.

Wir spornten unsere Kaiila an und galoppierten in die flache Senke zwischen zwei Hügeln.

Mein Magen begann sich zu rühren. Es begann zu stinken, ehe wir etwas zu sehen bekamen.

Der Sleen ließ uns auf geringe Distanz heran. Er verließ diesen Ort nur ungern. Insekten krabbelten auf seiner braunen Schnauze und um seine Augen.

»Hei!« brüllte Grunt und klatschte sich gegen den Oberschenkel.

Mit einer geradezu schlangenhaften Bewegung fuhr das Raubtier auf seinen sechs Beinen herum und verschwand.

»Saubere Arbeit«, stellte Grunt fest. »Die Arbeit von Staubfuß-Wilden.« Dieser Stamm galt als der zivilisierteste des Ödlands. Bei einigen anderen Stämmen dagegen standen die Staubfüße kaum höher im Ansehen als die Weißen.

»Dies soll saubere Arbeit sein?« fragte ich.

»Relativ sauber«, antwortete Grunt.

Vom Rücken meiner Kaiila betrachtete ich die Szene. Ich zählte etwa zwanzig Leichen, die von Insekten umschwirrt waren. Langsam ließ ich meine Kaiila weitergehen, die sehr nervös geworden war.

»Ich sehe keine Kaiila«, sagte ich zu Grunt. »Keine Waffen. Kaum etwas Wertvolles.«

»Alles geplündert«, sagte Grunt.

»Geschieht das normalerweise so?« fragte ich und deutete auf die skalplosen Schädel. »Ich verstehe das nicht.«

»Solche Dinge entstammen bei allen Stämmen einer kulturellen Überlieferung. Die Ursprünge dürften längst verschüttet sein.«

»Aber wieso?«

»Über die Gründe gibt es verschiedene Theorien«, meinte Grunt. »Zum einen soll damit wohl eine Warnung an mögliche Feinde ausgesprochen werden, eine Bestätigung der Schrecklichkeit der Sieger. Eine andere Theorie sieht Verbindungen zum Medizinwelt-Glauben dieser Völker: Das Skalpieren soll solche Individuen von Rachedgedanken abhalten. Ich selbst sehe darin ein gewisses Austoben von Siegeslust. Hier werden starke Gefühle freigesetzt, hier kommen Rache und Haß, auch Freude und Lebensgefühl zum Ausdruck, und eine gewisse Verachtung gegenüber dem Feind, der erniedrigt werden soll, womit gleichzeitig die eigene Überlegenheit demonstriert wird.«

Ich betrachtete Grunt.

»Kurz, die Wilden tun solche Dinge aus einem Hochgefühl heraus.«

»Ja«, sagte ich. Ich war Krieger. »Nur gut, daß wir die Mädchen nicht mitgenommen haben.«

»Du siehst ringsum die Gründe, die mich bewogen haben, sie im Lager zu lassen.«

»Es gibt hier nicht genug Holz, die Leichen zu verbrennen«, sagte ich. »Wir werden sie begraben müssen.«

»Am besten lassen wir sie liegen«, sagte Grunt. »So geschieht das üblicherweise im Ödland.«

Als wir unsere Kaiila schon wenden wollten, hörten wir plötzlich einen Hilferuf.

Grunt und ich sahen uns an.

»Da drüben«, sagte mein Begleiter und zog sein Tier nach links. Aus dem hohen Sattel blickte er hinab. Dann klatschte er sich auf den Oberschenkel und begann zu lachen. Ich lenkte meine Kaiila neben ihn.

Unter uns, im hohen Gras halb verborgen, lagen die beiden Männer, die ich als die Brüder Max und Kyle Hobart erkannte. Sie waren nackt, und man hatte ihnen die Hände auf dem Rücken gefesselt. Aufstehen konnten sie nicht, denn jeder trug einen primitiven Beinspreizer, ein Stück Holz, an das sie mit den Füßen gefesselt waren.

»Ein Geschenk für mich von meinen Freunden, den Staubfüßen«, sagte Grunt lachend. »Die Anführer der Männer, die uns verfolgt haben.«

»Ein gut gewähltes Geschenk«, bemerkte ich. »Jetzt gehören sie dir.«

»Und ein hübscher Witz zu Lasten der beiden«, sagte Grunt und deutete auf die Beinspreizer, die bei den roten Wilden im allgemeinen für Sklavinnen verwendet werden.

»Bitte!« flehte Max Hobart.

»Bitte!« rief auch Kyle Hobart.

»Ihr seid gefesselt wie Frauen«, sagte Grunt und tat, als wollte er weiterreiten.

»Ja«, erwiderte Max Hobart unbehaglich und versuchte sich vergeblich aufzurichten. »Warte!« flehte er. »Warte!«

»Wenn du uns hier liegen läßt, sterben wir!« rief Kyle Ho-

hart. »Rote Wilde haben uns gefesselt. Wir können uns nicht selbst befreien!«

Grunt hielt seine Kaiila an. »Eine Aussetzung in der Prärie, um an Durst oder Hunger zu sterben oder von Raubtieren gefressen zu werden – genau das habt ihr verdient«, sagte er.

Ich zuckte die Achseln. Es war sicher seine Entscheidung.

»Na, vielleicht kann ich ihnen den Schrecken ersparen«, sagte Grunt. »Am besten schneide ich ihnen die Hälse durch.«

»Gnade!« flehte Kyle Hobart.

Grunt blickte mich an. »Ob sie wohl irgendeinen Wert haben?« fragte er nachdenklich.

»Vielleicht gibt es jemanden, an den du sie verkaufen könntest«, sagte ich.

»Sie scheinen ganz anständig zu sein.« Aus der Satteltasche zog Grunt zwei Metallkragen, die er mit einem Stück Kette verband. Dann stieg er ab und legte sie den beiden Männern um.

»Sklavenkragen!« japste Max Hobart. »Willst du uns zu Sklaven machen?«

»Zunächst könnt ihr euch als Gefangene ansehen«, antwortete Grunt. »Erst wenn ihr verkauft seid, könnt ihr euch wirklich als Sklaven betrachten.«

»Mach uns nicht an deiner Kette fest!« flehte Max.

»Ihr kommt an das Ende der Kette«, sagte Grunt.

»Hinter Sklavinnen?« fragte Max.

»Ihr werdet zugeben, daß ihr von allen Elementen an der Kette die am wenigsten interessanten seid. Dementsprechend werdet ihr in der Position der ›letzten Mädchen‹ festgemacht.«

Max stöhnte auf.

»Ich kann euch versichern«, sagte Grunt, »daß unsere Freunde, die roten Wilden, das sehr amüsant finden werden.«

»Bitte!« flehte Max.

»Aber seid unbesorgt – Lasten werdet ihr nicht tragen müssen. Das überlassen wir den Frauen.«

Max musterte ihn bedrückt.

Grunt schnitt die Fesseln durch, mit denen die Füße der Gefangenen an den Spreizhölzern befestigt waren. »Aufstehen!« befahl er.

Die beiden Hobarts mühten sich hoch. Am Hals waren sie zusammengekettet.

Grunt stieg wieder in den hohen Sattel seiner Kaiila. »Ihr seid meine Gefangenen. Ihr werdet gehorsam sein. Beim geringsten Zeichen der Aufmüpfigkeit werdet ihr getötet. Ist das klar?«

»Ja«, antwortete Max bedrückt.

»Ja«, sagte Kyle.

»Unser Lager liegt in dieser Richtung«, sagte Grunt und hob den Arm. »Bewegt euch!«

Die beiden Hobarts schlugen mit unsicheren Schritten die angegebene Richtung ein. Wir folgten ihnen auf dem Rücken unserer Kaiila.

Ich blickte nicht zurück.

13

Ich hatte mich auf einen Ellenbogen gestützt.

Als sie in meine Nähe kam, kniete sie nieder. Sie trug ihre kurze braune Sklaventunika.

Sie zitterte, sagte aber nichts.

Ich betrachtete sie eine Zeitlang. Sie hatte den Kopf gesenkt.

Dann legte ich mich rücklings auf meine Decken, die im Gras ausgebreitet waren. Ich verschränkte die Hände im Nacken, auf der zusammengefalteten Satteldecke unter mir. So blickte ich zu den Sternen und den drei goreanischen Monden empor. Es fällt schwer, die Majestät einer goreanischen Nacht im Ödland zu beschreiben, wegen der Weite des Himmels und der totalen Schwärze, neben der die

Sterne um so greller wirken. Die Weite der Wildnis auf der Gor-Oberfläche und das Fehlen ausgedehnter Flächen künstlicher Beleuchtung lassen natürlich die sternenhellen Nächte fast überall mit einer Pracht zur Geltung kommen, die auf einen Erdenmenschen atemberaubend wirken mußte, war er doch nur die schmutzige, graue, verschmutzte, halb erleuchtete Nachtluft seiner Heimat gewöhnt. Im Ödland jedoch und an anderen Orten wie der Tahari tritt die Wirkung noch schärfer hervor, erscheint noch verblüffender, noch spektakulärer, noch unglaublicher und erstaunlicher – wohl wegen der relativen Flachheit des Geländes.

Ich sagte nichts zu dem Mädchen. Ich wollte sie nicht zur Eile antreiben. Ich ließ sie im Gras hocken, einige Fuß von mir entfernt.

Eine Kaiila bewegte sich unruhig am Zügel, begann knirschend zu grasen, schlug unruhig mit den Hufen auf.

Mein Blick galt den Sternen.

»Herr«, sagte sie.

»Ja«, erwiderte ich. Sie hatte Goreanisch gesprochen.

»Ich bin zu dir auf die Decke geschickt worden«, sagte sie.

Ich stützte mich auf einen Ellenbogen und betrachtete sie. Ihre Unterlippe zitterte. In ihrem kurzen Gewand sah sie sehr reizvoll aus. Sie hatte den Kopf gesenkt. Als neue Sklavin war sie es noch nicht gewöhnt, von einem goreanischen Herrn eindringlich gemustert zu werden.

Ich schaute sie an. Ihre Zurückhaltung fand ich charmant.

Erschrocken hob sie schließlich den Blick.

»Ich weiß nicht, was ich tun oder sagen soll«, jammerte sie leise auf Englisch vor sich hin.

Es war unsere fünfte Nacht im Ödland. Unter Gingers und Evelyns Anleitung hatte diese Frau – wie auch die anderen – Grundkenntnisse der goreanischen Sprache erworben. Ihre Fortschritte freuten mich; von den Betroffenen schien sie die beste zu sein. Dennoch war ihr Ausdrucksvermögen noch beschränkt.

»Ich kann nicht einmal die Sprache«, fuhr sie bekümmert

auf englisch fort. »Ich bin dumm! Ich kann mir nichts merken! Alles habe ich vergessen!«

In ihrem Entsetzen hatte sie ihre bisherigen Goreanisch-Lektionen vergessen.

»Verzeih mir, Herr!« sagte sie plötzlich auf goreanisch. »Verzeih mir!« Zitternd senkte sie den Kopf.

Ich lächelte. Dieser einfache Satz hatte schon so manche nackte Sklavin vor Bestrafung bewahrt.

Sanft winkte ich sie zu mir.

Schüchtern kroch das Mädchen auf Händen und Knien herbei. Ich nahm sie in die Arme und drückte sie rücksichtsvoll neben mir nieder. Sie war verkrampft. Sie machte Anstalten, mich mit den Lippen zu berühren, doch ich legte ihr die Hand über den Mund. Erschrocken sah sie mich an.

»Ich spreche deine Sprache«, sagte ich leise auf englisch. Sie riß die Augen auf, doch meine Hand verhinderte, daß sie etwas sagte. »Es ist nicht sehr wichtig«, fuhr ich fort, »doch ohne meine Erlaubnis darfst du diese Tatsache niemandem verraten. Verstehst du?«

Sie nickte, und ich nahm die Hand fort.

»Du sprichst Englisch!« sagte sie staunend.

»Ja.«

»Willst du mich und die anderen Mädchen retten?«

Mit einem energischen Griff in die Haare machte ich ihr klar, daß sie Hilfe von mir nicht erwarten konnte.

»Weißt du, was heute nacht mit dir geschehen soll?« fragte ich.

»Ich soll entjungfert werden«, sagte sie.

»Das ist ein lächerlicher Ausdruck«, sagte ich. »Eher sollte man bei einer Sklavin davon sprechen, daß sie im Interesse aller Männer vorbereitet wird. Und du weißt, was die Aufgabe einer Sklavin ist.«

»Ihrem Herrn mit ihrem Körper zu gefallen.«

»Das siehst du zu eng«, widersprach ich. »Du mußt ihm mit der Gänze deiner Fraulichkeit zu Gefallen sein, in der Absolutheit deiner Sklaverei.«

»Ein goreanischer Herr begehrt und besitzt mich also voll und ganz?«

»Ja.«

»Das hatte ich gehofft«, flüsterte sie.

»Was?«

»Nichts, Herr.«

»Du bist nun nichts anderes als eine Sklavin, ein Besitzstück, das der Herr verkaufen kann, wie es ihm gefällt.«

Sie blickte mich entsetzt an.

»Wie kamst du hierher?« fragte ich.

»Man entführte mich nach der Arbeit«, antwortete sie. »Ich fuhr zurück in meine Wohnung. Vor einer roten Ampel wurde mir plötzlich von hinten eine schmale Kette um den Hals gelegt. ›Fahr zu, wie ich es dir angebe!‹ sagte eine männliche Stimme. Ich war entsetzt. Der Fremde hatte sich auf dem Rücksitz versteckt gehalten.«

»Er war nicht maskiert?« fragte ich.

»Nein.«

»Eine Maske hätte Verdacht erregt.«

»Gewiß«, erwiderte sie. »›Schau dir mein Gesicht ruhig an«, sagte er. ›Du wirst es nicht wiedersehen, sobald du abgeliefert worden bist.‹ Wir fuhren in eine einsame Gegend, unter Bäume. Dort ließ er mich den Wagen verlassen, wo andere Männer mich in Empfang nahmen. Dann setzte man mir eine Art Kasten über den Kopf und leitete Gas ein. Ich verlor das Bewußtsein. Ich weiß nicht, wieviel Zeit vergangen war, als ich auf dieser Welt erwachte, auf einer Wiese liegend, am Hals mit anderen Mädchen zusammengekettet.«

Ich zog die Sklaventunika hoch, über ihren Kopf. »Leg dich wieder hin«, sagte ich, »auf den Rücken, das Gesicht nach oben. Und dann schau mich an, Sklavin!«

Hastig drehte sie den Kopf in meine Richtung. »Ja, Herr!«

»Sklavinnen wie du benutzen ihre Schönheit auf der Erde oft zum eigenen Vorteil. Sie öffnen sich damit manche Tür, nehmen auf diese Weise manche Hürde. Schönheit erleich-

tert auf der Erde das Leben, fördert die Karriere, erringt Reichtum und wirft andere Frauen aus dem Rennen.«

»Ja, Herr.«

»Hier auf Gor aber stehen die Dinge anders.«

»Ja, Herr.«

»Hier auf Gor gehört deine Schönheit voll und ganz deinem Herrn, wie du auch.«

»Ja, Herr.«

»Hast du deinen Sklavenwein bekommen?« fragte ich.

»Ginger, eine meiner Herrinnen, ließ mich eine bittere Flüssigkeit trinken, die diesen Namen trug?«

»Warum hat Grunt, dein Herr, dich auf meine Decke geschickt?« fragte ich. »Warum fand er es nicht angebracht, dich selbst für die Freuden der Männer vorzubereiten?«

»Ich weiß es nicht, Herr«, antwortete sie.

Ich hockte neben dem nackten Körper der ehemaligen Miß Millicent Aubrey-Wells, einer ehemaligen Debütantin, die nun Sklavin war, und beugte mich über sie.

»Bitte schick mich nicht schon zu den anderen zurück, Herr!« flehte sie.

»Es ist beinahe Morgen«, sagte ich.

»Bitte, Herr!« sagte sie und preßte unter den Decken ihren warmen, weichen Körper an mich. Das Blut an ihrem linken Oberschenkel war längst getrocknet.

Ich streckte die Hand zur Seite aus. Das Gras war kalt vom Tau. Es war noch immer dunkel.

Sie küßte mich inbrünstig. »Wie unvorstellbar waren doch diese Stunden!« sagte sie staunend. »Plötzlich erkenne ich mich als Sklavin, nackt und hingebungsvoll auf dem Lager eines Herrn, auf einer Welt, fern meiner Heimat.«

Ich schwieg.

»Ich schäme mich«, sagte sie nach kurzem Schweigen.

»Wegen deiner Hingabe?«

»Ja.«

Ich lächelte. Beim dritten- und viertenmal hatte sie schon

beinahe wie eine richtige Sklavin ihren Gefühlen freien Lauf gelassen.

»Ich kann nichts dagegen tun, daß ich in den Armen eines Herrn vergehe«, sagte sie.

»Du sollst auch gar nichts dagegen tun«, sagte ich. »Du mußt dir darüber klar werden, daß du von nun an Sklavin bist. Für die meisten Mädchen ist das nicht nur eine Sache des Überlebens; sie genießen dieses Dasein.«

»Herr?«

»Ja«, sagte ich. »Du findest das vermutlich kaum vorstellbar, aber die meisten Mädchen blühen förmlich auf, sobald sie die wahre Kraft und Unausweichlichkeit der Sklaverei erkennen; endlich nehmen sie den wahren Platz in der vorgegebenen Ordnung ein. Männer sind die Herren, Frauen Sklavinnen. Deine Welt hat beide Geschlechter gelehrt, männlichen Werten nachzuhängen. Dies erzeugt bei beiden Depressionen und Frustrationen. Frauen mit normalem Hormonhaushalt finden es schwierig oder unmöglich, in diesen widernatürlich zu nennenden Werten ihr Glück zu finden. Auch dem Mann wird die Erfüllung seiner normalen biologischen Rolle erschwert.«

»Ja, Herr.«

»Du wirst es lernen, den Männern zu Gefallen zu sein, über die Bindung an den einzelnen Besitzer hinaus. Verstehst du, was ich damit sagen will?«

»Ja, Herr«, antwortete sie. »Jede Sklavin muß es lernen, ihren Herren zu gefallen.«

»Inzwischen verstehst du vielleicht ein wenig besser, was es bedeutet, Sklavin zu sein.«

»Ja, ich bin nur besorgt, daß ich meinem Herrn nicht genug gefallen habe.«

»Ausgezeichnet«, sagte ich und berührte sie.

»Ohhh«, stöhnte sie. »Ja.«

»Gefällt dir das?«

»Muß ich auf eine solche Frage antworten?«

»Ja.«

»Ja, Herr«, sagte sie. »Es gefällt mir.« Sie schloß die Augen. »Ja, es gefällt mir.«

Gleich darauf mußte ich ihr eine Strähne ihres Haars in den Mund stopfen und meine Hand darüber legen, so heftig wollte sie schreien, während sie unter mir zuckte und strampelte. Zitternd und keuchend lag sie schließlich da. Ich hielt sie schützend in den Armen.

»Ich wußte nicht, daß es so sein kann«, sagte sie.

»Das war noch nicht viel.«

»Es kann noch stärker sein?«

»Du stehst erst am Anfang deines Sklavendaseins.«

Erschrocken sah sie mich an. Ich legte ihr den Metallkragen wieder um.

»Weißt du, wer letztlich dein bester Ausbilder sein wird?«

»Nein, Herr!«

»Du selbst«, antwortete ich. »Das Mädchen, begierig, dem Herrn zu gefallen, voller Phantasie und Intelligenz, ihre Bewegungen und Gefühle steuernd, liebevoll bestrebt, sie zu verbessern und zu verfeinern. Du wirst weitgehend selbst dafür sorgen, daß du eine hervorragende Sklavin bist.«

»Herr?«

»Der Kragen ist nur das äußerliche Zeichen – doch die Sklavin steckt tief drinnen. Du kleines rothaariges Ungeheuer hast mir heute mehr als bewiesen, daß du eine echte Sklavin bist. Kämpf nicht dagegen an. Laß den Dingen ihren Lauf, laß die Sklaverei spontan und frei, süß und ungehindert in dir entstehen. Du bist nun mal, was du bist.«

»Ja, Herr.«

»Außerdem wird dir das so manche Bekanntschaft mit dem Zorn deiner Herren ersparen.«

»Ja, Herr«, sagte sie.

Später brachte ich sie zur Sklavenkette zurück und legte mich noch einmal hin, um einige Ehn zu schlafen, ehe es im Lager wieder munter wurde.

Nichts Wichtiges war geschehen. Ich hatte meinem Freund Grunt lediglich einen Gefallen getan, ich hatte ein

schlankes rothaariges Mädchen, eine seiner Sklavinnen, für ihn vorbereitet.

Allerdings war sie sehr hübsch und das erste Mädchen an seiner Kette.

14

Das rothaarige Mädchen kniete angstvoll vor der rundlichen Frau aus dem Stamm der Staubfüße. Sklavinnen wissen, daß sie freie Frauen am meisten zu fürchten haben.

»Wowiyutanye!« fauchte die Frau das wimmernde Mädchen an.

»Ja, Herrin«, sagte das Mädchen verständnislos auf goreanisch.

Die Männer ließen sich bei ihren Tauschgeschäften nicht stören.

Ich saß in der Nähe und hatte eine Decke vor mir ausgebreitet, auf dem verschiedene Tauschwaren lagen, vorwiegend Spiegel, Färbemittel und Glasperlen, die ich in Kai-liauk gekauft hatte.

Zornig wandte sich die Staubfuß-Frau von der Sklavin ab und kam zu mir. Strahlend sah sie mich an. Alles in allem ist der Stamm liebenswürdig, aufgeschlossen und großzügig. Man kommt leicht mit diesen Menschen aus.

»Hou!« sagte die Frau zu mir und kniete auf der anderen Seite der Decke nieder.

»Hou!« antwortete ich.

Es fällt schwer, Staubfüße nicht zu mögen. Im Handel sind sie die wichtigsten Partner und treten als Vermittler und Diplomaten des westlichen Ödlandes auf.

Die Frau öffnete einen rechteckigen Lederumhang, einen Parfleche, den sie an einem Schultergurt trug. Er enthielt mehrere Perlenstickarbeiten und kleine Felle. Einige dieser Dinge legte sie an ihr Ende der Decke.

»Hopa!« sagte ich bewundernd. »Hopa.«

Sie strahlte, und ihre kräftigen Zähne blitzten weiß in dem rötlichbraunen Gesicht.

Sie deutete auf einen kleinen Spiegel mit Metallrand. Ich reichte ihn ihr.

Dann drehte ich mich um. Schräg hinter uns kniete das rothaarige Mädchen im Gras. Ich nahm nicht an, daß sie die Staubfuß-Frau unmittelbar gekränkt hatte; es lag wohl eher daran, daß die Frauen dieser Stämme für weiße Sklavinnen nichts übrig hatten. Viele Staubfuß-Frauen sahen es nicht gern, daß die Männer solche gutgebauten, begehrenswerten Tauschgüter in das Ödland holten.

Sorgfältig untersuchte die Frau den kleinen Spiegel.

Ich schaute an ihr vorbei, wo mehrere Meter entfernt die Kaiila der uns besuchenden Staubfüße angebunden waren. Neben den Tieren kniete eine weiße Sklavin des Stammes. Sie trug ein kurzes Gewand aus weichem Leder mit Fransen, eingerissen und voller Flecken, zweifellos das abgelegte Kleidungsstück einer freien Frau, gekürzt auf die Länge, die für eine Sklavin angemessen war. Sie war schweißbedeckt und schmutzig von Staub. Das dunkle Haar war ebenfalls feucht und verfilzt. Die Beine wiesen zahlreiche Kratzer auf. Hier und dort sah man Streifen, die von Schweißtropfen in den Staub geschwemmt worden waren. Sie hatte sich mit den Händen die Oberschenkel gerieben, so daß zwei Stellen sehr verwischt aussahen. Sie war neben der Kaiila ihres Herrn hergelaufen, offenbar in großer Eile.

Grunt hatte mit vier oder fünf Staubfuß-Kriegern verhandelt. Jetzt stand er auf, begab sich zu seinen Lasten und holte ein Beil.

Die Sklavin der Staubfüße, die neben der Kaiila kniete, trug ein glasperlenbesetztes Halsband, das etwa anderthalb Zoll breit war, ein hübsches Schmuckstück. Vorn am Hals war das Gebilde zusammengeschnürt. Die Perlen ergaben ein interessantes Muster, das Auskunft gab über ihren Eigentümer. Ähnliche Zeichen werden benutzt, um Pfeile oder andere persönliche Güter zu kennzeichnen. Besonders

wichtig sind solche Symbole bei Pfeilen, denn mit ihrer Hilfe wird das Fleisch verteilt. Für eine Sklavin bedeutet es übrigens den Tod, ihren Kragen ohne Erlaubnis abzunehmen. Darüber hinaus erfolgt die Verschnürung durch einen sogenannten Signaturknoten, ein kompliziertes Gebilde in einem vorgegebenen Stammesstil, einen Knoten, der nur jenem bekannt ist, der ihn erfunden hat. Praktisch ist es unmöglich, einen solchen Knoten abzunehmen und wieder zu befestigen, ohne daß der Herr, wenn er seinen Knoten überprüft, etwas merkt. Die Sklavin hielt den Kopf gesenkt.

»Zwei«, sagte die Staubfuß-Frau auf goreanisch zu mir und hob zwei Finger. Sie deutete auf den Spiegel, der nun vor ihr lag, und auf zwei glasperlenbesetzte Rechtecke, die sie aus ihrem Parfleche genommen hatte. Solche Zierarbeiten sind in den Andenkenläden mancher Städte sehr beliebt; sie lassen sich auch von Lederarbeitern in verschiedene Artikel einnähen, zum Beispiel Geldbörsen, Taschen, Brieftaschen, Gürtel, Umschläge und Waffenscheiden. Interessanterweise sind solche Arbeiten außerhalb der Grenzzone beliebter als nahe dem Ödland. Das liegt nicht daran, daß sie in der Grenzzone nicht häufiger zu finden wären, doch mahnen sie wohl nahe der Ihanke an die Realität und Nähe der roten Nationen, während diese Stämme aus größerer Ferne nicht als gefährliche Nachbarn angesehen werden, sondern als beinahe mythische Gestalten. So ist bisher wohl kaum ein Bürger Ars durch den ohrenbetäubenden Schrei eines Kaiila-Kriegers aus dem Schlaf gerissen worden.

»Fünf«, sagte ich zu der Staubfuß-Frau. Ich mußte daran denken, daß Grunt vor zwei Tagen bei einem ähnlichen Tauschhandel an anderem Ort fünf solche Rechtecke für einen ähnlichen Spiegel erhalten hatte. Während ich der Frau meinen Vorschlag machte, lächelte ich. Bei solchen Verhandlungen ist es für beide Seiten angebracht, viel zu lächeln. Dies macht den ganzen Handel, wenn er denn vollzogen wird, für beide Seiten sehr viel angenehmer. Es werden nicht nur Spannungen gemindert, sondern auch mögli-

che Verletzungen der Eitelkeit von vornherein vermieden. Man tut sich leichter, mit einem Lächeln ein wenig weniger zu bekommen, als man möchte, oder ein wenig mehr zu geben, als man beabsichtigt hatte. So wirken Konzessionen auf beiden Seiten weniger als Niederlagen, sondern eher als ein Gefallen, den man einem Freund tut. Langfristig gesehen, steigert dies die Zahl der für beide Seiten zufriedenstellenden Geschäfte, und der Partner, der bei einem Handel Zufriedenheit gefunden hat, wird sich eher auf einen neuen Tausch einlassen – und kann daher als regelmäßiger Kunde gelten. Es ist besser, an einem einzelnen weniger zu verdienen und ihn als Dauerkunden zu gewinnen, als einen höheren Profit zu machen und ihn nie wiederzusehen. So dachte wenigstens Grunt, der bei den Staubfüßen beliebt war, und soweit ich das beurteilen kann, spricht viel für diese Handlungsweise.

Wieder betrachtete ich die weiße Sklavin der Staubfüße. Gewaschen und gekämmt mochte sie nicht unattraktiv sein. Ich konnte mir schon vorstellen, warum die Krieger solche Geschöpfe um sich haben wollten und warum die Frauen gereizt und verächtlich reagierten. Wie konnten sie mit einer Sklavin konkurrieren? Wie konnten sie ihr gleichkommen, ohne selbst auch Sklavinnen zu werden?

»Zwei«, bot die Staubfuß-Frau.

»Fünf«, gab ich zurück. Ich war natürlich nicht wegen des Tauschhandels ins Ödland gekommen. Am liebsten hätte ich der Frau den Spiegel geschenkt. Andererseits hatte mir Grunt klargemacht, daß man die roten Wilden nicht beleidigen oder unrealistisch behandeln durfte, besonders mit Rücksicht auf andere Kaufleute, die uns folgen mochten. Wenn ich Waren verschenkte oder zu billig abgab, kam darin zum Ausdruck, daß ich billige oder minderwertige Dinge mitführte, ein Schluß, der sicher nicht zu unserem Vorteil war. Und waren die Tauschgüter in Ordnung, mochten die Krieger annehmen, sie hätten bisher zuviel dafür bezahlt, und fest erwarten, daß später kommende Händler

ähnliche Preise forderten, was sie natürlich nicht tun würden oder sich leisten konnten.

Einer der Staubfuß-Krieger untersuchte gründlich das Beil, das Grunt ihm gereicht hatte. Grunt entschuldigte sich und stand auf. Beim Tauschhandel war es ratsam, rote Wilde nicht zu bedrängen.

Grunt kehrte zu seinen Vorräten zurück und holte einige in Wachspapier gewickelte Gegenstände. »Canhanpisasa«, sagte er. »Canhanpitasaka. Canhanpitiktica.« Mit diesen Worten begann er kleine Brocken Süßigkeiten an die umstehenden Krieger und Frauen zu verteilen. Die Frau, mit der ich gerade verhandelte, bekam ebenfalls eine Handvoll Melasseflocken. Sie schmatzte mit den Lippen und wechselte mit Grunt einige Worte, bei denen es sich um Höflichkeitsfloskeln handeln mochte.

Sie deutete auf Grunt. »Wopeton«, sagte sie. »Akihoka. Zontaheca.«

Ich schaute Grunt an. Ich wußte, daß er bei den roten Wilden unter anderem »Wopeton« genannt wurde, was »Händler« oder »Kaufmann« bedeutet.

»Sie sagt, ich sei ein geschickter, ehrlicher Bursche«, übersetzte er.

»Hopa! Wihopawin!« sagte er dann zu ihr.

Lachend beugte sich die rundliche Frau vor. »Hopa«, das wußte ich, bedeutete »hübsch« oder »attraktiv«.

»Wawihaka! Wayaiha!« rief sie lachend.

»Ich sagte ihr, sie sei eine hübsche Frau«, dolmetschte Grunt, »und jetzt neckt sie mich. Sie sagt, ich sei ein Schelm, ein Mann, der andere zum Lachen bringt.«

»Zwei«, sagte die Staubfuß-Frau zu mir.

»Fünf«, gab ich zurück.

Die Süßigkeiten in der Hand, sah Grunt sich um. Er erblickte einen rothäutigen Jugendlichen etwas außerhalb des Kreises der Krieger und bedeutete ihm näherzukommen. Der Junge trug Hemd, eine Hose und darüber einen Lendenschurz. Grunt bot ihm einen Brocken Süßigkeit an. Der

junge Mann lehnte kopfschüttelnd ab. Sein Blick galt dem rothaarigen Mädchen.

»Ah«, sagte Grunt und wandte sich an die Sklavin. »Zieh dich aus!« Augenblicklich gehorchte sie. »Du kannst dich geschmeichelt fühlen«, sagte Grunt zu ihr. »Unser junger Besucher findet dich interessanter als Zuckerwerk. Sei ihm zu Gefallen!«

Zögernd wandte sich das Mädchen dem jungen Mann zu.

»Vier«, sagte ich zu der Staubfuß-Frau. Vermutlich hätte ich meinen Anfangspreis höher ansetzen müssen. Wie die Dinge lagen, würde ich für meinen kleinen Spiegel weniger erhalten, als Grunt gestern für ein ähnliches Tauschstück erlöst hatte.

»Winyela«, sagte die Staubfuß-Frau angewidert und spuckte ins Gras.

Grunt war zur Kette zurückgekehrt, an der die meisten seiner Mädchen kauerten, und löste Ginger, Ulla und Lenna, die beiden Schwedinnen. Mit Ausnahme der Rothaarigen hatten alle Mädchen inzwischen einen Namen erhalten, und zwar ihren früheren Erdennamen, der ihnen jetzt aber als Sklavename verliehen worden war. Die beiden Amerikanerinnen hießen Lois und Inez, die Französin Corinne, die beiden Engländerinnen werden Priscilla und Margaret gerufen. Daß die rothaarige Amerikanerin noch keinen Namen erhalten hatte, lag nicht daran, daß Grunt oder ich Millicent als Sklavennamen nicht gut fanden, eher im Gegenteil. Vielmehr wollte Grunt sie noch nicht benennen.

Zwischen den Mädchen stehend, führte er Ulla und Lenna vor. Ginger folgte einige Schritte dahinter. Außer diesen drei Mädchen waren im Moment noch die Rothaarige und eine weitere Sklavin von der Kette frei – die Engländerin Margaret, die von Grunt unter eine Kailiauk-Haut gelegt worden war.

Vor den sitzenden Männern ließ Grunt die beiden Mädchen niederknien. Ginger übersetzte die Kommandos, mit denen er sie dazu brachte, vor den roten Wilden zu posieren.

Dann setzte sich Grunt und begann mit den Wilden zu sprechen. Einer deutete auf Ulla und sagte etwas, ein anderer interessierte sich sichtlich für Lenna.

Ich lächelte vor mich hin. Grunt wußte, wie er seine Waren anpreisen mußte.

Der rothäutige Jüngling beschäftigte sich inzwischen intensiv mit der Rothaarigen. Mürrisch schaute die Staubfuß-Frau über die Schulter. »Winyela!« sagte sie verächtlich.

»Vier«, forderte ich und lenkte ihre Aufmerksamkeit wieder auf unser Geschäft.

»Zwei«, beharrte sie und beäugte den Spiegel.

»Vier!« sagte ich.

»Drei!« rief sie plötzlich und ließ ihre gesunden, kräftigen Zähne blitzen.

»Drei«, stimmte ich zu. Ich spürte, daß sie den Spiegel unbedingt haben wollte.

Ich gab ihr den Spiegel, und sie reichte mir die drei glasperlenbesetzten Rechtecke. Dann erhob sie sich erfreut und empfahl sich. Ich faltete die Decke mit meinen Waren und den eingetauschten Schmuckstücken zusammen. Ich hatte nicht gerade hart verhandelt. Gestern hatte Grunt für einen ähnlichen Spiegel fünf solche Artikel bekommen. Vermutlich hätte ich meinen Anfangspreis höher ansetzen müssen.

Nach rechts schauend, sah ich, daß zwei rote Krieger Ulla und Lenna perlenbesetzte Halsbänder umlegten. Kailiauk-roben lagen im Gras. Vor einigen Ahn hatte Grunt zwei Stangen zu einem Lastenschlepper für seine Pack-Kaiila verarbeitet. Eine solche Schlepplast vermindert natürlich die Geschwindigkeit des Tiers, ermöglicht aber eine schwere Last. Bei den roten Wilden ist diese Transportmethode weit verbreitet, besonders wenn es um die Umsetzung ganzer Lager geht. Wenn Grunt endlich bereit war, nach Kailiauk zurückzukehren, würde sein Lastenschlepper schwer beladen sein.

Zwischen den roten Kriegern und der Mädchenkette er-

streckte sich die Kailiaukrobe, unter der Margaret lag. Ein raffinierter Trick meines Begleiters. Die Staubfüße hatten sicher längst bemerkt, was sich da unter der Robe befand. Wollte Grunt sie etwa verstecken?

Ulla und Lenna wurden mit Lederschnüren an den Sattelknäufen zweier Kaila festgemacht. Einer der roten Krieger begab sich dann zu dem Kailiauk-Fell, unter dem Margaret lag. Grunt folgte ihm; er schien unwillig zu sein, das Fell anzuheben.

Ich näherte mich den beiden.

»Hou«, sagte ich zu dem Staubfuß-Krieger.

»Hou«, antwortete er.

»Ieska!« rief einer der Staubfüße aus der Gruppe der Krieger. Auch unter diesem Namen war Grunt im Ödland bekannt. Wörtlich übersetzt deutet er auf einen Mann hin, der gut zu sprechen vermag. Im weiteren Sinne wird damit ein Dolmetscher bezeichnet.

Grunt entschuldigte sich und folgte dem Ruf des Kriegers; es handelte sich um den Mann, der sich das Beil angeschaut hatte. Nun hielt er drei Finger in die Höhe und deutete auf das dunkelhaarige Mädchen, das neben der Kaila kniete.

Auf ein Kommando ihres Herren eilte sie herbei und kniete vor Grunt nieder. Er untersuchte sie gründlich und erklärte sich schließlich einverstanden, sie für drei Beile zu übernehmen.

»Ieska! Wopeton!« rief der Mann am Kailiauk-Fell.

Als Grunt zu ihm zurückgekehrt war, forderte der Staubfuß einen Blick unter das Fell. Grunt, der genau wußte, was er tat, schien abzulehnen und forderte den Mann sogar auf, sich die anderen Mädchen an der Kette anzusehen. Dieser Aufforderung kam der Krieger allerdings nur halbherzig nach; nur bei der Rothaarigen verweilte er einen Augenblick länger. Grunt aber sagte etwas zu ihm, woraufhin er sich wieder dem Fell zuwandte; die Frage, was darunter lag, schien ihn nicht mehr loszulassen. Anscheinend wollte

Grunt die rothaarige Sklavin nicht für den Verkauf freigeben. Es sah so aus, als hätte er andere Pläne mit ihr. In meiner Gegenwart hatte er vermutet, er könnte fünf gelbe Kailiaukfelle für sie erhalten. Nein, sie war nicht nur als Lasttier ins Ödland gebracht worden. Er hatte etwas anderes mit ihr vor.

Nun näherten sich auch einige andere Staubfuß-Krieger dem Kailiauk-Fell, unter dem Margaret lag. Der erste rote Wilde wurde langsam ungeduldig. Er war kein Dummkopf. Wenn Grunt ein Mädchen wirklich verstecken wollte, hätte er sie vermutlich irgendwo abseits in einer Senke untergebracht. So mußte er annehmen, daß das Kailiauk-Fell einen möglichen Käufer einstimmen sollte. Sein Interesse war jedenfalls spürbar geweckt. Hoffentlich wußte Grunt, was er tat. Er sagte leise einige Worte zu dem Krieger, der daraufhin zu lachen begann. Ich verstand erst nach einigen Augenblicken, was sich ereignete. Der Staubfuß sollte, wenn er sich für das Mädchen interessierte, ein blindes Gebot abgeben auf die Sklavin, die da unter dem Fell lag. Es war ein Scherz und auch eine Art Spiel. Der Staubfuß-Krieger und seine Stammesgenossen waren entzückt. Er versuchte, um das Fell herumzugehen und darunterzuschauen, doch Grunt spielte den ernsthaft Besorgten, sprang hinter ihm her und zupfte das Fell immer wieder zurecht. Im allgemeinen lieben die roten Wilden Scherze und Spielchen. Ihre Streiche erscheinen manchmal exzentrisch oder grob, doch haben sie großen Spaß daran, wie auch an Spielen und Wettbewerben aller Art. So sind das Schätzen von Mengen, das Würfelspiel und anderes sehr beliebt, ebenso wie Wetten im Zusammenhang mit der Schußweite von Pfeilen und dem Auftauchen und Verhalten von Tieren, insbesondere Vögeln. Selbstverständlich ist auch, daß Kaiila-Rennen sehr beliebt sind. Zuweilen nehmen ganze Dörfer an solchen Veranstaltungen teil.

Was hier vorging, läßt sich nur verstehen, wenn man sich klarmacht, daß die Staubfüße Grunt kannten und respek-

tierten ... und mochten. Ein solches Spiel hätten sie mit einem Fremden niemals gespielt. Theoretisch könnte natürlich ein hohes Gebot auf das unter dem Fell liegende Mädchen gemacht werden, das sich dann als tharlarionhäßlich erweisen konnte. Die Staubfüße wußten aber, daß Grunt, praktisch gesehen, ihnen so etwas niemals antun würde. Wahrscheinlich würde er ein nicht nur hübsches, sondern sogar sehr hübsches Mädchen unter das Fell legen. Da Blindangebote meistens niedriger ausfallen, handelte es sich also praktisch um ein Geschenk an den Stamm. Mit dramatischen Gesten weigerte sich der Staubfuß für die Verborgene mehr als zwei Felle zu bieten. Er bedeutete Grunt, daß er das Angebot nun ablehnen oder annehmen müsse. Natürlich erklärte sich Grunt mit dem Preis einverstanden und riß feierlich das Fell zur Seite. Margaret, jäh den Blicken der Umstehenden dargeboten, stieß einen Angstschrei aus. Blinzelnd rollte sie sich zusammen und machte sich so klein wie möglich. Sie bot einen hinreißenden Anblick. Die Begleiter des Staubfuß-Indianers stießen Freudenrufe aus und schlugen ihm beglückwünschend auf Schultern und Rücken. Der Staubfuß-Krieger, der mehr als zufrieden war, wollte Grunt dazu bewegen, für das Mädchen noch mindestens ein zusätzliches Fell anzunehmen, aber großmütig weigerte sich der Weiße. Abgemacht war abgemacht, und schließlich war er Kaufmann, nicht wahr? Margaret wurde hochgezerrt, und der Staubfuß band ihr seinen Lederkragen um.

»Sie sind sehr zufrieden«, sagte ich zu Grunt.

»Das glaube ich auch«, erwiderte er.

Wir sahen zu, wie die roten Krieger aufstiegen. Ulla und Lenna standen abmarschbereit neben den Kaiila ihrer neuen Herren, die sich in die Sättel schwangen und losritten. Auch Margaret wurde auf diese Weise mitgezerrt; sie warf einen verzweifelten Blick zurück. Alle drei würden es lernen, ihr neues Sklavendasein auszufüllen.

Wir blickten der Gruppe nach.

»Gute Geschäfte«, sagte ich.

»Da hast du recht«, stimmte mir Grunt zu. »Ich glaube, wir sind alle recht zufrieden.« Er wandte sich um und deutete auf das dunkelhaarige Mädchen, das wir für die drei Beile erworben hatten. »Bring sie zum Fluß und laß sie baden«, sagte er.

»Ja«, antwortete ich. »Und was machst du?«

»Wir werden hier unser Lager aufschlagen.«

»Hier?«

»Es gibt in der Nähe Wasser. Und Holz.«

»Du willst hier am Tauschplatz bleiben?« fragte ich verwirrt. Es war der letzte Tauschplatz auf dem Gebiet der Staubfüße. Mit weiteren Angehörigen dieses Stammes war hier nicht zu rechnen, wenigstens nicht in der nächsten Zeit. Ich selbst hatte großes Interesse, nach Osten zu ziehen.

»Wenigstens für heute«, erwiderte er.

»Wir könnten bis zum Dunkelwerden noch fünf Pasangs schaffen.«

»Wir lagern hier.«

»Schön.«

Er näherte sich dem Mädchen, das im Gras kniete. »Womnaka, Amomona«, sagte er. »Womnaka, Wincincala.«

»Ho. Itancanka. Ho, Wicayuhe«, antwortete sie.

»Sie spricht den Dialekt der Staubfüße und beherrscht dann sicher auch Kaiila. Es handelt sich um zwei eng verwandte Sprachen, oder besser: um Dialekte derselben Sprache. Die Fliehersprache hat ebenfalls eine gewisse Ähnlichkeit, allerdings eine entferntere.«

»Sie hat schon vorhin auf deine Kommandos reagiert«, sagte ich. »Sie muß also auch Goreanisch können.«

»Sprichst du Goreanisch?« fragte er. »Vielleicht kannte sie in dieser Sprache nur bestimmte Kommandos.«

»Ja, Herr«, antwortete sie.

»Ich kümmerge mich um das Lager«, sagte Grunt und sah sich um. »Sorg dafür, daß sie im Bach badet.«

»In Ordnung.«

»Laß dir Zeit«, mahnte er mich. »Es hat keine Eile.« Grunt sah sich um. Langsam ließ er den Blick über die Weite des Graslandes wandern.

Ich blickte auf das Mädchen nieder, das vor mir kniete, und deutete in Richtung Bach.

»Ja, Herr«, sagte sie.

»Ginger!« rief ich.

Kurze Zeit später kam die Sklavin zum Bach geeilt.

»Bring uns Kamm und Bürste!« befahl ich.

»Ja, Herr«, sagte sie und war gleich darauf mit den gewünschten Gegenständen zur Stelle.

»Gib ihr den Kamm!« sagte ich und nahm ihr die Bürste ab, die ich neben mir ablegte. Ginger watete in den Strom hinaus und reichte dem neuen Mädchen den Kamm.

»Sie ist ziemlich hübsch«, sagte Ginger zu mir; vom Ufer aus sahen wir zu, wie das neue Mädchen sich mit dem Kamm aus Kailiaukhorn durch das Haar fuhr.

»Finde ich auch«, antwortete ich. Sie war schlank und hatte eine hübsche Figur.

»Sie könnte vier Felle bringen«, sagte Ginger.

»Möglich«, sagte ich und schickte Ginger fort. Das andere Mädchen ließ ich nicht aus den Augen.

Sie war wunderschön, und ihre Schönheit war tausendmal aufregender als die einer freien Frau, denn sie war Sklavin.

»Der Herr sieht mich offen an«, sagte sie scheu.

»Du bist Sklavin«, erwiderte ich.

»Ja, Herr«, antwortete sie, drehte den Kopf zur Seite und bewegte langsam den Kamm. »Darf ich daraus schließen, daß der Herr mich nicht ganz abstoßend findet?«

»Darfst du«, sagte ich.

»Ob ich wohl wirklich vier Felle wert bin?«

»Das ließe sich leicht feststellen. Du siehst in der Tat schon anders aus als vorhin bei deinem Kauf.«

»Es ist schwierig, frisch und hübsch zu bleiben«, sagte sie,

»wenn man neben einer Kaiila durch Büsche und Gräser laufen muß.«

Ich nickte. »Wie wurdest du von den Staubfüßen genannt?«

»Wasnapohdi«, antwortete sie.

»Und was bedeutet das?«

»Pickel.«

»Du hast doch aber gar keine Pickel.«

»Ich wurde als Waniyanpi geboren, in einer der Waniyanpi-Siedlungen der Kailiauk«, sagte sie. »Meine Eltern, die sich vorher nicht kannten, wurden von den roten Herren, obwohl sie Gleiche waren, am Tag der Waniyanpi-Fortpflanzung gezwungen, den häßlichen Akt zu vollziehen.«

»Ich verstehe kaum, was du mir da erzählst«, sagte ich. »Was sind Waniyanpi? Und die Kailiauk?«

»Viele Stämme lassen es zu, daß in ihren Gebieten kleine ackerbautreibende Gruppen existieren«, sagte sie. »Die Angehörigen dieser Gemeinschaften sind an den Boden gebunden und stehen als Ganzes im Besitz des Stammes, auf dessen Territorium sie leben dürfen. Sie bauen für ihre Herren allerlei Nahrungsmittel an, zum Beispiel Wagmeza und Wagmu, Mais oder Getreide, und andere Pflanzen wie Kürbisse und Melonen. Im Notfall müssen sie auch als Arbeitskräfte zur Verfügung stehen – und als persönliche Sklaven, wenn den Herren der Sinn danach steht. Wird ein solches Gemeindemitglied aus der Enklave genommen, hört er oder sie auf, Waniyanpi zu sein, und verwandelt sich in einen ganz gewöhnlichen Sklaven, der einem bestimmten Herrn gehört. Normalerweise werden dazu Töchter genommen, denn die roten Herren finden sie als Sklaven sehr begehrenswert, doch manchmal hat man es auch auf junge Männer abgesehen. Das Wort ›Waniyanpi‹ bedeutet wörtlich ›zahmes Vieh‹ und bezieht sich auf die kollektiv im Eigentum stehenden Sklaven dieser winzigen landwirtschaftlichen Enklaven. Die Kailiauk sind ein Stamm, der mit den

Kaiila verbündet ist. Die Stämme sprechen eng verwandte Dialekte.«

»Kommen deine Eltern aus derselben Gemeinschaft?«

»Nein«, antwortete sie. »Am Tag der Fortpflanzung werden die Männer in eine andere Gemeinschaft geführt.«

»Du hast von einem häßlichen Akt gesprochen«, bemerkte ich. Diese Worte gefielen mir nicht. Sie erinnerten an eine ferne und kranke Welt, eine Welt voller Kopfschütteln, verlegenem Schweigen und schmutzigen Witzen. Da sind doch die goreanischen Sklavenkragen weitaus ehrlicher.

»Die Gleichen«, erklärte sie, »sind grundsätzlich gegen sexuelle Beziehungen zwischen Menschen, und besonders zwischen Menschen unterschiedlichen Geschlechts, da das herabwürdigend und gefährlich sei.«

»Wieso gefährlich?«

»Nicht gesundheitsgefährlich«, antwortete sie, »sondern gefährlich für die Lehre.«

»Welche Lehre?«

»Die Lehre, daß Männer und Frauen gleich sind. Das ist der Kern des Glaubens der Waniyanpi.«

»Glauben sie das wirklich?«

»Sie tun so«, erwiderte sie. »Ob sie wirklich davon überzeugt sind, weiß ich nicht.«

»Sie glauben, daß Männer und Frauen gleich sind«, sagte ich staunend.

»Außer daß Frauen irgendwie überlegen sein sollen.«

»Dann scheint mir dieser Glaube nicht nur offensichtlich falsch, sondern nicht einmal in sich schlüssig zu sein.«

»Vor der Lehre muß man die eigene Vernunft aufgeben«, sagte sie. »Die Lehre zu prüfen, ist ein Verbrechen. Sie in Frage stellen, gilt als Blasphemie.«

»Sie bildet aber die Grundlage der Gesellschaft der Waniyanpi?« fragte ich.

»Ja. Ohne sie würde diese Gesellschaft zusammenbrechen.«

»Na und?«

»Die Waniyanpi nehmen die Auflösung ihrer Gesellschaft nicht so leicht wie du«, antwortete sie lächelnd. »Du wirst außerdem begreifen, wie nützlich solche Ansichten sind. Darin liegt eine ausgezeichnete Philosophie für Sklaven.«

»Dessen bin ich gar nicht so sicher«, sagte ich.

»Wenigstens gibt die Lehre Männern einen Vorwand, keine Männer zu sein.«

»Das scheint mir richtig zu sein.«

»Die Lehre hilft ihnen, Waniyanpi zu bleiben«, fuhr sie fort. »So sind sie weniger in Gefahr, die Aufmerksamkeit oder den Zorn ihrer roten Herren zu erregen.«

»Die roten Herren amüsieren sich immer sehr über die Waniyanpi-Enklaven«, sagte das Mädchen.

Ich mußte an die ›Erinnerung‹ denken, die von den roten Wilden manchmal beschworen wurde. »Die Lehren der Waniyanpi gingen ursprünglich gewiß von den roten Herren aus und wurden den Waniyanpi aufgezwungen, nicht wahr?«

»Das weiß ich nicht genau. Vielleicht haben die Waniyanpi sie erfunden, um vor sich selbst eine Entschuldigung für ihre Feigheit, Schwäche und Ohnmacht zu haben.«

»Möglich«, räumte ich ein.

»Wenn man nicht stark ist, neigt man dazu, aus der Schwäche eine Tugend zu machen.«

»Das ist wohl richtig«, sagte ich. Vielleicht lag hier wirklich keine Unterdrückung durch die roten Wilden vor, vielleicht hatten die Waniyanpi sich selbst und ihre Kinder betrogen. Mit der Zeit pflegten sich solche Lehren, so absurd sie auch sein mochten, in die Selbstverständlichkeit zu entwickeln, erhielten Bestätigung durch die Tradition – welche der beliebteste Denkersatz der Menschen war und ist.

»Du selbst scheinst von dem Wahn der Waniyanpi kaum angesteckt zu sein«, sagte ich.

»Nein«, antwortete sie. »Ich hatte rote Herren. Von ihnen

habe ich neue Wahrheiten erfahren. Außerdem wurde ich in jungem Alter aus der Gemeinschaft herausgenommen.«

»Wie alt warst du?«

»Acht Jahre«, antwortete sie. »Mich nahm ein Kaiila-Krieger als hübsche kleine weiße Sklavin für seinen zehnjährigen Sohn mit. Ich lernte früh, mit Männern umzugehen.«

»Was geschah dann?« fragte ich.

»Es gibt nicht mehr viel zu erzählen«, antwortete sie. »Sieben Jahre lang war ich die Sklavin meines jungen Herrn. Er behandelte mich freundlich und beschützte mich vor anderen Kindern. Obwohl ich seine Sklavin war, habe ich ihm wohl gefallen. Erst mit fünfzehn entdeckte er die Frau in mir.« Sie schwieg. »Ich bin mit dem Kämmen fertig.«

»Komm her und knie nieder!« befahl ich. Ihr wasserglänzender Körper eilte zu mir ans Ufer. Ich nahm die Bürste zur Hand, kniete mich hinter sie und begann ihr das Haar zu bürsten. Es ist nicht ungewöhnlich, daß goreanische Herren ihre Sklaven auf diese Weise pflegen.

»War es der Junge, der dir den Namen Pickel gab?« fragte ich.

»Ja, zu Beginn meiner Pubertät. Aus irgendeinem Grund wurde er nie geändert. ›Wasnapohdi‹ – das schien meinen Herren zu amüsieren.«

»Jedenfalls hast du keine Pickel«, stellte ich fest.

»Vielleicht erbringe ich dir vier Felle«, sagte sie lachend.

»Unmöglich wäre das wohl nicht«, erwiderte ich und zog sie zu mir herum.

»Dies ist Wagmezahu, Kornähre«, stellte Grunt vor. »Er ist ein Flieher.«

»Hou«, sagte Kornähre.

»Hou«, sagte ich.

»Ist die neue Sklavin zufriedenstellend?« wollte Grunt wissen.

»Durchaus«, antwortete ich.

»Gut.«

Mit untergeschlagenen Beinen setzte ich mich ein Stück vom Feuer entfernt nieder. Nun wußte ich, warum Grunt so ausgiebig in die Ferne geschaut hatte, warum er am Tauschpunkt hatte bleiben wollen. Zweifellos hatte er auf diesen Flieher-Krieger gewartet. Zweifellos lag hier auch der Grund, warum er mich ermutigt hatte, mir mit dem neuen Mädchen Zeit zu lassen: Er wollte nicht gestört werden. Obwohl die Flieher eine Sprache sprechen, die mit den Dialekten der Kaiila und Staubfüßen verwandt ist, gab es oft Auseinandersetzungen zwischen den Stämmen. So hatte der Flieher den richtigen Moment abgewartet, sich zu zeigen. Wenn den Staubfüßen bekannt gewesen war, daß er sich in ihrem Territorium herumtrieb, so hatten sie deswegen nichts unternommen, vielleicht aus Rücksicht auf Grunt.

Grunt und der Flieher verständigten sich hauptsächlich durch Zeichensprache, was für beide einfacher war.

Ich beobachtete die beiden aufmerksam. Es war später Abend, als Kornähre wieder aufbrach. Zum Abschied schenkte ihm Grunt einige Zuckerstücke und ein gutes Stahlmesser.

»Du scheinst niedergeschlagen zu sein«, sagte ich zu Grunt. Er war zum Feuer zurückgekehrt und starrte stumm hinein.

»Ich habe nichts«, sagte er.

»Ich sollte anfangen, die Staubfußsprache zu lernen.«

»Ich werde dir unterwegs beim Reiten Lektionen geben.«

»Mit der Staubfußsprache müßte ich mich ein wenig auch mit Kaiila-Kriegern verständigen können.«

»Mühelos«, sagte Grunt, »denn die Sprachen unterscheiden sich höchstens wie Dialekte voneinander. Außerdem könntest du von den Kailiauk verstanden werden und, mit Einschränkungen, auch von den Fliehern.«

»Über die Kailiauk weiß ich wenig«, bekannte ich.

»Westlich der Grenzzone sind sie kaum anzutreffen«,

antwortete er. »Ihr Gebiet liegt südöstlich des Territoriums der Kaiila.«

»Überwiegend hast du gegenüber Kornähre die Zeichensprache benutzt.«

»Ja«, erwiderte er. »Die war leichter für uns.« Er schaute mich an. »Für dich wäre es alles in allem wohl nützlicher, die Zeichen zu lernen, als Bruchstücke der Staubfußsprache.«

»Also bring mir die Zeichen bei!« sagte ich.

»Ganz ohne Staubfuß- oder Kaiila-Worte kommst du nicht aus. Es gibt keinen Ersatz für die Möglichkeit, die Wilden in ihrer Muttersprache anzureden. Die Zeichensprache ist, soweit ich weiß, allen Stämmen des Ödlands gemein.«

»Warum werden sie Staubfüße genannt?«

»Keine Ahnung, aber ich glaube, es hängt damit zusammen, daß sie einer der letzten großen Stämme sind, die die Kaiila zähmte. Zu Fuß laufend, waren sie der Gnade der anderen ausgeliefert. In dieser Zeit mag das Fundament gelegt worden sein für ihre jetzige Rolle als Kaufleute und Diplomaten.«

»Eine interessante Hypothese«, sagte ich.

»Ich kann dir kurzfristig Hunderte von Zeichen beibringen«, sagte Grunt. »Es ist eine ziemlich begrenzte Sprache, doch in den meisten Situationen durchaus angemessen. Sie läßt sich leicht lernen, weil viele Zeichen dem Sinngehalt entsprechen. Du könntest in vier oder fünf Tagen aufnehmen, was du brauchst.«

»Ich möchte also Anfangsgründe der Staubfuß- und Kaiila-Sprache lernen, und die Zeichen.«

»Ich helfe dir gern«, sagte Grunt.

»Grunt?«

»Ja?«

»Nachdem ich ans Feuer gekommen war, ist Kornähre nicht mehr lange geblieben.«

»Er kennt dich nicht.«

Ich nickte. Nicht nur die roten Wilden, sondern die mei-

sten Goreaner verhalten sich Fremden gegenüber sehr zurückhaltend, besonders jenen, die fremde Sprachen sprechen oder aus anderen Gebieten oder Städten stammen. In der goreanischen Sprache gibt es übrigens für die Begriffe ›Fremder‹ und ›Feind‹ nur ein Wort, dessen jeweiliger Sinn sich aus dem Zusammenhang ergeben muß. Die Goreaner wissen, daß es so etwas wie bekannte Feinde und freundliche Fremde durchaus geben kann.

»Soweit ich weiß, hat er keine Geschäfte mit dir gemacht«, bemerkte ich.

»Nein«, antwortete Grunt. »Wir haben uns unterhalten. Er ist ein Freund von mir.«

»Wie sieht das Zeichen für ›roter Wilder‹ aus?« fragte ich.

Mit dem rechten Zeigefinger rieb Grunt vom Handgelenk zu den ersten Knöcheln seines linken Handrückens. »Ein Mann ganz allgemein wird so angezeigt«, sagte er, hob die rechte Hand vor die Brust, den Zeigefinger nach oben gerichtet, und bewegte sie vor sein Gesicht. Dann wiederholte er das Zeichen für den roten Wilden. »Ich weiß nicht genau, welche logische Grundlage dieses Symbol hat«, fuhr er fort. »Du merkst aber, daß bei beiden Zeichen derselbe Finger benutzt wird, der Zeigefinger. Die Herkunft mancher Zeichen liegt im dunkeln. Es werden Ansichten vertreten, daß das Zeichen für den roten Wilden mit dem Verteilen von Kriegsbemalung zu tun habe. Andere meinen, es werde ein Mann symbolisiert, der sehr aufrecht geht, oder ein Mann, der der Erde, der Natur sehr nahe ist. Zweifellos gibt es darüber hinaus andere Erklärungen. Dies ist das Zeichen für Freund.« Er legte die beiden ersten Finger zusammen und schob sie neben seinem Gesicht nach oben. »Wahrscheinlich wird damit die Geschichte zweier Männer angedeutet, die zusammen aufwachsen.«

»Interessant«, sagte ich. »Was heißt das hier?« Ich legte den Mittelfinger der rechten Hand auf den rechten Daumen und streckte Zeigefinger und kleinen Finger. Es ergab sich ungefähr das Bild einer spitzen Schnauze mit Ohren.

»Du hast die Staubfüße dieses Zeichen machen sehen«, antwortete Grunt. »Es zeigt einen wilden Sleen an und wird zugleich für den Sleen-Stamm verwendet. Weißt du, was dies bedeutet?« Er spreizte den Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand und führte sie vor seinem Körper von links nach rechts.

»Nein.«

»Dies ist das Zeichen für einen gezähmten Sleen«, sagte er. »Verstehst du? Das Zeichen ähnelt den beiden Stangen eines Lastenschleppers, der von einem solchen Tier gezogen wird.«

»Ja«, sagte ich.

»Und das hier?« fragte er und führte seinen rechten Zeigefinger vor der Stirn von links nach rechts.

»Ein Weißer?«

»Ja! Gut!«

»Eine Linie wie eine Hutkrempe über der Stirn«, sagte ich.

»Gut. Und das hier?« Er krümmte die Finger beider Hände ein wenig und vollführte abwärts gerichtete Bewegungen von der Höhe seines Kopfs bis zu den Schultern. Es sah etwa so aus, als kämme er Haar.

»Eine Frau?« fragte ich.

»Gut. Gut. Und dies?«

»Eine weiße Frau?«

»Ja.« Er hatte sich mit dem rechten Zeigefinger eine Linie auf die Stirn gezeichnet, von links nach rechts, dann die Hand geöffnet und in kämmender Bewegung nach unten zu seiner Schulter geführt. »Und was liest du daraus?« fragte er. Er setzte die kämmenden Bewegungen mit der Hand fort, senkte dann den Kopf und schaute auf sein linkes Handgelenk, das er sodann fest mit der rechten Hand umfaßte.

»Ich weiß nicht recht«, sagte ich.

»Das zweite Zeichen bedeutet Unterwerfung.«

»Eine Sklavin?«

»Ja«, sagte Grunt, »doch es wird auch im allgemeinen für jede freie Frau verwendet.«

»Aha, die Zeichen für eine weiße Frau und eine Sklavin sind also identisch?«

»Ja«, antwortete er. »Im Ödland gelten alle weißen Frauen als Sklavinnen. Die rothäutigen Sklavinnen werden mit dem Zeichen für Frau angegeben, gefolgt von dem Symbol für die roten Wilden, gefolgt von dem Zeichen der Unterwerfung.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Was ist das?« fragte Grunt. Er hielt sich die linke Hand vor die Brust, die Handfläche nach innen, und setzte dann Zeigefinger und Mittelfinger der Hand rittlings auf die Handkante.

»Ein Reiter?«

»Eine Kaiila«, berichtete er mich und bewegte dann die Hände in unveränderter Stellung in kleinen Kreisen, als sei die Kaiila in Bewegung. »Das steht für reiten.« Dann hielt er sich die linke Faust vor den Mund und hämmerte mit der linken Handkante zwischen der Faust und dem Gesicht nach unten.

»Keine Ahnung«, sagte ich.

»Messer! Verstehst du? Man hält das Fleisch zwischen Hand und Zähnen. Dann schneidet man sich einen Bissen ab.«

»Gut«, sagte ich. »Und was heißt das?« Ich zog mit dem rechten Zeigefinger eine Linie quer über meine Kehle. Ich hatte Kornähre dieses Symbol machen sehen.

Grunts Blick verdüsterte sich. »Das ist das Zeichen für die Kaiila, den Stamm der Halsabschneider.«

»Oh.«

»Auch dieses Zeichen hast du sicher schon gesehen«, sagte Grunt. Er hielt beide Fäuste vor seine Brust, wobei sich die Daumen beinahe berührten, und breitete dann waagerecht die Finger aus.

»Ich weiß nicht.«

»Fühlst du dich nicht an etwas erinnert?« fragte er und wiederholte das Zeichen.

Plötzlich sträubten sich mir die Nackenhaare. »Man könnte sich das Auflösen von Kolonnen vorstellen, das Ausschwärmen, um Kampfpositionen einzunehmen.«

»Genau«, sagte Grunt. »Das Zeichen für Soldaten.« Und er ließ dem Zeichen das Reitsignal folgen.

»Kailareiter«, sagte ich. »Kavallerie.«

»Richtig«, erwiderte Grunt ernst. Beide Fäuste führte er dicht vor seine Brust, die Handrücken nach unten gerichtet, die Zeigefinger gekrümmt, dann machte er eine vorwärts gerichtete kreisförmige Bewegung.

»Räder?« fragte ich. »Wagen.«

»Ja.«

Alle diese Zeichen waren von Kornähre benutzt worden. Grunt wußte, daß ich sie gesehen hatte.

»Ich wollte nicht neugierig erscheinen«, sagte ich.

»Schon gut«, erwiderte Grunt.

»Wir müssen ja nicht weitermachen«, sagte ich.

»Macht nichts.«

Ich hielt die Hände in Bodennähe, die Finger leicht gespreizt und nach oben gekrümmt. Dann ließ ich die Hände in einer kleinen, aufwärts führenden Kurve hochfahren.

»Gras«, sagte Grunt.

Ich nahm die Hand mit der Handfläche nach unten in Schulterhöhe und senkte sie, bis sie nur noch etwa achtzehn Zoll über dem Boden stand.

»Höhe«, sagte Grunt. »Hoch. Hohes Gras. Sommer.«

Vor wenigen Tagen hatten wir die sommerliche Tag- und Nachtgleiche gehabt.

Ich verschränkte die Arme, wobei der rechte Arm über dem linken lag. Anschließend hob ich beide Hände, bis meine Finger zum Himmel zeigten.

»Das Ausbreiten des Lichts«, interpretierte Grunt. »Tag. Licht.«

Ich wiederholte die Geste noch zweimal.

»Drei Tage«, sagte Grunt. »Also vor drei Tagen.«

Ich hob die Hand vor den Körper, die Finger leicht gekrümmt. Dann führte ich die Finger in einer ausholenden Kurve zusammen.

»Viele«, sagte Grunt. »Vieles. Eine große Menge.«

Mit dem rechten Zeigefinger machte ich das Zeichen für rote Wilde.

»Rote Wilde«, sagte Grunt lächelnd. »Flieher, Kaiila, Sleen, Gelbe Messer, Kailiauk.«

Ich hatte dreimal langsam die Hände bewegt, wie auf und nieder schlagende Flügel: Dieses Zeichen stand für den Flieher-Stamm. Der Flieher ist ein großer, gelber, lang-schnäbliger, hungriger Vogel des Ödlandes. Manchmal wird er auch Korn- oder Maisvogel genannt. Anschließend war ich mir mit dem Zeigefinger über die Kehle gefahren. Das war das Zeichen für die Kaiila, den Halsabschneider-Stamm. Der Sleen-Stamm wurde mit dem für das Tier üblichen Symbol dargestellt, und die Gelben Messer hatte ich mit dem Zeichen für Messer angekündigt, gefolgt von dem Signal für die Flieher.

»Du hast ein ausgezeichnetes Gedächtnis«, sagte Grunt. Ich hatte Teile des Gesprächs nachvollzogen, das ich zuvor zwischen ihm und Kornähre beobachtet hatte.

Ich hielt die Hände vor mich, die Handflächen gegeneinander geneigt, die linke Hand ein Stück vor der rechten. Dann führte ich die linke Hand in einer schnellen, bürstenden Bewegung vor der anderen hin und her.

»Schnell«, sagte Grunt. »Eile, Hast.«

Die linke Hand wanderte vor meinem Körper, die Handfläche nach außen, die ersten Finger zu einem V gespreizt. Die rechte Hand hielt ich an meine rechte Schulter, den Zeigefinger nach oben geneigt. Mit schneller Bewegung führte ich dann den Zeigefinger in den Spalt zwischen Zeigefinger und Mittelfinger der linken Hand.

»Töten«, sagte Grunt ernst. »Zuschlagen. Angreifen.«

Ich fügte das Zeichen für »viele« hinzu, dann signalisierte

ich weißen Mann und weiße Frau und Soldaten und Kaila-kämpfer oder Kavallerie.

»Ja«, sagte Grunt.

»Was ist dies für ein Zeichen?« fragte ich weiter, legte die hohle rechte Hand dicht über den Boden, die Finger halb geschlossen. Mit einer kurzen wellenförmigen Bewegung hob ich sie vom Boden hoch.

»Das Zeichen für Feuer«, erklärte Grunt. »Flammen.«

»Es stand vor dem Zeichen für Wagen«, sagte ich.

»Also: Vor drei Tagen, vor ungefähr drei Tagen«, sagte Grunt, »überfiel eine große Gruppe roter Krieger, darunter Kaila, Gelbe Messer, Sleen, Flieher und Kailiauk, einen Wagenzug und eine Söldnerschar, Infanterie und auch Kavallerie. Wagen wurden niedergebrannt. Es gab ein Massaker.«

»Ich glaube, ich kenne die Beteiligten«, sagte ich. »Der erste Zug verließ kurz vor meinem Eintreffen Kailiauk. Es handelte sich um Siedler. Die zweite Horde, das müssen die Söldner Alfreds gewesen sein, eines Hauptmanns aus Port Olni. Er zog kurz vor uns aus Kailiauk los.«

Alfred, der unterwegs keine Tauschgeschäfte machte und nicht von Sklavinnen behindert wurde, hatte anscheinend zu den Siedlern aufgeschlossen, die die Kontaktaufnahme zweifellos begrüßt hatten. Ich fragte mich, was aus den Siedlern und Soldaten geworden war und ob es Überlebende gab. Alfred schien mir Talent zu einem guten Anführer zu haben. Allerdings kannte er sich mit den Kampfgewohnheiten, die im Ödland galten, nicht aus. Vielleicht hatte er seine Gegner unterschätzt – in der Zahl wie auch in ihrer Kampfkraft.

Ich dachte an die eckigen geschlossenen Wagen, die im Zug der Soldaten mitgefahren waren. Darin hatten sich zweifellos die zottigen Ungeheuer Sardak und Kog befunden. Ich hatte insgesamt siebzehn solcher Wagen gezählt. Wenn die Ungeheuer vernichtet worden waren, konnte ich möglicherweise daran denken, das Ödland wieder zu ver-

lassen. Denn in einem solchen Fall war Zarendargar in Sicherheit, zumindest bis eine neue Streitmacht gegen ihn organisiert werden konnte. Vielleicht überwachten die Priesterkönige Städte wie Fort Haskins und Kailiauk durch ihre Agenten.

Ich mußte auch an den rothäutigen Jüngling mit dem unschönen Namen Urt zurückdenken, einen angeblich zu den Staubfüßen gehörigen Sklaven, der die Soldaten begleitet hatte. Was hatten seine Artgenossen wohl mit ihm angestellt? Meine Gedanken galten natürlich auch der hochmütigen, verschleierten Lady Mira aus Venna. Inzwischen trug sie bestimmt keinen verhüllenden Schleier mehr.

Mir fiel natürlich auf, daß bei dem Angriff mehrere Stämme zusammengearbeitet hatten, die sich nicht immer wohlgesonnen waren. Die ›Erinnerung‹, wie sie genannt wird, und der gemeinsame Haß auf den Weißen hatten die blutigen Stammesfehden in den Hintergrund treten lassen.

»Eine schreckliche Sache«, sagte Grunt starr.

Ich nickte. »Glaubst du, es hat Überlebende gegeben?«

»Bei solchen Überfällen lassen unsere Freunde von den Ebenen selten einen Gegner am Leben. Vielleicht haben sie bei Kindern eine Ausnahme gemacht, die dann in Waniyanpi-Lagern großgezogen und entsprechend erzogen werden sollten. Wer weiß?

»Und ein roter Sklave bei den Weißen?«

»Mann oder Frau?«

»Mann.«

»Ich würde seine Chancen nicht sehr hoch einschätzen«, meinte Grunt.

Ich schwieg.

»Nach Osten zu ziehen, dürfte nun zu gefährlich sein«, fuhr er fort. »In den jungen Männern wird der Bluttausch erst langsam abklingen.«

»Wir gehörten doch gar nicht zu den angegriffenen Gruppen!«

»Man kann nur hoffen, daß die Wilden fähig sind, diesen Unterschied zu erkennen.«

»Wir haben keine Gesetze gebrochen.«

»Wir sind Weiße«, gab Grunt zu bedenken.

»Ich muß aber nach Osten«, sagte ich. Es war unbedingt erforderlich, das Schicksal jener Kurii zu ermitteln, die die Söldner begleitet hatten. »Es heißt in der Grenzzone, du seist eine Ausnahme, du wärest von allen am tiefsten in das Ödland eingedrungen und kenntest die Wilden so gut, wie sie ein Weißer nur kennen kann.«

»Mag sein«, sagte Grunt.

»Aus diesem Grund habe ich Kontakt mit dir gesucht«, sagte ich.

Er musterte mich stumm.

»Ich verwahre da etwas bei meinen Tauschwaren, das ich dir zeigen möchte«, sagte ich. »Vermutlich handelt es sich um etwas, das du schon einmal gesehen hast. Vielleicht kennst du aber Ähnliches und weißt etwas über seine Herkunft.«

»Ich schaue es mir gern an«, sagte er.

Kurze Zeit später kehrte ich ans Feuer zurück und breitete im Licht der Flammen die Haut aus, die Samos und ich aus dem zerstörten Tarnghege vor den Toren Port Kars retten konnten.

»Eine Bilderhaut«, sagte Grunt.

»Kannst du sie lesen?« fragte ich.

»Ja.«

»Du liest sie aber nicht«, sagte ich. Mir fiel auf, daß er die Spirale der Erzählung weder mit den Augen noch mit dem Finger nachvollzog.

»Ich habe sie längst gelesen. Woher hast du sie?«

»Aus Port Kar.«

»Interessant.«

»Warum?«

»Das liegt so weit von hier«, sagte er. »Im Delta des Vosk.«

»Diese Haut ist also durch deine Hände gegangen.«

»Letzten Herbst erwarb ich sie von Staubfüßen. Sie hatten sie von Kaiila-Kriegern eingetauscht.«

»Weißt du, von welcher Horde Kaiila?«

»Nein.«

»An wen hast du die Haut verkauft?« fragte ich.

»An Ram Seibar in Kailiauk«, antwortete er.

»Es paßt alles zusammen.«

»Du bist kein Händler. Was willst du wirklich im Ödland?«

Ich deutete auf die Abbildung der beiden Federn zu Anfang der Erzählung. »Der Maler scheint Zwei Federn geheiß zu haben«, sagte ich und gab damit Kogs Interpretation wieder.

Grunt zuckte die Achseln. »Es muß nicht unbedingt so sein«, sagte er. »Die beiden Federn könnten ein Talisman oder ein Glückszeichen sein. Vielleicht kennzeichnen sie einen bestimmten Ort. Vielleicht besagen sie auch nur, daß der Maler der Haut zwei Coups sammeln konnte.«

»Ich verstehe.« Diese Deutung war mir alles andere als willkommen. Plötzlich erschien mir die selbstgestellte Aufgabe unlösbar – und das Ödland undurchdringlicher denn je.

»Zeichensprache ist leichter zu deuten als eine Bilderhaut. Die Bildsprache ist zuweilen vieldeutiger, persönlicher.«

»Handelst du oft mit Bildhäuten?« fragte ich.

»Nein«, antwortete Grunt. »Solche Ware ist sehr ungewöhnlich.«

»Ram Seibar hat einen guten Preis bezahlt?«

»Zwei Gold-Tarn.«

»Dann schien er also großes Interesse an dem Fell zu haben?«

»Ja, denn er muckte wegen des Preises nicht auf.«

Ich nickte. Für solches Geld bekam man ohne weiteres fünf Mädchen.

»Weshalb bist du ins Ödland gekommen?« fragte Grunt.

»Siehst du dieses Ungeheuer?« fragte ich und deutete auf die Schilddarstellung am Ende der Bildspirale auf der Haut. Auf dem Schild sah man einen Kur, dessen linkes Ohr halb abgerissen war.

»Ja?«

»Ich suche dieses Wesen«, sagte ich.

Mein Begleiter musterte mich.

»Nein, ich bin nicht verrückt!«

»Das ist ein Ungeheuer aus einer Medizinvision«, sagte Grunt. »Kein real existierendes Wesen.«

»O doch, es gibt dieses Wesen«, widersprach ich. »Ob es darüber hinaus in einer Medizinvision erschienen ist, weiß ich natürlich nicht.«

»Ich habe so ein Ungeheuer noch nie gesehen«, erklärte Grunt.

»Sie sind im Ödland normalerweise auch nicht anzutreffen.«

»Du glaubst aber, daß dieses Geschöpf sich jetzt hier aufhält?«

»Ich bin dessen sicher«, sagte ich betont. »Darüber hinaus vermute ich die Anwesenheit mehrerer Artgenossen.« Ich wußte nicht, was aus den Kurii geworden war, die Söldnerhauptmann Alfred begleitet hatten. Durchaus möglich, daß sie bei dem Angriff auf die Kolonne und den Wagenzug umgekommen waren.

»Bist du Jäger?« fragte Grunt.

»Auf meine ganz spezielle Weise«, antwortete ich.

»Das Ödland ist groß.«

»Glaubst du, die Bilderhaut stammt von den Kaiila?«

»Ich erwarb sie von Staubfüßen, die sie von Kaiila-Kriegern erhalten hatten. Ob sie von einem Kaiila gezeichnet wurden, weiß ich nicht.«

»Ich muß ins Territorium der Kaiila«, sagte ich.

»Dazu mußt du durch das Land der Flieher, der Sleen und der Gelben Messer«, sagte er mahnend.

»Soweit ich weiß, habe ich keines ihrer Gesetze übertreten.«

»Du bist Weißer. Ganz nach Laune können dich die roten Wilden angreifen, ob du gegen ihre Gesetze verstoßen hast oder nicht.«

»Ich verstehe.«

»Du reitest morgen los?«

»Ja.«

»Du bist dir der Gefahren bewußt?« fragte er.

»Ich nehme es an«, antwortete ich.

»Ich werde dich begleiten.«

»Das ist nicht nötig.«

»Wir haben bereits Sommer«, sagte Grunt. »Ich bin nicht so weit geritten, um jetzt schon umzukehren.«

»Du möchtest also auch in den Osten?«

»Ja.«

»Du hast die Absicht, die Kaiila aufzusuchen?«

»Ja, ich will dort Geschäfte tätigen. Letzten Sommer war ich schon dort.«

»Mußt du einen Kontrakt erfüllen?«

»Ja«, erwiderte er, »einen sehr wichtigen Kontrakt. Ich muß meinen ehrlichen Ruf bei den Völkern schützen, die Tatsache, daß ich mit gerader Zunge spreche, wie sie sagen.«

»Wann wirst du dort erwartet?«

»Im Kantasawi«, sagte er, »in dem Monat, in dem die Pflaumen rot werden.« Es war der übernächste Mond.

»Hast du danach noch Zeit, nach Kailiauk zurückzukehren?« fragte ich. Wenn es knapp wurde, hätte er im Ödland überwintern müssen. Sogar die roten Wilden hatten zuweilen Probleme mit den langen, strengen Wintermonaten, besonders wenn die Jagdbeute schlecht war.

»Zwei Monde werden für die Rückkehr nach Kailiauk ausreichen«, sagte Grunt, »wenn man unterwegs nicht mit Tauschgeschäften Zeit verliert.«

»Wieso ist der Kantasawi so wichtig?«

»Es ist der Mond, in dessen Verlauf die Bento-Herde das Gebiet der Kaiila erreicht. In dieser Zeit versammeln sich

die Kaiila und veranstalten große Jagden und auch Tanz-feste.«

»Über deine Begleitung würde ich mich freuen«, sagte ich. Ich stellte keine weiteren Fragen nach seinem Geschäft mit den Kaiila.

»Dann steht also fest, daß wir morgen früh zusammen aufbrechen«, sagte Grunt.

»Ja«, erwiderte ich. »Unterwegs würde ich mir gern das Totenfeld ansehen, den Schauplatz des Massakers.«

Grunt schaute mich verwirrt an.

»Ich muß dort etwas nachschauen«, erklärte ich.

»Die Stelle ist nicht weit.«

»Das dachte ich mir.«

»Es wird kein schöner Anblick sein.«

Ich nickte. Dennoch mußte ich feststellen, ob unter den Toten Kurii waren, und wie viele zottige Ungeheuer die roten Wilden umgebracht hatten.

Nachdem Grunt gegangen war, blieb ich noch eine Zeitlang am Feuer sitzen.

15

»Hier!« sagte Grunt und deutete aus der Höhe seines Kaiila-sattels auf den Boden. »Siehst du die Wagenspuren?«

»Ja«, antwortete ich. Die Spuren lösten sich aus einem kleinen Bachlauf und waren mehrere Tage alt.

»Es ist nicht mehr weit.«

»Du hast den Rauch gesehen?« fragte ich. Ich meinte das langsame Aufsteigen etlicher Rauchwolken links hinter uns und rechts vor uns. Die Entfernung zwischen den beiden Feuern mochte zehn bis fünfzehn Pasangs betragen.

»Ja«, sagte Grunt. »Aber soweit ich die Zeichen deuten kann, steht keine feindliche Absicht dahinter. Vielmehr werden Informationen weitergegeben. Unser Weg wird beschrieben.«

Solche Signale sind im flachen Ödland gebräuchlich, wenn auch nicht ganz so häufig wie Spiegelsignale. Die Sprache der Spiegel, bei der die Anzahl der Blitzzeichen ausschlaggebend ist, ähnelt den Rauchsignalen. Übrigens stellen diese Rauchsymbole keinen Ersatz für die Sprachen der roten Wilden dar, da es sich nicht im eigentlichen Sinn um Schriftsprachen handelt, die ein feststehendes Alphabet aufweisen. Vielmehr haben die Zeichen, von denen es fünfzig bis sechzig gibt, allgemeine Aussagen, etwa: ›Wir sind Kaiila‹, ›Wer seid ihr?‹ ›Kehrt um!‹ ›Wir haben Coups gezählt‹ und ›Wir kehren ins Lager zurück.‹ Die Zeichen werden produziert, indem man Grünzeug, Zweige oder Gras, auf ein Feuer legt. Der dabei entstehende Rauch wird in seinem Aufstieg durch einen Mantel oder eine Decke gesteuert. Nachts lassen sich solche Signale durch das Entzünden und die Plazierung mehrerer Feuer darstellen oder durch das rhythmische Ver- und Aufdecken einer einzelnen Feuerstelle, wieder mit Mantel und Decke. Es gibt andere Verständigungsmethoden: Man kann Staub in die Luft werfen, Mäntel auf eine bestimmte Weise bewegen oder Kaiila auf eine nach bestimmten Regeln lenken.

»Es gefällt mir gar nicht, so unter Beobachtung zu stehen«, sagte ich.

»In gewisser Weise ist das sogar ermutigend«, widersprach Grunt. »Weißt du, man zeigt dir, daß du beobachtet wirst. Wenn die Wilden feindselig wären oder uns an den Kragen wollten, würden sie sich nicht so freimütig äußern.«

»Da hast du recht«, räumte ich ein.

»Soweit ich die Rauchzeichen verstehe, melden sie, daß eine kleine Gruppe Weißer nach Osten zieht. Der Rauch rechts bestätigt den Empfang der Nachricht.«

»Hoffentlich hast du recht.«

»Das wäre die übliche Deutung«, schränkte Grunt ein. »Natürlich kann es Vereinbarungen geben, wonach solche Zeichen eine andere Bedeutung bekommen.«

»Großartig!« sagte ich bitter.

Grunt zuckte die Achseln. »Diese Leute müssen überleben und miteinander auskommen. Halt!« fügte er plötzlich hinzu und spannte sämtliche Muskeln an.

Der Reiter war überraschend auf einer kleinen Anhöhe vor uns erschienen, etwa zwanzig Meter entfernt. Er zügelte seine Kaiila. Staub wirbelte zwischen den Pfoten und Beinen des Reittiers auf.

»Greift nicht nach den Waffen«, sagte Grunt. »Das ist ein Flieher.«

»Woher weißt du das?«

»Ich sehe es am Haar, das zu einer hohen Frisur zurückgekämmt ist.«

»Wie bei Kornähre«, fügte ich hinzu. Das Haar des Mannes hing weit hinab, wehte sogar noch über dem Rücken der Kaiila. Er ritt ohne Sattel und trug eine lange gefiederte Lanze und einen kleinen runden Schild, einen Kriegsschild, auf dem ich Medizinzeichen ausmachen konnte.

Der Krieger lenkte seine Kaiila den Abhang herab auf uns zu.

»Vorsicht!« mahnte Grunt. »Er hat zwei Männer getötet und weist mehrere Coups aus. Die roten Kreise an den Federn, das sind die toten Gegner, und die roten Zeichen an seinen Beinen und auf der Nase der Kaiila geben die Coups an.«

Der Flieher ließ seine Kaiila dicht vor uns anhalten. Grunt entspannte sich sichtlich und lächelte breit. Er hob die rechte Hand an die Seite des Gesichts, Zeige- und Mittelfinger parallel nach oben gerichtet, die anderen geschlossen.

»Er hat keinen Sattel«, sagte Grunt. »Sein Körper und der seiner Kaiila sind noch immer mit Coupzeichen bemalt. Sicher war er kürzlich bei dem Massaker dabei.«

Noch immer lächelnd umfaßte Grunt die linke Hand mit der rechten und schüttelte sie. Bei einigen Stämmen galt diese Geste als Freundschaftszeichen.

»Kodakiciyapi«, sagte Grunt. »Hou, Koda. Hou, Mitakoda.« Er hatte dem anderen Frieden und Freundschaft ge-

wünscht und ihn als Freund angesprochen, und zwar in der Sprache der Staubfüße. Anschließend wiederholte er diese Botschaft mehr oder weniger wörtlich im Kaiila-Dialekt.

Wortlos starrte der Mann uns an.

Ich wußte nicht recht, ob es klug war, den Mann in der Sprache der Kaiila anzureden, denn die Flieher und die Kaiila sind Erzfeinde. Andererseits deuten die Ähnlichkeiten zwischen den Stammessprachen auf gemeinsame Wurzeln hin.

»Wopeton«, fuhr Grunt fort und deutete auf mich. »Wopeton«, wiederholte er und wies auf sich selbst. Bei den Staubfüßen und bei den Kaiila ist dies die Bezeichnung für Händler oder Kaufmann.

Der Mann verzichtete darauf, seine Lanze in Angriffsstellung zu bringen; er hielt sie lediglich fest unter dem rechten Arm verankert.

»Nicht bewegen!« sagte Grunt.

Der Bursche trieb seine Kaiila an und begann langsam um uns herumzureiten.

»Steht gerade!« mahnte Grunt die Mädchen, die ihre Lasten abgesetzt hatten. »Schaut ihn nicht an!«

Grunt handelte sicher weise, die Mädchen nicht in die Augen des Flieher-Kriegers schauen zu lassen. Ein solcher Blickkontakt kann wie ein elektrischer Schlag sein, von grob, nicht zu ermessender Bedeutung. Wer konnte voraussagen, was der Mann und ein Mädchen in den Augen des anderen ausmachten?

Langsam ritt der Kaiilakrieger an der Reihe der Mädchen entlang. Sein Tier schnaubte, bewegte unruhig den Kopf und wieherte schrill, als der Maulzügel heftig zurückgerissen wurde.

Auf der Nase des Tiers befanden sich Coupzeichen, rote Linien, die zu den Markierungen an den Beinen des Kriegers paßten. Am linken Vorderbein zog sich eine Zickzacklinie entlang, die Blitze darstellte. Auf dem rechten Vorderbein entdeckte ich fünf umgekehrte U-Symbole. Im rechten

Ohr zeichnete sich eine V-förmige Kerbe ab. An der linken Flanke schimmerte ein rot ausgemalter Kreis mit einer daraus abwärts führenden gewellten Linie. An beiden Flanken außerdem eine schwarze waagerechte Linie, darüber ein blaues Halbrund. Die Coupzeichen und die auf dem Kopf stehenden U verzeichneten Leistungen des Mannes. Die Kreise um die Augen und die Blitz-Symbole am linken Vorderbein stellten Kriegsmethoden dar: Das Tier sollte gut sehen und etwas von der jähren, schnellen, kraftvollen Bewegung eines Blitzes entwickeln. Der Kreis mit der Wellenlinie stellte ein Wundersymbol dar, den Ort einer früheren Verletzung. Was das eingekerbte Ohr und die anderen Zeichen besagten, wußte ich nicht.

Langsam nahm der Flieher jedes unserer Mädchen in Augenschein.

»Unser Freund«, sagte Grunt zu mir, »ist ein Mitglied der Reiter des Blauen Himmels, einer Kriegergemeinschaft der Flieher.«

»Und vor solchen Burschen muß man sich in acht nehmen?« fragte ich.

»Ich nehme es an«, sagte Grunt lächelnd.

»Du leitest seine Zugehörigkeit von den Zeichen an der Flanke der Kaiila ab?«

»Ja. Insbesondere von der Linie mit dem blauen Halbkreis darüber.

»Ich verstehe.« In den meisten Stämmen gab es mehrere Kriegergemeinschaften, die großen Einfluß hatten – allerdings auf wechselnder Basis, damit keine bestimmte Gemeinschaft innerhalb eines Stammes zu mächtig wurde. Von den Mitgliedern wurde erwartet, daß sie beim Kampf und auf der Jagd allen anderen ein gutes Beispiel gaben.

»Ich glaube nicht, daß er uns etwas antun will«, sagte Grunt. »Er scheint nur neugierig zu sein.«

Kriegergemeinschaften haben bei den Stämmen vielfältige Funktionen. Sie sind ein wesentliches Element des Stammeslebens. Im Wechsel mit anderen Gemeinschaften

wahren sie die Ordnung in Lagern und auf Trecks. Sie werden auch als Wächter und Polizeimacht eingesetzt. Und es gehört zu ihren Aufgaben, die Stämme über die Bewegungen der Kailiaukherden zu informieren und Stammesjagden zu organisieren und zu beaufsichtigen. Auch in gesellschaftlicher Hinsicht sind solche Gemeinschaften nützlich. Sie stellen Institutionen dar, durch die Leistungen Anerkennung und Lohn finden, durch die Stammestraditionen aufgefrischt, bewahrt und erneuert werden. Sie heben Medizinbeutel auf, führen Zeremonien durch und lehren Geschichte. Häufig geben sie Feste und führen Tanzveranstaltungen durch. Die Rivalitäten, die zwischen ihnen herrschen, bilden ein Ventil für innerhalb des Stammes auftretende Aggressionen, und der sich daraus ergebende Wettbewerb ermuntert zu Höchstleistungen. Innerhalb der Gemeinschaft profitieren die Angehörigen natürlich vom Geiste ihrer Allianz, von der Kameradschaft und Freundschaft unter den Männern. Natürlich hat jede Gemeinschaft ihre eigenen Medizinen und Geheimnisse.

Sorgfältig beobachtete ich den Flieher. Wie kompliziert war doch der innere Aufbau eines Stammes!

»Das Ohr der Kaiila ist eingekerbt«, sagte ich zu Grunt. »Ist das eine exzentrische Verstümmelung, oder hat es etwas zu besagen?«

»Die Kerbe zeigt an, daß die Kaiila ein kostbares Tier ist«, antwortete Grunt, »das für die Jagd und das Kämpfen trainiert wurde.«

Wohlgefällig musterte der Flieher die Mädchen und kehrte dann in seine alte Position vor uns zurück. Er war nicht so nahe, daß er nicht noch jederzeit seine Lanze in Angriffshaltung bringen konnte.

»Nicht bewegen«, sagte Grunt zu mir und lächelte den Flieher an.

Dieser lächelte plötzlich breit zurück. Er nahm die Lanze in die linke Hand, was mich beruhigte. Dann hielt er die rechte Hand in die Nähe seines Körpers, die Handfläche

nach unten, den Daumen auf seine linke Brustseite deutend. Aus dieser Stellung schwenkte er die Hand nach rechts auswärts, das Zeichen für ›gut‹, das sich offenbar auf die Mädchen bezog.

Grunt hob die rechte Hand, bis sich der Handrücken in der Nähe der rechten Schulter befand. Der Zeigefinger deutete dabei vorwärts, während der Rest der Hand zur Faust geballt war, wobei der Daumen auf dem Mittelfinger ruhte. Dann bewegte er die Hand ein wenig nach rechts und bildete gleichzeitig mit Daumen und Zeigefinger einen Kreis, das Zeichen für ›Ja‹. Anschließend senkte er die Hände mit den Handflächen nach unten und signalisierte damit seinen Dank.

Der Flieher grinste und nahm die Lanze wieder in die andere Hand. Mit einem lauten Kriegsschrei trieb er seine Kaila plötzlich an und galoppierte davon.

»Mit den Fliehern bin ich immer gut zurechtgekommen«, sagte Grunt.

Ich schaute dem davonstürmenden Krieger nach. Er gehörte den Reitern zum Blauen Himmel an. Solch eine Mitgliedschaft fällt keinem Krieger in den Schoß. Ich schwitzte.

»Ich dachte schon, er wollte ein oder mehrere Mädchen haben«, sagte ich.

»Wahrscheinlich hat er mindestens so gute oder bessere Sklavinnen in seinem Lager«, meinte Grunt.

»Möglich«, sagte ich. »Gleichwohl war er beeindruckt.«

»Ich bin stolz auf meine Mädchen«, sagte Grunt. »Und ich bin dir dankbar, daß du mir hilfst, ihnen ihre Sklaverei bewußt zu machen.«

Ich zuckte die Achseln. Ich hatte viel Freude daran gehabt, das eine oder andere Mädchen zu mir auf die Decke zu holen. »Es sind eifrige Schülerinnen«, sagte ich, »die allmählich verstehen, daß sie echte Sklavinnen sind.«

»Gut«, sagte Grunt.

Ich fragte mich, warum sich Grunt nicht selbst in entspre-

chender Weise um seine Mädchen kümmerte. Sicher wußte auch er um ihre Schönheit und Anziehung.

»Nehmt die Lasten auf, meine hübschen Ungeheuer!« rief er. »Glaubt ihr, ich ernähre euch für nichts? Meint ihr, wir können hier den ganzen Tag herumtrödeln? Nein! Wir müssen weiter!«

»Was hat der Flieher hier gesucht?« fragte ich.

»Wahrscheinlich wurde er zurückgelassen, um Überlebende zu töten«, sagte Grunt.

»Wir befinden uns bereits im Territorium der Flieher?«

»Er trug Kriegsbemalung.«

»Aber er hat sich nicht feindselig verhalten.«

»Wir hatten mit der anderen Gruppe nichts zu tun.«

»Dann müßte das Massaker ganz in der Nähe stattgefunden haben.«

»Ich befürchte es«, sagte Grunt.

»Vielleicht sollten wir ein Stück vor der Kette reiten«, schlug ich vor.

»Das ist sicher ein guter Gedanke«, meinte Grunt.

16

»Hier muß es gewesen sein, kein Zweifel«, sagte Grunt.

Von der Anhöhe schauten wir in das vor uns liegende Tal.

»Ich hatte eigentlich eine schlimmere Szene befürchtet«, sagte ich und dachte an die blutigen Spuren des Angriffs auf die Gruppe der Hobarts.

Auf den ersten Blick lagen vor uns umgeworfene und zum Teil verbrannte Wagen. Geschirre waren durchgeschnitten worden. Hier und dort ragte ein toter Zug-Tharlaron aus dem Gras. Die meisten Tiere waren anscheinend losgeschnitten und fortgetrieben worden.

»Vielleicht ist es schlimmer, als du denkst«, sagte Grunt.

»Die Toten können noch überall im Gras liegen.«

»Möglich.«

»Doch scheint es kaum Aasgetier zu geben«, stellte er fest.

Ich blickte mich um. Hinter uns stand das rothaarige Mädchen, das erste an der Kette. Die anderen Sklavinnen und die Hobarts drängten sich um sie.

»Wie es aussieht, hat der Angriff nicht im Morgengrauen stattgefunden«, sagte Grunt, »und sicher auch nicht spät am Nachmittag.«

»Das verrät dir der Umstand, daß die Wagen weit verstreut sind«, sagte ich, »und keine Wagenburg bilden. Sie haben in einer Reihe gestanden, wie zum Abmarsch bereit.«

»Ja«, sagte Grunt.

»Außerdem konnte der Angriff nicht am späten Nachmittag stattfinden, weil dann die Gefahr bestanden hätte, daß sich Überlebende im Schutze der Dunkelheit davonmachen.«

»Genau. Ich vermute, die Wagen wurden gerade zur Abfahrt fertiggemacht.«

»Wenn das stimmt, müßten wir die Überreste von Abendfeuern und Kochstellen finden, mit kreisförmig aufgeschichteten Steinen.«

»Ja.«

Wir lenkten unsere Kaiila den Hang hinab und auf die Wagen zu. Es waren mehrere. Einige standen schräg, andere waren umgeworfen, und wieder andere erwarteten uns stumm und kahl auf ihren Rädern, unbeaufsichtigt, als stünden sie zum Gebrauch bereit, das Gras hoch zwischen den Achsen, die schweren Deichseln schräg herabhängend. Die meisten Wagen wiesen mehr oder weniger starke Brandspuren auf. Bei keinem war die schützende Plane intakt, die entweder abgerissen oder verkohlt war. Die runden Streben für die Planen, die aus Metall bestanden, hatten den Angriff überstanden. Vor dem Himmel bildeten sich makabre, skelettartige Umrisse, glichen sie doch freigelegten Brustkörben. Die Wagenreihe war etwa einen Pasang lang. Im Näherkommen sahen wir hier und dort verstreute Gegenstände, zuweilen auch auf den Ladeflächen. Truhen wa-

ren umgestoßen und aufgebrochen worden. Ich sah eine Puppe liegen, daneben einen Männerstiefel. Aus aufgerissenen Säcken hatte sich Mehl ins Gras ergossen.

»Hier sind die Reste der Abendfeuer«, sagte ich und führte meine Kaiila an einigen Steinringen vorbei.

»Ja«, bestätigte Grunt. Diese Feuerstellen hatten sich vermutlich im Kreis der Wagenburg befunden. Nun schien klar zu sein, daß der Angriff am Morgen begonnen hatte, wahrscheinlich während des Anschirrens der Zug-Tharlarien. Die Anzahl der durchschnittenen Zügel deutete darauf hin. Hier und dort sah ich Pfeile im Gras stecken. Die relative Starrheit dieser Objekte, die sich schräg erhoben, stand im Gegensatz zur fließenden, vom Wind getriebenen Bewegung der Grashalme.

Schauernd sprang meine Kaiila plötzlich nach rechts. Ich hielt mich im Sattel und zog heftig die Zügel an. Dann schaute ich ins Gras.

»Was ist?«

»Ein Toter«, sagte ich. »Der aber nicht auf gewöhnliche Weise gestorben ist.«

Grunt ritt zu mir. »Muß ein Überlebender gewesen sein«, sagte er schließlich. »Der Mann war bekleidet. Er muß zu den Wagen zurückgekehrt sein, wahrscheinlich um Nahrung zu suchen.«

»Ich nehme es an.«

»Und dann muß ein wilder Sleen über ihn hergefallen sein.«

»Der Sleen jagt vorwiegend nachts«, sagte ich, denn ich hatte solche Wunden schon gesehen. Ich nahm nicht an, daß der unglückliche Mann von einem Sleen angefallen worden war.

»Ja, das Gras und der Boden sind frisch aufgewühlt«, bestätigte Grunt. »Das Blut ist noch nicht getrocknet.«

»Spann deine Armbrust!« sagte ich. Ich war ziemlich sicher, daß dieser Angriff vor kaum einer Ahn stattgefunden hatte.

Grunt wickelte die Zügel seiner Kaiila um den Sattelnknauf.

Ich richtete mich auf und schaute in die Runde.

Ich hörte, wie Grunt seinen Bogen mit Hilfe des Steigbügelkabels schußbereit machte.

Erschauernd stieg ich wieder auf den Rücken meiner Kaiila, wo ich mich doch wesentlich sicherer fühlte.

»Der Angreifer muß hier noch irgendwo sein«, sagte ich und blickte auf Grunts Armbrust. Im Zweifel würde er damit nur einmal schießen können.

»Was ist denn das für ein Raubtier?« fragte Grunt. »Ein Ungeheuer von der Sorte, wie du sie suchst?«

»Ich nehme es an. Außerdem ist es wie der andere Bur-sche ein Überlebender. Daß es sich in der Nähe der Wagen aufgehalten hat, deutet darauf hin, daß es verwundet wurde.«

»Dann ist es also äußerst gefährlich.«

»Ja«, bestätigte ich. Schmerz, Hunger und Verzweiflung machten ein solches Geschöpf auf keinen Fall weniger gefährlich.

Einige Fuß links von der Kaiila lag eine beschädigte Zuckertonne. Eine etwa vier Zoll breite Zuckerspur erstreckte sich drei oder vier Meter weit durch das Gras. Wahrscheinlich hatte jemand diese Last unter dem Arm geschleppt. Der Zucker war nun das Ziel vieler tausend Ameisen aus Hunderten von Ameisenhaufen in der Umgebung. Um den Zucker mochten in der nächsten Zeit zahlreiche unbemerkte kleine Kriege entbrennen.

Grunt und ich ließen unsere Kaiila weitergehen. Hinter uns hörte ich das rothaarige Mädchen würgen; sie war zu dicht an dem Toten vorbeigekommen.

»Dort vorn!« rief Grunt.

»Ich seh's«, bestätigte ich.

»Wollen sie sich denn gar nicht verteidigen?« fragte er.

»Schnell!« brüllte ich und trieb meine Kaiila an.

Wir galoppierten los. Inzwischen befanden wir uns etwa

eine halbe Pasang jenseits der zerstörten Wagenreihe und näherten uns anderen Wagen, die ohne erkennbare Ordnung in der Gegend herumstanden. Es handelte sich um die Fahrzeuge, nach denen ich vorhin vergeblich gesucht hatte, die kleineren eckigen Wagen, die im Zug der Söldner gefahren waren. Sie schienen ebenfalls zerstört zu sein. Zwei lagen auf der Seite, andere waren ausgebrannt oder schwer beschädigt. Sämtlichen Wagen fehlten die Tharlariongespanne. Aus der Distanz von den anderen Fahrzeugen und der Verteilung im Gras schloß ich, daß sie die Formation verlassen hatten und davongerast waren. Die Kutscher hatten nicht mehr die Zeit oder die Geistesgegenwart gehabt, einen Wehrkreis zu bilden.

In der Nähe von drei Wagen dieser Art hatten wir eine kleine Gruppe von Gestalten entdeckt, fünfzehn bis zwanzig Männer. Einer stand ein Stück vor den anderen, und es war dieser Mann, der am gefährdetsten war, denn vor ihm stand drohend eine riesige braune Gestalt, die sich anscheinend ganz in der Nähe aus dem Gras erhoben hatte. Ich wußte nicht, ob die Männer das Wesen aufgescheucht hatten oder ob es sich heimlich im Schutz des Grases angeschlichen hatte. Jedenfalls hielt der Mann eine Schaufel in der Hand, doch er hatte sie nicht abwehrend gehoben. Seine Haltung wirkte nicht mutig, sondern eher phlegmatisch. War es möglich, daß er die Gefahr, in der er schwebte, nicht begriff?

»Schnell!« spornete ich meine Kaiila an.

Grunts Reittier donnerte neben dem meinen dahin. »Der Mann ist verrückt!« rief mein Begleiter.

Das angreifende Ungeheuer schien ebenfalls verwirrt und unsicher zu sein und starrte den Mann untätig an.

Offenbar hatte es noch keinen Menschen erlebt, der so verständnislos reagierte.

Die Männer trugen graue Kleidung, lange, offene Bärhermen, die bis auf die Waden frei herabhingen.

Plötzlich fuhr das Ungeheuer zu uns herum. Gleich dar-

auf verhielt ich meine Kaiila, die auf die Hinterhand stieg, zwischen dem Monstrum und dem Mann.

Das Ungeheuer fauchte und machte einen Schritt rückwärts. Es war weder Kog noch Sardak.

»Zurück!« warnte ich die Männer.

Gehorsam traten sie zurück, einschließlich des vorn stehenden Mannes.

Ich ließ das Ungeheuer nicht mehr aus den Augen. Es schien schwer verwundet zu sein und hatte viel Blut verloren. Wahrscheinlich war es bewußtlos geworden und als tot in Ruhe gelassen worden. Sicher würden sich die roten Wilden an einem solchen Monstrum nicht zu schaffen machen, denn sie kannten diese Wesen nicht. Wahrscheinlich galt es bei ihnen dasselbe wie ein Sleen oder eine Urt.

Fauchend trat das Monstrum einen Schritt vor.

»Es wird gleich angreifen. Ich kann es töten.« Grunt hob die Armbrust.

»Nicht schießen!« sagte ich.

Grunt schoß nicht.

»Schau es dir doch an!« sagte ich.

Das Ungeheuer musterte zuerst Grunt, dann mich. Dann entblößte es eine Doppelreihe spitzer weißer Zähne.

»Es bekundet uns seine Verachtung«, sagte ich.

»Verachtung?« fragte Grunt verständnislos.

»Ja, denn er ist nicht so bewaffnet wie wir.«

»Es ist doch ein Ungeheuer!« sagte Grunt, senkte aber die Waffe.

»Was wir hier vor uns sehen, ist ein Kur«, informierte ich ihn.

Fauchend wich das Ungeheuer zurück. Als es einige Fuß Abstand gewonnen hatte, machte es kehrt, ließ sich auf alle vier Pfoten sinken und huschte durch das Gras. Es blickte sich nicht um.

Ich ritt mit der Kaiila zu der Stelle, wo das Monstrum gestanden hatte. Dort schaute ich mir die Spuren an, ehe ich schließlich zu Grunt und den anderen zurückkehrte.

»Du hättest mich nicht daran hindern sollen, es zu töten«, sagte Grunt.

»Mag sein.«

»Warum sollte ich nicht schießen?«

»Das hat mit gewissen Ehrenregeln zu tun«, sagte ich.

»Wer bist du eigentlich?«

»Einer, dem solche Ehrenvorstellungen vertraut waren und der sie nie ganz vergessen hat.«

Ich zog meine Kaiila herum und näherte mich dem Mann, der von dem Ungeheuer direkt bedroht worden war.

»Ich hatte schon Angst, es könnte zu Gewalttätigkeiten kommen«, sagte er.

»Ich habe das Gras an der Stelle untersucht, an der sich das Untier aufrichtete«, sagte ich. »Es hatte sich unbemerkt angeschlichen. Es machte Jagd auf euch.«

»Ich heiße Kürbis«, sagte der Mann. »Friede, Licht, Ausgeglichenheit, Zufriedenheit und Güte seien mit dir.«

»Es wollte euch reißen«, sagte ich, und die Kaiila bewegte sich unruhig unter mir.

»Güte sei mit dir«, sagte der Mann.

»War dir die Gefahr nicht bewußt? Du hättest getötet werden können!«

»Welch ein Glück, daß du eingegriffen hast!« bemerkte er.

»War es Mut«, fragte ich, »der dich veranlaßte, dich dem Ungeheuer so kühn zu stellen?«

»Was ist schon Leben? Was der Tod?« fragte er. »Beide sind unwichtig.«

Verwirrt musterte ich den Burschen. Mein Blick wanderte schließlich auch zu den anderen, die hinter ihm standen. Sie waren in graue Gewänder gekleidet, vermutlich die einzigen Sachen, die sie besaßen. Die Kleidersäume waren halblang. Als Männer sahen sie in dieser Aufmachung geradezu töricht aus. Sie ließen die Schultern hängen. Die Augen waren glasig und ausdruckslos. Die Füße waren in Lumpen gehüllt. Interessanterweise hielten zwei der Gestalten gefiederte Lanzen in den Händen.

Wieder wandte ich mich dem Mann zu, der so etwas wie ein Anführer der Gruppe zu sein schien.

»Güte sei mit dir«, sagte er lächelnd.

Und ich erkannte, daß sein Verhalten nicht mutig gewesen war. Vielmehr hatte er in seinem Dasein nichts, für das sich zu leben lohnte. Vielleicht wäre ihm die Vernichtung sogar willkommen gewesen! Er hatte keine Anstalten gemacht, sich zu verteidigen.

»Wer seid ihr?« fragte ich.

»Wir sind der fröhliche Dung«, antwortete eine der Gestalten, »der die Erde anreichert und verschönt.«

»Wir sind die funkelnde Reflexion auf dem Wasser, die die Flüsse schön macht«, antwortete ein anderer.

»Wir sind Blumen, die auf dem Felde wachsen.«

»Wir sind nett.«

»Wir sind gut.«

Und wieder richtete ich den Blick auf den vermeintlichen Anführer, der sich Kürbis genannt hatte.

»Du bist der Anführer?« fragte ich.

»Nein, nein!« erwiderte er. »Wir sind alle gleich. Wir sind Gleiche. Wir sind nicht Ungleiche!« Bei diesen Worten zeigte er zum erstenmal ein Gefühl, nämlich Angst. Er wich zurück, drängte sich zwischen die anderen.

»Wir sind alle gleich«, sagte er.

»Woher wißt ihr das?«

»Wir müssen alle völlig gleich sein, es steht in der Lehre.«

»Ist die Lehre denn zutreffend?«

»Ja!«

»Woher willst du das wissen?«

»Sie ist der Test der Wahrheit.«

»Und woher weißt du das?«

»Es steht in der Lehre.«

»Dann ist deine Lehre nichts anderes als ein Kreis, der ohne Abstützung in der Luft schwebt.«

»Die Lehre braucht keine Abstützung«, sagte der Mann.

»Sie ist in sich schlüssig und braucht nichts anderes. Sie ist ein goldener Kreis, sich selbst erhaltend, ewig.«

»Woher weißt du das?«

»Aufgrund der Lehre«, sagte ein Mann.

»Und was ist mit der Vernunft? Habt ihr Verwendung dafür?«

»Vernunft ist sehr kostbar«, antwortete ein Mann.

»Richtig verstanden und angewendet, ist sie voll vereinbar mit der Lehre und existiert in höchster Konsequenz, um der Lehre zu dienen.«

»Und was ist mit der Realität eurer Sinneswahrnehmungen?«

»Die Sinne sind notorisch unzuverlässig«, sagte einer der Graugekleideten.

»Soweit die Sinne die Lehre bestätigen, können ihre Eindrücke herangezogen werden«, meinte ein anderer. »Was versehentlich damit vereinbar erscheint, ist zu mißachten.«

»Welche Argumente oder Beweise würden euch genügen, die Falschheit der Lehre anzuerkennen?« fragte ich.

»Nichts ist erlaubt, was die Lehre im falschen Licht erscheinen läßt«, sagte der Mann, der den Namen Kürbis trug.

»So steht es in der Lehre«, erklärte ein anderer.

»Eine Lehre, die sich nicht widerlegen läßt, ist auch nicht zu bestätigen«, argumentierte ich. »Eine Lehre, die nicht einmal theoretisch in Frage gestellt werden kann, stimmt einfach nicht, sie ist hohl. Wenn die Welt nicht auf sie einwirken darf, kann sie auch keine Auswirkung auf die Welt haben. Dann verkündet sie ein Nichts. Dann ist sie ein Gebrabbel, so nichtssagend und leer, wie es eitel und sinnlos ist.«

»Dies sind tiefgreifende Erörterungen«, sagte der Mann, den ich für den Anführer hielt. »Da sie nicht in der Lehre stehen, brauchen wir uns damit nicht zu befassen.«

»Seid ihr glücklich?« fragte ich. Vielleicht kam ich mit solchen verbalen Formeln weiter, auch wenn sie im Grunde nichtssagend waren.

»O ja«, sagte der erste Bursche hastig. »Wir sind sehr, sehr glücklich!«

»Ja!« fielen einige andere ein.

»Güte sei mit dir!« rief jemand.

»Ihr seht mir aber nicht glücklich aus«, widersprach ich. Selten hatte ich eine bekümmertere, apathischere Gruppe von Lebewesen gesehen.

»Wir sind glücklich!« beharrte eine Stimme.

»Das wahre Glück liegt im Einhalten der Lehre«, verkündete jemand.

Ich zog meinen Dolch und hob ihn drohend, als wollte ich damit auf den ersten Mann einstechen. Er hob den Kopf und entblößte mir den Hals. »Friede und Licht und innere Ruhe und Zufriedenheit und Güte seien mit dir!« sagte er.

»Interessant«, murmelte ich und steckte das Messer wieder fort.

»Der Tod ist ohne Schrecken für alle, die das Leben nie richtig kennengelernt haben«, sagte Grunt.

»Was ist das Leben? Was der Tod?« fragte der Mann. »Beides ist unwichtig.«

»Wenn du nicht weißt, was sie sind«, sagte ich, »solltest du dir über ihre Wichtigkeit vielleicht kein Urteil erlauben.«

Mein Blick wanderte zu den beiden Männern mit den gefiederten Lanzen. »Wo habt ihr die Lanzen gefunden?«

»Im Gras«, antwortete einer. »Jemand verlor sie beim Kampf.«

»Wolltet ihr sie benutzen, um euch gegen das Ungeheuer zu verteidigen?« fragte ich.

»Nein! Natürlich nicht!«

»Ihr hättet es vorgezogen, aufgefressen zu werden?«

»Widerstand ist nicht erlaubt«, sagte der Mann.

»Kämpfen ist gegen die Lehre«, warf der Mann mit der zweiten Lanze ein.

»Wir verabscheuen Gewalt«, fügte ein dritter hinzu.

»Ihr hattet die Lanzen gehoben«, sagte ich. »Weshalb?«

»Wir dachten, du wolltest vielleicht gegen das Ungeheuer

kämpfen«, sagte einer der Männer. »Dann hätten wir dir natürlich eine Lanze überlassen.«

»Und für wen war die zweite Lanze?« erkundigte ich mich.

»Für das Ungeheuer«, sagte der Bursche mit der ersten Lanze.

»Wir hätten es nicht erzürnen wollen«, sagte der Mann mit der zweiten Lanze.

»Ihr hättet es zugelassen, daß andere für euch kämpfen«, fragte ich, »und hättet euch mit dem Ergebnis abgefunden?«

»Ja«, sagte der erste Lanzenträger. »Wir sind nicht alle so edel und mutig wie Kürbis.«

»Was sind das für Leute?« wandte ich mich an Grunt.

»Waniyanpi«, antwortete dieser. »Sie leben nach Wertvorstellungen von Feiglingen und Idioten!«

Die Sklavenkette hatte uns inzwischen eingeholt. Mir fiel auf, daß keiner der Waniyanpi den Blick hob, um sich Grunts unbekleidete Schönheiten richtig anzuschauen.

Dann kehrte mein Blick zu Kürbis zurück, der trotz seiner Äußerung in der Gruppe den ersten Rang zu bekleiden schien.

»Wem gehört ihr?«

»Dem Kaiila-Stamm«, antwortete Kürbis.

»Ihr seid weit von zu Hause fort«, stellte ich fest.

»Ja.«

»Was macht ihr hier?«

»Wir wurden hergebracht, um das Schlachtfeld aufzuräumen«, antwortete er. »Wir müssen die Toten begraben, die Wagen zerschlagen und verbrennen und andere Überreste auf ähnliche Weise beseitigen.«

»Dann muß man euch schon lange vor dem Kampf hergeführt haben«, sagte ich.

»Ja«, sagte Kürbis.

»Habt ihr den Kampf beobachtet?«

»Nein. Wir mußten mit dem Gesicht nach unten liegen, die Augen geschlossen. Ein Junge blieb bei uns.«

»Um euch zu bewachen?«

»Nein, um uns vor Tieren zu schützen«, sagte Kürbis.

»Weiter westlich, zwischen anderen Wagen, liegt noch ein Toter.«

»Wir werden ihn finden«, sagte Kürbis.

»Das Schlachtfeld ist schon weitgehend geräumt«, stellte Grunt fest. »Ihr dürftet nicht die einzige Waniyanpi-Gruppe gewesen sein, die hier am Werk war.«

»Das ist richtig«, sagte Kürbis.

»Sind die anderen noch hier?«

»Das weiß ich nicht.« Ich wußte nicht, was Grunt mit seinen Fragen bezweckte.

»Wie viele Wagen dieser Art gab es?« fragte ich und deutete auf das Fahrzeug im Hintergrund, das zu den gedrunghenen, geschlossenen Wagen der Söldnertruppe gehört hatte.

»Siebzehn«, antwortete Kürbis.

Diese Information beruhigte mich. In der Kolonne waren ursprünglich siebzehn Wagen dieses Typs gewesen, und siebzehn zerstörte Wagen hatte ich gezählt. Die Ungeheuer, die darin gehaust hatten – angesichts des Temperaments und Revierdenkens der Kurii in jedem Wagen sicher nur ein Wesen – waren sicher freigekommen. Die meisten mochten tot sein.

»Wie viele Gräber habt ihr und die anderen Waniyanpi ausgehoben?« wollte ich wissen.

»Über eintausend«, antwortete er.

Ich pfiß durch die Zähne. Es hatte wirklich hohe Verluste gegeben.

»Dabei mußt du dir klarmachen«, warf Grunt ein, »daß die roten Wilden ihre Toten selbst bestatten.«

Ich brachte im ersten Moment kein Wort heraus.

»Es war ein schlimmes Massaker«, fuhr Grunt fort. »Das hatte uns Kornähre schon mitgeteilt.«

»Wie viele von den Gräbern waren für Siedler, für Menschen von den großen Wagen?«

»Etwas mehr als vierhundert«, antwortete Kürbis und schaute sich zustimmungsheischend nach den anderen um.

»Ja«, sagte mehr als eine Stimme.

»Dann scheinen die Siedler bis zum letzten Mann ausgelöscht worden zu sein«, sagte Grunt.

Ich nickte. Der erste Angriff hatte vermutlich dem Siedlerteil des Zuges gegolten, der sich nicht so gut verteidigen konnte wie die Soldaten.

»Dann sind also ungefähr sechshundert Soldaten gefallen«, rechnete Grunt.

»Ja«, bestätigte Kürbis und erhielt wieder Bestätigung von seinen Leidensgenossen.

»Das ist sehr interessant«, sagte ich zu Grunt. »Denn daraus ergibt sich, daß an die vierhundert Soldaten geflohen sein müssen.«

»Daß sie nicht hier auf dem Schlachtfeld gefallen sind, muß nicht heißen, daß sie noch leben«, sagte Grunt. »Vielleicht hat man sie viele Pasang weit über die Prärie verfolgt und niedergemetzelt.«

»Die Wagen scheinen mir gründlich ausgeplündert zu sein«, stellte ich fest. »Dazu mußten sich unsere Freunde Zeit lassen. Außerdem weiß ich nicht, ob sie sich zugetraut haben, eine abwehrbereite Kolonne zu attackieren.«

Grunt zuckte die Achseln. »Ich auch nicht«, sagte er.

»Jetzt zu den Ungeheuern«, wandte ich mich an Kürbis. »Und zwar meine ich die von der zottigen Art, wie dich eben eines angreifen wollte. Wie viele davon habt ihr begraben, wenn überhaupt?«

»Neun«, gab Kürbis zurück. »Aber wir haben sie nicht begraben, da sie keine Menschen sind.«

Frustriert schlug ich mir auf den Oberschenkel.

»Wo sind diese Leichen?« fragte ich. Ich wollte feststellen, ob sich Kog oder Sardak unter den Toten befanden.

»Das wissen wir nicht«, erwiderte Kürbis. »Die Flieher haben Seile angebracht und die Toten fortgeschleppt, auf die Felder.«

»Ich glaube, sie wußten nicht, was sie mit den Wesen anfangen sollten«, sagte einer der Männer.

In mir wuchs der Zorn. Daß ein Kur überlebt hatte, wußte ich, und nun schien festzustehen, daß den Wilden bis zu acht entkommen waren. Aus Medizingründen hatten viele Wilde wohl Bedenken gehabt, sie anzugreifen, da sie solche Wesen nicht kannten. Vielleicht stammten sie ja von der Medizinwelt! Wenn das so war, durften sie auf keinen Fall vernichtet, sondern mußten eher verehrt und geschützt werden. Wenn Sardak noch lebte, das wußte ich, würde er seinen Auftrag unbarmherzig weiterverfolgen.

»Interessieren dich Überlebende?« fragte Kürbis. »Du scheinst dich dafür zu interessieren.«

»Ja.«

»Nicht Soldaten, Ungeheuer und andere Flüchtlinge?«

»Ja.«

»Einige Kinder wurden verschont, junge Kinder«, sagte Kürbis. »Man fesselte sie in vier Gruppen. Die Flieher nahmen eine Gruppe, die aus sechs Kindern bestand. Die anderen drei Gruppen, jeweils fünf Kinder, wurden von den Sleen, den Gelben Messern und den Kailiauk fortgeführt.«

»Und die Kaiila?«

»Die haben keine Kinder genommen.«

»Die Kinder hatten großes Glück«, sagte einer der Männer vor mir.

»Ja«, sagte ein anderer. »Man wird sie ins Waniyanpi-Lager bringen und als Waniyanpi großziehen.«

»Welch ein Segen für sie!« rief eine Stimme.

»Es ist immer wunderbar, wenn die Lehre an die Jungen weitergegeben werden kann.«

»Ja, das ist die sicherste Methode, dafür zu sorgen, daß es immer Waniyanpi geben wird!« rief ein anderer.

Ich fragte mich, ob die Scheußlichkeiten und Verbrechen, die Erwachsene einander antaten, jemals an die Grausamkeiten herankamen, unter denen Kinder litten. Ich konnte es mir nicht vorstellen.

»Es gab andere Überlebende?« fragte ich.

»Einige junge Frauen«, sagte Kürbis. »Aber wir haben sie nicht beachtet. Sie waren nackt. Sie wurden gefesselt. Sie mußten unsere Herren neben ihren Kaiila begleiten.«

»Und wie wird ihr Schicksal aussehen?«

»Darüber wagen wir uns keine Gedanken zu machen«, erwiderte Kürbis errötend und senkte den Blick.

»Man wird sie versklaven, damit sie rückhaltlos ihren Herren dienen.«

Kürbis erschauerte.

»Möchtest du nicht auch so eine Sklavin haben?«

»Nein! Nein!« rief er, ohne den Blick zu heben. »Nein, nein!«

Die Heftigkeit seiner Reaktion fand ich bemerkenswert. Ich ließ den Blick zwischen den Waniyanpi herumwandern. Sie sahen mich nicht an.

»Gab es noch andere Überlebende?«

Dankbar hob Kürbis den Kopf. »Zwei«, erwiderte er. »Aber der eine wird es wohl nicht mehr lange machen.«

»Was meinst du?«

»Ein Junge, ein Staubfuß, möchte ich meinen. Er war Sklave bei den Soldaten. Man hat ihn drüben auf dem Hügel angepflockt. Wir sollen ihn am Leben erhalten, bis wir auf dem Schlachtfeld fertig sind, und ihn dann zurücklassen, damit er stirbt.«

»Das muß der junge Urt sein, der Sklave, der für die Söldner dolmetschen sollte«, sagte ich zu Grunt.

Mein Begleiter zuckte die Achseln. Er wußte nicht Bescheid. Ich hatte auch mehr zu mir selbst gesprochen.

»Und der andere?« fragte ich.

»Eine erwachsene Frau«, erwiderte Kürbis, »die, soweit ich weiß, ebenfalls mit den Soldaten kam.«

»Ausgezeichnet!« rief ich. »Ist sie blond und hübsch gebaut?«

»Sie ist blond«, antwortete Kürbis, »aber was den Rest deiner Fragen angeht, so durften wir nicht darauf achten.«

»Das muß Lady Mira aus Venna sein!« sagte ich zu Grunt.

»Ausgezeichnet, ausgezeichnet!«

»Kennst du sie?« wollte Grunt wissen.

»Wir sind uns einmal auf der Straße begegnet«, sagte ich.

»Heute wird unser Zusammentreffen unter einem anderen Vorzeichen stehen.«

»Was ist los?« fragte Grunt besorgt.

»Nichts«, sagte ich. Ich freute mich – erstens daß die hohe Dame noch lebte. Zweitens fand ich es amüsant, daß die Nützlichkeit der blonden Agentin für die Kurii so jäh geendet hatte. Drittens konnte ich sie sicher auf die eine oder andere Weise überzeugen, mir einen Augenzeugenbericht von der Schlacht zu geben.

»Wo ist sie?« fragte ich Kürbis.

»Dort drüben, hinter dem Wagen«, antwortete er. »Wir haben sie dort untergebracht, damit wir sie nicht dauernd anschauen mußten.«

Stunend betrachtete ich die Waniyanpi und fragte mich, warum sie so verdrehte Ansichten hatten.

»Hebt die Röcke an, bis zur Hüfte, schnell!« befahl ich.

Schamvoll kam man meiner Aufforderung nach.

»Nein«, sagte Grunt. »Kastriert sind sie nicht. Die Veränderung wirkt durch den Verstand, durch die Erziehung, durch die Lehre!«

»Eine tückische Sache«, sagte ich.

»Ja«, bestätigte Grunt.

»Ihr könnt die Röcke wieder herunterlassen«, sagte ich.

Errötend kam man dem Befehl nach.

Ich drängte meine Kaiila auf den Wagen zu, den mir Kürbis gezeigt hatte.

»Du!« schrie sie und mühte sich hoch.

Ich sprang von meiner Kaiila und ging zu ihr. »Knie nieder!« herrschte ich sie an.

Angstvoll blickte sie zu mir auf. In ihren Augen standen Tränen. »Wie siehst du mich an?« fragte sie.

»Du bist wunderschön«, erklärte ich.

»Ich bin eine freie Frau!«

»Das sieht mir aber nicht danach aus«, erwiderte ich. Nackt kniete sie vor mir und trug ein improvisiertes Sklavenjoch, das ihr die Arme streckte.

»Trotzdem bin ich frei«, behauptete sie.

»Woher willst du das wissen?«

»Ich trage kein Brandzeichen«, antwortete sie unsicher.

»Du brauchst kein Brandmal zu tragen, um Sklavin zu sein«, sagte ich. »Das weißt du ganz genau.«

»Rette mich!« sagte sie. »Ich werde dich reichlich entlohnen!«

»Du wirst mir jetzt wahrheitsgemäß den Verlauf des Kampfes beschreiben«, sagte ich.

Ich wandte mich um, denn ich hatte ein Geräusch gehört. Mehrere Waniyanpi waren mir gefolgt.

»Ah, du hast sie gefunden!« sagte Kürbis.

»Ja«, gab ich zurück. Wieder fiel mir auf, daß weder er noch die anderen Waniyanpi die Frau direkt anschauten, obwohl sie einen prachtvollen Anblick bot. »Habt ihr diese Schönheit entkleidet und gefesselt?« fragte ich.

»Nein, nein!« sagte Kürbis hastig. »Das haben die roten Herren getan.«

»Aha«, sagte ich.

»Wir durften sie allerdings hinter dem Wagen anbinden, um sie nicht im Blickfeld zu haben.«

»Das war nett von euren roten Herren«, sagte ich.

»Ja.«

»Nun beschreib mir den Verlauf des Kampfes, wie du ihn mitbekommen hast!« sagte ich zu der blonden Gefangenen.

»Wir waren sorglos«, begann sie. »Wir hielten unsere Truppen für unbesiegbar. Wir rechneten nicht mit Problemen. Nur Verrückte würden uns angreifen, so redeten wir uns ein. Folglich wurden nur wenige Wächter aufgestellt, die ihren Dienst zudem nachlässig versahen.«

»Weiter!« drängte ich.

»Heute vor zehn Tagen fand der Angriff statt, gegen die achte Ahn. Die Wagen waren zur Abfahrt aufgestellt, die Tharlarien standen bereits im Geschirr. Da erschien plötzlich im Südosten eine kleine Horde roter Wilder. Alfred, Hauptmann aus Port Olni, nahm sich zweihundert Reiter und ritt los, um sie zu verscheuchen – für ihn schien es eher ein Jux zu sein, eine Art Spiel. Wir stiegen auf die Wagen, um ihm zuzusehen.«

Natürlich hätte Alfred diesen Ausfall nicht selbst leiten dürfen; allenfalls wäre ein jüngerer Offizier dafür in Frage gekommen.

»Gleich darauf erhoben sich hinter uns Hunderte von Wilden aus dem Gras; sie waren zu Fuß und schrien und fuchtelten mit ihren Waffen. Sie hatten sich heimlich durch das Gras angeschlichen. Die Prärie schien plötzlich von ihnen zu wimmeln. Sie eilten zwischen den Wagen hindurch. Besonders schlimm erging es dabei den größeren Wagen weiter westlich, den Siedlertrecks mit den Familien; sie waren praktisch wehrlos. Mein Wagen stand bei den Soldaten. Im Südosten erschienen aus einigen Senken plötzlich Hunderte von Reitern. Alfred war offensichtlich in eine Falle gelockt worden. Übergangslos sah er sich einer unbesiegbaren Übermacht gegenüber, schwenkte herum und floh, energisch verfolgt, zu den Wagen zurück. Dabei verlor er sicher viele Männer. Als er unser Lager erreichte, brannten die Siedlerwagen bereits. Er wollte ihnen nicht zu Hilfe kommen. Vielmehr rief er seine Männer zusammen und befahl den Rückzug nach Norden. Aus dieser Richtung hatten die Wilden zu Fuß angegriffen.«

»Und die Infanterie?«

»Die kämpfte allein«, antwortete sie.

Ich nickte. Es war nicht schwer, sich Alfreds Überlegungen vorzustellen. Die zu Fuß kämpfenden Wilden würden seine Kavallerie nicht aufhalten können, und die Verfolger aus Süden oder Südosten mochten an den Wagen aufgehalten werden, denn dort würden sie an seine allein kämpfende Infanterie geraten.

»Fahrer sprangen von den Kutschböcken und liefen um ihr Leben«, fuhr das Mädchen fort. »Ich schrie auf. Mein Kutscher war verschwunden. Die Tharlarion, von dem Durcheinander erschreckt, zerrten den Wagen hierhin und dorthin, vorwiegend aber in östliche Richtung, weg von Qualm und Lärm. Ich verlor die Balance und fiel in den Wagen. Ich vermochte die Tharlarion nicht anzuhalten. Die Zügel schleiften außerhalb. Einen Viertel-Pasang weit wurde der Wagen gezogen, zwischen Soldaten und anderen Wagen und Kämpfern hindurch. Ich sah, wie ein Infanterist einen Kavalleristen umbrachte und seine Kaiila an sich brachte. Alfred floh mit seinen Reitern nach Norden, mußte aber entsetzt feststellen, daß sein Plan vorausgeahnt worden war. Aus Norden und Westen schwärmten neue rot-häutige Kaiilakrieger herbei.«

Ich nickte. Gewiß hatten die Wilden seine Reaktion vorausgeahnt. Die Planung, die hier zutage trat, zeugte von Intelligenz und Übersicht. Insbesondere die Positionierung und zeitliche Abfolge der Angriffe bewiesen einen ausgeprägten Sinn für die Möglichkeiten und phasenweisen Entwicklungen einer Schlacht. Während des Kampfes werden taktische Befehle bei roten Kriegern gewöhnlich durch Pfliffe oder die Bewegungen langer gefiederter Kampfstäbe weitergegeben.

»Männer liefen kopflos um meinen Wagen. Ich sah Alfred, wie er sich auf seiner Kaiila hierhin und dorthin wandte. Ich streckte die Hand nach ihm aus, ich machte mich durch einen Schrei bemerkbar. Er schaute mich an, beachtete mich aber nicht. Überall kämpften Infanteristen gegen

Kavalleristen, um in den Besitz der Reittiere zu gelangen. Die Wilden aus dem Süden waren auf die Kampflinien der Infanteristen gestoßen und hatten sie nicht überrennen können.«

Nickend ermutigte ich sie zum Weitersprechen. Eine go-reanische Infanterie, die sich gestaffelt formierte und ihre Lanzen fest in die Erde stemmte, vermochte einen leichten Kavallerieangriff ohne weiteres zurückzuschlagen.

»Wieder rief ich Alfred etwas zu, aber er beachtete mich nicht«, fuhr sie fort.

Die roten Wilden waren sicher überrascht gewesen, die Infanterie nicht überwinden zu können. Aber natürlich kann man solche Stellungen mühelos umgehen.

»Überall waren Männer«, fuhr die Gefangene fort. »Die aus Norden und Westen kommenden Wilden galoppierten zwischen den Wagen hindurch. Einige rasten schrill schreiend wenige Fuß entfernt an mir vorbei. Sie und ihre Tiere waren mit Farben bedeckt, Federn steckten in ihrem Haar und waren in den seidigen Mähnen der Kaiila festgesteckt.«

»Was war mit den Ungeheuern aus deinen Wagen?« fragte ich. »Den zottigen Wesen, die selbst Waffen tragen, die aufrecht gehen können, wenn sie wollen?«

Sie blickte zu mir auf.

»Ich weiß über diese Ungeheuer Bescheid«, sagte ich. »Nun red schon! Wie viele waren es?«

»Siebzehn«, antwortete sie verzagt.

»Was ist aus ihnen geworden?«

»Als der Kampf begann, verließen sie die Fahrzeuge«, sagte sie. »Einige töteten Männer, die ihnen in den Weg gerieten, sogar die eigenen Soldaten, die nicht wußten, womit sie es zu tun hatten. Andere kämpften gegen Wilde. Einige wurden von Wilden getötet. Andere bildeten eine kleine Gruppe und versuchten sich mitten durch das Kampfgetümmel nach Norden durchzuschlagen. Die roten Krieger schienen keine große Lust zu haben, sie anzugreifen.«

»Wie viele konnten entkommen?« wollte ich wissen.

»Keine Ahnung«, erwiderte sie. »Es mögen sieben oder acht gewesen sein.«

Dies paßte zu den Informationen, die ich von Kürbis und den Waniyanpi erhalten hatte, und zu meinen eigenen Mutmaßungen.

»Berichte weiter!« sagte ich zu dem Mädchen.

»Alfred nutzte die vorübergehende Verwirrung der Wilden, nachdem es ihnen nicht gelungen war, die Infanterieformation zu brechen, und ließ seine Männer durch die eigenen Infanteriereihen brechen und erneut nach Südosten reiten. Dieses Vorgehen brachte seine eigenen Bodenkämpfer durcheinander; Soldaten wurden zur Seite geschoben oder niedergetrampelt. Durch die entstehende Öffnung strömten die roten Wilden. Durchaus möglich, daß einige die Kavalleristen verfolgten, die meisten aber blieben wohl zurück, um die Infanterie niederzukämpfen.«

»Sie wollten vermutlich auch verhindern, daß sich die Soldaten neu formierten und womöglich einen Wehrkreis bildeten«, meinte ich.

Die Gefangene zuckte die Achseln. »Möglich«, flüsterte sie. »Jedenfalls hatte ich den Eindruck, nur noch von galoppierenden Kaiila, kreischenden Wilden und Kriegsbemalung und Federn umgeben zu sein.«

»Hat es Überlebende gegeben?«

»Ich glaube nicht.«

»Und Alfred gelang die Flucht?«

»Ich nehme es an.«

»Wie viele Männer hatte er bei sich?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht dreihundert, vierhundert.«

»Was tatest du?«

»Ich legte mich auf dem Wagen flach hin. Nach dem Kampf, am Nachmittag, wurde ich gefunden – und jetzt bin ich hier.«

»Sei unbesorgt«, sagte Kürbis zu der nackten Schönheit, die vor ihm kniete. »Deine Erniedrigung wird bald vorbei sein. Du hast großes Glück, Leibeigene!«

»Leibeigene!« rief sie und bäumte sich in den Fesseln auf.

»Wir werden sie Rübchen nennen«, sagte einer der Waniyanpi.

»Ich bin eine freie Frau!« rief sie. »Ich bin Lady Mira aus der Stadt Venna!«

Ich lächelte vor mich hin. Wie naiv war doch die kniende Sklavin Radieschen!

»Auf Anweisung unserer Herren«, sagte Kürbis, »sollst du ins Gehege gebracht werden, so wie du bist.«

»Gehege?«

»Ja, in Garten Elf, wo wir zu Hause sind«, erklärte Kürbis.

»Du wirst dort glücklich sein«, sagte einer der Waniyanpi.

»Wir sind es alle«, sagte ein anderer.

»Wir werden dich unterwegs nicht ansehen, wenigstens nicht direkt, bis deine Schande bedeckt ist.«

»Schande?« fragte das Mädchen.

»Deine Schönheit«, erklärte Waniyanpi.

»Nicht alle Gleichen von jenen, welche die unwichtige Eigenschaft der Weiblichkeit besitzen, sind so ... so gesund im Aussehen wie du«, bemerkte ein anderer.

»So könntest du ihnen das Gefühl geben, daß sie dir nicht gleich sind – oder du ihnen nicht«, sagte ein Waniyanpi.

»Das würde ihnen nicht gefallen«, meinte ein anderer.

»Es ist schändlich, anderen das Gefühl zu geben, nicht gleich zu sein«, bemerkte jemand.

»Weil natürlich im Grunde jeder gleich ist!« behauptete ein Waniyanpi.

»Natürlich!«

»Außerdem könnte es jene Gleichen beunruhigen, die die unwichtige Eigenschaft der Männlichkeit besitzen. Es könnte ihnen gewisse Gefühle eingeben.«

»Mir nicht!« behauptete ein Waniyanpi.

»Mir auch nicht!« rief ein anderer. »Ich habe solche Gefühle nie!«

»Aber nicht alle von uns«, sagte Kürbis, »sind so stark wie Karotte und Kohl.«

»Ich kann solche Dinge sehen, ohne das geringste Gefühl.«

Die Waniyanpi murmelten bewundernd.

»Und auch nicht so stark wie Bohne«, fügte Kürbis hinzu.
»Einigen von uns aber könnte deine gesunde Erscheinung extreme Beunruhigung verschaffen. Sie wären beschämt, und das würde sie von wirklich wichtigen Dingen ablenken.«

»Zum Beispiel davon, Gleiche zu sein«, sagte jemand.

»Ja«, bemerkte Kürbis.

Das Mädchen erschauerte; vielleicht meinte sie Verückte vor sich zu haben.

»Aber sei unbesorgt«, sagte Kürbis zu dem Mädchen.
»Sobald wir das Gehege erreichen, wirst du anständig gekleidet sein.«

»Wie ihr?« fragte sie und betrachtete die langen grauen, rauhen, weiten Gewänder.

»Diese Gewänder helfen uns dabei, bescheiden zu bleiben und unsere Sehnsüchte zu unterdrücken«, sagte einer der Waniyanpi.

»Sie erinnern uns daran, daß wir alle Gleiche sind«, meinte ein zweiter.

»Daß wir alle in letzter Konsequenz nichts anderes sind als Waniyanpi.«

»Was geschieht mit jenen Menschen in eurem Gehege, die nicht gleich sind?« fragte ich.

»Wir versuchen sie zu bekehren.«

»Wir flehen sie an. Wir versuchen ihnen Vernunft beizubringen.«

»Und was ist, wenn ihr sie nicht von den strahlenden Vorteilen des Gleichseins überzeugen könnt?« fragte ich.

»Dann vertreiben wir sie, damit sie draußen im Ödland sterben«, sagte ein Waniyanpi.

»Das bekümmert uns natürlich sehr, aber es muß sein.«

»Die Ketzerei darf andere nicht anstecken.«

»Das Wohl des Ganzen ist wichtiger als das Wohl des einzelnen.«

»Ihr tötet solche Leute?« fragte ich.

»Nein! Wir dürfen nicht töten.«

»Das ist gegen die Lehre.«

»Aber ihr verbannt sie«, sagte ich, »in der Annahme, daß sie im Ödland umkommen.«

»Also ist es das Ödland, das sie tötet, nicht wir.«

»Wir sind unschuldig!«

»Solche Verbannungen lassen sich mit der Lehre vereinbaren?« fragte ich.

»Natürlich. Wie soll das Gehege solche unerwünschten Elemente sonst loswerden?«

»Das Anderssein greift die Wurzeln des Gleichseins an«, bemerkte ein Waniyanpi. »Gleichsein, das ist die Urvoraussetzung für jede Zivilisation. Das Anderssein bedroht die Gesellschaft und die Zivilisation.«

»Und muß folglich ausgelöscht werden!«

»Es gibt also nur einen Wert, eine Tugend?« fragte ich.

»Ja. Natürlich gefällt es uns nicht, Menschen zum Sterben fortzuschicken. Uns tut das immer sehr leid.«

»Kann ich mir vorstellen«, sagte ich.

Kürbis wandte sich an die anderen. »Wir müssen jetzt an unsere Arbeit zurückkehren«, sagte er. »Es müssen weitere Überreste eingesammelt und verbrannt werden.«

Als die Waniyanpi gegangen waren, wandte ich mich zu dem Mädchen um.

»Die sind völlig verrückt«, sagte sie und wand sich im Joch.

»Mag sein«, sagte ich. »Sicher ist das eine Sache der Definition.«

»Definition?« fragte sie.

»Wenn die Normen geistiger Vernunft soziale Normen sind, dann ist damit die Norm vernünftig.«

»Selbst wenn diese Gesellschaft zur Wirklichkeit keine reale Beziehung hat?«

»Ja.«

»Selbst wenn sie sich alle für Urts oder Echsen oder Wolken halten?«

»Ja, denn in einer solchen Gesellschaft würde derjenige, der sich nicht dafür hält, als verrückt gelten.«

»Und wäre auch verrückt?«

»Nach dieser Definition.«

»Eine unmögliche Definition«, sagte sie. »Ich halte sie für völlig verrückt!«

»Zumindest befinden sie sich in einem Irrtum«, sagte ich, »und sind in mancher Hinsicht anders als wir.«

Sie erschauerte.

»Die schädlichsten Religionen«, sagte ich, »sind im Grunde gar keine Religionen; man bezeichnet sie besser als Pseudoreligionen. Der Pseudoglaube ist nicht durch Beweise oder Vernunft angreifbar, nicht einmal theoretisch. Daß er dermaßen vor Widerlegung geschützt ist, liegt an seiner kognitiven Leere. Man kann ihn nicht widerlegen, weil er eben gar nichts aussagt; man kann nicht einmal theoretisch etwas dagegen vorbringen. Ein solcher Glaube ist nicht stark, sondern leer. In letzter Konsequenz ist er nicht mehr als eine Wortfolge, eine verbale Formel. Oft fürchten die Menschen, diesen Dingen näher auf den Zahn zu fühlen. Sie stecken diese Worte weg und kümmern sich um andere Dinge. Ihr Fundament, so fürchten sie, ist Stroh, ihre Stützbalken, so fürchten sie, sind dünne Gräser. Die Wahrheit wird gepriesen und angelegentlich gemieden. Tritt hier die menschliche Schlauheit nicht auf das Bemerkenswerteste zutage? Wer kann schon sagen, wie das Schwert der Wahrheit fallen wird? Einige, so hat es den Anschein, würden eher für ihre Überzeugungen sterben, als sie zu analysieren. Es muß wohl sehr angsteinflößend sein, dem eigenen Glauben auf den Grund zu gehen. Nur wenige Menschen tun es. Manchmal wird man des blutigen Streits überdrüssig. Kämpfe um leere Formeln werden, da nichts dagegen vorgebracht werden kann, oft durch Wunden und Eisen entschieden. Einige Menschen sind eben bereit, für ihren Glauben zu sterben. Und noch größer ist anscheinend die Zahl derjenigen, die bereit sind dafür zu töten.«

»Es ist nicht unbekannt, daß Menschentum falsche Schätze kämpfen«, sagte die Gefangene.

»Richtig.«

»Aber in letzter Konsequenz glaube ich nicht, daß die Kämpfer sich nur um die leeren Formeln drehen. Diese sind nur die Standarten und Flaggen, die in die Schlacht getragen werden und das Fußvolk anheizen und der Elite nützen.«

»Vielleicht hast du recht«, sagte ich nachdenklich. Der Mensch und seine Motive, das ist ein komplexes Feld. Die Antwort aber, mochte sie falsch oder richtig sein, erinnerte mich daran, daß dieses Mädchen eine Agentin der Kurii war. Diese Wesen sahen die Dinge vorwiegend in Begriffen wie Frauen, Gold oder Macht. Ich grinste sie an. Diese Agentin war nun wirklich ausgeschaltet. Sie nahm an dem Spiel, das ringsum im Gange war, nicht mehr teil; sie war nun nichts anderes als ein Beutestück.

»Schau mich nicht so an!« sagte sie.

»Ich bin kein Waniyanpi«, sagte ich, »Frau!«

»Befreie mich, ich werde dir viel zahlen.«

»Nein.«

»Du könntest mich diesen Dummköpfen mühelos wegnehmen.«

»Ich nehme es an.«

»Dann nimm mich mit!«

»Ich werde dich lassen, wo du bist«, sagte ich, »meine hübsche Söldnerin!«

»Söldnerin?« fragte sie. »Ich bin keine Söldnerin! Ich bin Lady Mira aus Venna, Angehörige der Kaufmannskaste!«

Ich lächelte nur.

Sie kauerte sich zusammen. »Was weißt du von mir?« fragte sie. »Was tust du im Ödland? Wer bist du?«

»Ein Reisender«, sagte ich.

»Du wirst mich hier zurücklassen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Aber ich möchte nicht mit diesen Leuten gehen!«

»Ich würde dir raten, das Spiel mitzumachen und so zu

tun, als nähmest du ihre Lehre an. So wird es leichter für dich.«

»Aber ich will nicht heucheln müssen! Wenigstens werde ich im Lager der Waniyanpi frei sein.«

»Die Waniyanpi sind ausnahmslos Sklaven«, erklärte ich, »Sklaven der roten Wilden.«

»Leben die Wilden in den Gehegen?«

»Normalerweise nicht. Sie lassen die Waniyanpi weitgehend in Ruhe.«

»Dann sind sie ja praktisch Sklaven ohne Herren.«

»Mag sein.«

»Und ich wäre eine Sklavin ohne Herr.«

»Praktisch gesehen ja«, sagte ich. Die Waniyanpi stehen übrigens nicht im Besitz von Individuen, sondern ganzer Stämme. Das kollektive Sklavendasein mag die eigene Situation etwas verschleiern, doch in letzter Konsequenz ändert sich nichts.

»Das ist doch die beste Art der Sklaverei«, sagte sie. »Ohne Herrn!«

»Ach, wirklich?« Einsam und unerfüllt ist die Sklavin, die keinen Herrn bei sich weiß. »Warum bist du nicht mit den anderen weiblichen Gefangenen von den Wilden versklavt und mitgenommen worden?«

»Sie haben mich verschont.«

»Ach, wirklich?«

»Ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Du wurdest bei den Soldaten gefunden«, erklärte ich, wandte mich ab und erstieg meine Kaiila.

»Ja?«

»Die anderen Mädchen wurden einfach zu Sklavinnen gemacht«, sagte ich. »Sie haben jetzt die Ehre, ihren Herren angemessen zu dienen.«

»Und ich?«

»Du, der du bei den Soldaten gefunden wurdest und somit eine wichtige Persönlichkeit sein mußt, wurdest zur Strafe separiert.«

»Strafe?«

»Ja«, sagte ich und führte mir vor Augen, wie sehr die roten Krieger die Soldaten und ihre Begleiter hassen mußten und wie verschlagen und subtil sie gehandelt hatten.

»Aber man wird mich respektieren und mir meine Würde lassen!« sagte sie, die da vor mir im Gras kniete. »Ich soll bei den Waniyanpi leben!«

»Das ist ja gerade deine Strafe«, sagte ich. Dann zog ich die Kaiila herum und ritt fort.

18

»Das ist der Junge, von dem die Waniyanpi gesprochen haben«, sagte Grunt. Ich schloß mich meiner Gruppe auf einer kleinen Anhöhe an, am Ostrand des Schlachtfeldes gelegen. Der Jüngling war etwa zwanzig Jahre alt, und man hatte ihn nackt im Gras angepflockt. Um seine Lanze, die neben ihm mit dem Schaft nach unten in der Erde steckte, war ein Stück Tuch gewickelt.

»Ist dies der Bursche, von dem du sprachst?« fragte Grunt.

»Ja«, antwortete ich und sah mir den jungen Mann an. »Er war bei der Kolonne.«

»Er ist ein Staubfuß«, meinte Grunt.

»Das glaube ich nicht«, sagte ich. »Sprichst du Goreanisch?«

Der junge Mann öffnete die Augen und schloß sie wieder.

»Ich habe in den Dialekten der Staubfüße, der Kaiila und Flieher zu ihm gesprochen«, sagte Grunt. »Er reagiert nicht.«

»Warum?«

»Wir sind Weiße.«

»Sein Zustand ist nicht gut«, sagte ich.

»Ich glaube nicht, daß er es noch lange macht«, sagte Grunt. »Die Waniyanpi haben ihm wenig Wasser und Nahrung gegeben; wahrscheinlich hat man ihnen das befohlen.«

Ich nickte. Sie sollten ihn am Leben halten, bis sie das

Schlachtfeld verließen, dann sollte er zurückgelassen werden, um zu sterben. Von der Anhöhe schaute ich in die Senke zwischen den niedrigen grasbestandenen Hügeln. Dort unten waren die Waniyanpi am Werk und sammelten Unrat ein und stapelten ihn auf. Dahinter machte ich einige Wagenwracks aus.

»Daß du dich nicht einmischst!« sagte Grunt warnend.

Ich ging zu meiner Kaiila und holte einen Wasserbehälter aus Verrleder. Er war halb gefüllt.

»Er ist den Waniyanpi anvertraut«, sagte Grunt.

Ich beugte mich neben dem Jungen nieder und legte ihm sanft eine Hand in den Nacken. Er öffnete die Augen und sah mich an. Er brauchte wohl einige Zeit, bis er deutlich sehen konnte.

»Er ist den Waniyanpi anvertraut«, wiederholte Grunt.

»Die sich aber nicht gut um ihn zu kümmern scheinen«, sagte ich.

»Misch dich nicht ein!« warnte Grunt.

»Ich sehe Anzeichen von Austrocknung«, sagte ich. Solche Dinge kannte ich aus der Tahari. Aus eigener Anschauung wußte ich, wie unangenehm solche Mangelercheinungen sein konnten.

»Nicht!« sagte Grunt.

Den Jungen halb im Arm haltend, hob ich die Wasserschale. Der Junge nahm einen Schluck in den Mund, und ich zog die Öffnung zurück. Er sah mich an. Dann wandte er plötzlich voller Haß den Kopf zur Seite und spuckte das Wasser ins Gras. Und er legte mit geschlossenen Augen den Kopf zurück.

»Er ist stolz«, sagte ich. »Stolz wie ein Krieger.«

»Du hättest seine Qualen nur verlängert«, sagte Grunt.

»Was hat diese Lanze zu bedeuten?« fragte ich.

»Es ist eine Kriegerlanze«, erwiderte Grunt. »Und siehst du nicht selbst, was das für ein Tuch ist?«

Ich schaute mir das Gewebe genauer an. »Ein Frauenkleid«, sagte ich.

»Ja.«

Ich kehrte zur Pack-Kaiila zurück und hängte die Wasserschale an ihren Platz.

»Wir müssen reiten«, sagte Grunt nervös. »Es sind Waniyanpi aus verschiedenen Stämmen in der Gegend gewesen.«

Ich mußte daran denken, daß wir diese Information vorher von den Waniyanpi erhalten hatten. Auch da hatte Grunt schon ziemlich nervös reagiert.

»Was machst du?« fragte Grunt.

»Wir können ihn nicht so liegen lassen«, sagte ich. Mit gezogenem Messer hockte ich mich neben dem Jüngling nieder.

»Töte ihn nicht!« sagte Grunt. »Das überlaß der Prärie, dem Hunger, dem Durst, den herumstreifenden Sleen.«

Aber da lag mein Messer schon an den Lederfesseln, die den linken Fuß des Jungen festhielten.

»Du kennst das Ödland noch gar nicht«, sagte Grunt. »Laß ihn in Ruhe. Misch dich nicht ein!«

»Ich bin kein Waniyanpi«, sagte ich.

»Siehst du die Lanze und das Kleid?«

»Was bedeuten sie?«

»Er hat seine Kameraden beim Kampf nicht unterstützt«, antwortete Grunt. »Er hat sich ihnen auf dem Kriegspfad nicht angeschlossen.«

»Ah«, sagte ich. Wer sich weigert, selbst zu kämpfen, überläßt es anderen, für ihn zu streiten. Er überläßt anderen die Risiken, die zuweilen lebensbedrohend sind und die er eigentlich mit ihnen teilen mußte. Warum sind andere weniger kostbar als er? Ein solches Verhalten wird dementsprechend hart geahndet.

»Aber die Lanze ist nicht gebrochen«, sagte ich.

»Nein«, gab Grunt zurück.

»Aus welchem Stamm kommt die Lanze?«

»Von den Kaiila; das ergibt sich aus der Umwicklung und aus den roten Längsstreifen am Ende des Schafts.«

»Aha«, sagte ich.

Mein Messer durchschnitt nun die Fesseln an der linken Hand. Anschließend begab ich mich auf die andere Seite.

»Halt!« rief Grunt.

»Nein.«

Ich hörte, wie hinter mir eine Armbrust gespannt und ein Bolzen auf die Führung gelegt wurde.

»Würdest du wirklich auf mich schießen?« fragte ich Grunt, ohne mich umzusehen.

»Zwing mich nicht dazu!«

»Wir können ihn nicht so liegen lassen«, sagte ich.

»Ich möchte nicht schießen.«

»Keine Sorge«, sagte ich, »du wirst nicht schießen!«

Ich hörte, wie der Pfeil von der Führung genommen und das Kabel entspannt wurde.

»Dein Freund muß dich wirklich sehr mögen«, sagte der rothäutige Jüngling plötzlich auf goreanisch. »Er hat dich nicht getötet.«

»Du sprichst Goreanisch!« rief ich lächelnd.

»Du kannst dich glücklich schätzen, einen solchen Freund zu haben«, sagte er.

»Ja.«

»Weißt du, was du da tust?« fragte der Jüngling.

»Wahrscheinlich nicht.«

»Ich bin nicht mit auf den Kriegspfad gegangen.«

»Warum nicht?«

»Ich hatte keine Händel mit den Fliehern.«

»Das ist eine Sache zwischen dir und deinem Volk«, sagte ich.

»Befrei mich nicht!« bat er.

Mein Messer hielt inne. »Warum nicht?«

»Weil ich hier nicht angepflockt wurde, um befreit zu werden.«

Ich antwortete nicht, setzte aber die Befreiungsarbeit fort.

»Ich bin Sklave«, sagte er. »Jetzt bin ich dein Sklave.«

»Nein«, widersprach ich. »Du bist frei.«

»Frei?« fragte er matt.

»Ja.«

Er ließ sich herumrollen. Offenbar konnte er sich kaum bewegen.

Ich stand auf und steckte das Messer fort.

»Du hast es getan«, sagte Grunt bedrückt.

»Du wußtest genau, daß wir ihn nicht so liegen lassen konnten«, sagte ich.

»Ich?«

»Ja – warum wärest du sonst auf diesen Hügel geritten?«

»Hältst du mich für schwach?« fragte er.

»Nein. Ich halte dich für stark.«

»Wir sind Dummköpfe«, sagte er.

»Warum?« fragte ich.

»Schau doch!«

Aus drei Richtungen näherten sich berittene Krieger, jeweils fünfzehn bis zwanzig. Ihre Kriegsbemalung schimmerte grell.

»Sleen, Gelbe Messer und Kaiila«, sagte Grunt.

»Du bist doch ein Kaiila, nicht wahr?« fragte ich den Jungen.

»Ja«, antwortete er. Ich hatte mit dieser Antwort gerechnet. Ich hatte mir nicht vorstellen können, daß die Staubfuß-Krieger, von denen er in der Grenzzone verkauft worden war, einen der ihren in die Sklaverei geben würden. Die Lanze neben ihm hatte auf seine wahre Herkunft hingewiesen.

»So etwas habe ich befürchtet«, sagte Grunt. »Es waren mehrere Waniyanpi-Gruppen in der Nähe. Das sagte man uns. Natürlich konnten dann auch die Aufseher nicht fern sein. Wir sahen Rauch aufsteigen. Im Südosten ist nun auch Rauch zu sehen.«

»Ja«, sagte ich nach einem Blick in die angegebene Richtung.

»Das ist ein Lagerfeuer«, sagte Grunt. »Dort wird die Abendmahlzeit zubereitet.«

Ich nickte. Zum erstenmal begriff ich, warum Grunt so nervös gewesen war. »Wir haben doch kein Gesetz übertreten«, sagte ich.

»Die roten Krieger sind an Zahl und Waffen überlegen«, sagte Grunt. »Ich glaube, mehr Gesetz brauchen sie gar nicht.«

»Außerdem hast du mich befreit«, sagte der Junge, der im Gras saß und sich Hand- und Fußgelenke rieb.

»Es gibt doch sicher kein Gesetz, das verbietet, dich zu befreien«, sagte ich.

»Natürlich nicht«, antwortete er. »Trotzdem würde ich nicht damit rechnen, daß die Krieger sonderlich erfreut darüber sind.«

»Das kann ich verstehen.« Aufmerksam beobachtete ich die näherkommenden Reitergruppen. Ich zählte einundfünfzig berittene Krieger.

»Die vordersten sind Sleen«, meldete Grunt. »Die Gruppe im Süden, das sind Gelbe Messer. Aus dem Osten kommen Kaiila.«

Der Junge versuchte aufzustehen, war dazu aber noch nicht kräftig genug. Schließlich mühte er sich hoch, und ich stützte ihn. Für einen Jüngling schien er ungewöhnlich stark zu sein.

»Du bist ein Kaiila«, sagte Grunt zu ihm.

»Ja.«

»Dann kannst du dich sicher bei deinem Stamm für uns verwenden.«

»Aber es waren die Kaiila, die mich angepflockt haben«, antwortete er.

»Oh!« sagte Grunt.

Ich lächelte vor mich hin. So etwas hatte ich halb erwartet.

»Vielleicht geben sie sich ja mit Geschenken zufrieden«, sagte Grunt.

Ich beobachtete die langsame Annäherung der Reiter. Sie ließen uns Zeit. In ihrer Gelassenheit schien eine besondere Drohung zu liegen.

»Es werden wohl großzügige Geschenke sein müssen«, fuhr Grunt fort.

»Meine Leute werden die gefährlichsten sein«, sagte der Jüngling voller Stolz.

Aber davon war ich gar nicht überzeugt.

»Wie heißt du?« fragte Grunt.

»Eure Leute nannten mich ›Urt‹«, antwortete er. »Bei den Staubfüßen hieß ich ›Nitoske‹.«

»Frauenkleid«, übersetzte Grunt. »Schnell, Bursche, wie heißt du bei den Kaiila? Wir können dich unmöglich ›Frauenkleid‹ nennen!«

»Cuwignaka«, sagte der Jüngling.

Angewidert spuckte Grunt ins Gras.

»Was ist los?« fragte ich.

»Es bedeutet dasselbe, nur in der Kaiilasprache«, sagte Grunt. »In beiden Dialekten ist es außerdem die Bezeichnung für das Kleid einer weißen Frau.«

»Wunderbar!« sagte ich. »Wie sollen wir dich nun nennen?«

»Cuwignaka«, antwortete er. »Frauenkleid.«

»Na schön«, sagte ich resigniert.

»Das ist nun mal mein Name.«

»Schön«, sagte ich.

Und schon hatten die Wilden uns umringt. Angstvoll wimmernd kauerten sich die Mädchen an ihrer Kette zusammen. Ein Lanzenschaft berührte mich an der Schulter. Ich hielt mich aufrecht, so gut es ging. Ich wußte, die Krieger lauerten auf das geringste Anzeichen von Zorn oder Widerstand.

»Lächelt!« sagte Grunt. »Lächelt!«

Ich konnte nicht lächeln, aber wenigstens leistete ich keinen Widerstand.

Evelyn schrie bekümmert auf, als die Leine an ihr festgemacht wurde. Stolpernd drängte man sie neben Ginger und Max und Kyle Hobart.

»Hi!« rief der Sleen-Krieger, ein wichtiger Mann in der Abordnung dieses Stammes, und spornte seine Kaila an. Schnaubend und wiehernd setzte sich das Tier in Bewegung und folgte den übrigen Sleen-Kriegern, die bereits abrückten; der Anführer voraus, gefolgt von dem Bannerträger mit dem krückenähnlichen gefiederten Stab, mit dem beim Kampf Anweisungen gegeben werden.

Mit geballten Fäusten blickte Grunt der Horde nach.

In seiner Nähe standen Corinne, Lois, Inez und Priscilla, die von einem Krieger der Gelben Messer aneinandergefesselt wurden.

Ich beobachtete das Abrücken der Kriegergruppe der Sleen. Sie waren mit ihrem Anteil der Beute sehr zufrieden. Die Sklavenkette mit den Halsbändern lag achtlos hingeworfen im Gras.

»Hopa«, sagte einer der Kaiilakrieger vom Rücken seines Tiers, ein großer, breitschultriger Bursche mit langen Zöpfen, die mit roten Bändern zusammengebunden waren. Sein Blick galt dem rothaarigen Mädchen. Mit seiner langen Lanze berührte er sie am linken Arm. Erschrocken schaute sie zu ihm auf, vermochte seinem Blick aber nicht standzuhalten und senkte schnell den Kopf. »Wihopawin«, bemerkte der Krieger.

Dicht neben dem Mädchen hockte ein Krieger der Gelben Messer. Als er seine Hand nach der Rothaarigen ausstreckte, spürte er plötzlich die bläuliche Steinspitze der Lanze am Hals. Zornig stand er auf, die Waffe zur Seite drückend, die Hand auf den Messergriff gelegt. Die Lanzenspitze kehrte in die bedrohliche Stellung zurück, leicht und elegant wie ein Ast, der, vom Wind bewegt, seine ursprüngliche Stellung wieder einnahm. Der Kaiilakrieger spannte die Beinmus-

keln an. Ein Tritt mit den Fersen würde die Kaiila losspringen lassen, womit dann die Lanze den Gelben Messer durchbohren mußte. Krieger der Gelben Messer und Kaiila, seit jeher verfeindet, erstarrten.

Corinne, Lois, Inez und Priscilla, Beutesklavinnen der Gelben Messer, wurden zur Seite gezogen.

Einer der Gelben Messer sagte etwas zu seinem Stammesgenossen, der von der Lanze bedroht wurde. Dieser trat zornig einen Schritt zurück. Er blickte auf die vier gefesselten Mädchen. Der Anführer der Gelben Messer sagte etwas zu dem Mann. Dieser wandte sich zornig ab und bestieg seine Kaiila. Die Gelben Messer hatten ihren Anteil der Beute erhalten. Außerdem herrschte in der Umgebung des Schlachtfelds zunächst Waffenstillstand.

Urt, auch Cuwignaka genannt, Frauenkleid, hatte die ganze Zeit im Gras gesessen, tief durchgeatmet und seine Hand- und Fußgelenke gerieben. Ihm fiel sichtlich jede Bewegung schwer. Jetzt erhob er sich mühsam und ging zu der Lanze, die im Gras steckte. Kurz hielt er sich am Schaft fest, bis er das Gleichgewicht wiedererlangt hatte. Dann löste er das Kleid von der Lanze und zog es sich über den Kopf. Den unteren Teil des Kleides riß er ab, bis der Saum ein gutes Stück über den Knien endete. Auch an der linken Seite riß er den Stoff auf, um sich freier bewegen zu können. Schließlich zog er die Lanze aus dem Boden. Die Arbeit hatte ihn überfordert, und er mußte sich abstützen.

»Sleen-Tarsks, sie alle!« knurrte Grunt auf goreanisch und blickte den abziehenden Gelben Messern nach.

»Was hatten die gelben Lanzen an den Flanken der Sleen-Kaiila zu bedeuten?« fragte ich.

»Es handelte sich um Sonnenlanzer, eine Kriegergemeinschaft des Sleen-Stammes.«

»Und die Zeichen an den Kaiila der Gelben Messer?«

»Das Symbol der Urt-Soldaten, einer Gemeinschaft der Gelben Messer.«

Ich nickte. Es war üblich, daß die Kriegergemeinschaften zusammen auf den Kriegspfad zogen.

»Bei den Kaiila sind zwei Gemeinschaften vertreten«, fuhr Grunt fort. »Die meisten gehören den Kampfgefährten an, ein Mann den Reitern der Gelben Kaiila, und zwar der Krieger dort hinten mit dem Kampfschild. Er ist an der symbolischen Kaiila-Darstellung erkennbar, gelb mit roter Umrandung über roten waagerechten Streifen.«

Ich nickte. Waagerechte Streifen, soviel hatte ich schon mitbekommen, stellten in der Regel den Kaiila-Stamm dar, den Stamm der Halsabschneider. Die Kaiila des Mannes wies an Schnauze und Vorderbeinen zahlreiche Coupzeichen auf.

»Es ist eine sehr ruhmreiche Gemeinschaft«, sagte Grunt. »Nur erfahrene Krieger mit vielen Coups und großer Erfahrung auf dem Kriegspfad und beim Kaiilastehlen dürfen Mitglied werden.«

»Das Zeichen der Kampfgefährten ist das Herz mit der Lanze«, stellte ich fest.

»Ja«, bestätigte Grunt. »Nach dem Zeichen werden sie manchmal auch die Kämpfenden Herzen genannt. Komm, rühr dich nicht!« fügte er hastig hinzu und legte mir besänftigend die Hand auf den Arm. Zwei Kaiilakrieger hatten sich unseren Tauschwaren zugewandt.

»Schön«, sagte ich. »Der Reiter der Gelben Kaiila«, erklärte Grunt, »heißt Kahintokapa, Mann-der-vorausgeht, aus der Bande der Casmukrieger, was man mit Sandkrieger übersetzen kann.«

»Er ist der Anführer?« fragte ich.

»Das glaube ich nicht«, sagte er, »nicht bei einem Trupp von Kampfgefährten. Ich glaube, er ist eher als Beobachter dabei. Wahrscheinlich soll er jüngere Kämpfer beraten und unterrichten.«

Ich nickte.

»Wie du siehst, hält er sich im Hintergrund.«

»Dann ist der Anführer also der junge Mann, der sich für deine Rothaarige interessiert?« fragte ich.

»Ich nehme es an«, antwortete Grunt. »Ich kenne ihn nicht. Er kommt aus der Isbu-Bande, aus der Bande der Kleinen Steine.«

»Den anderen Mann kanntest du«, stellte ich fest.

»Ja«, sagte Grunt. »Bei meinem letzten Besuch im Territorium der Kaiila traf ich ihn bei einem Kriegsrat, zusammen mit Schwarzer Wolke, dem Friedenshüptling der Isbu.«

»Du rechnest bei den Kaiila also nicht mit Problemen?«

»Im Grunde nicht«, erwiderte Grunt. »Denn ich habe das rothaarige Mädchen für Schwarze Wolke, für Mahpiyasapa, ins Ödland gebracht. Für eine solche Frau, wenn sie ihm gefiele, hat er mir fünf Felle des Gelben Kailiauk versprochen.«

»Ich hatte mich schon gefragt, welche Pläne du mit ihr hättest.«

»Nun weißt du Bescheid.«

»Sie soll an einen Hüptling verkauft werden.«

»Ja.«

»Hast du das unserem jungen Freund klargemacht?« wollte ich wissen.

»Ja.«

»Warum will er sie dann für sich?«

»Nein!« brüllte Grunt und eilte auf den jungen Berittenen und die ihn umstehenden Kaiilakrieger zu. Zwei, die seine Wut bemerkten, packten ihn. Vergeblich wehrte sich Grunt gegen ihren Griff. Verzweifelt starrte das Mädchen den Krieger an, der ihr im Auftrag des berittenen Anführers das Band der Sklaverei umbinden wollte.

Zwischen Grunt und dem Anführer der Wilden entbrannte ein hitziger Wortwechsel. Die Absicht meines Freundes, die Wilden durch ein friedliches Auftreten zu besänftigen, schien in der ersten Erregung vergessen. Im nächsten Moment wurde Grunt rücklings zu Boden gestoßen. Zwei Kaiila zogen ihre Messer. Ich spannte die Muskeln an. Grunt war aber noch so vernünftig, seine Lage richtig zu deuten. Trotz seiner Wut war ihm klar, daß er getötet werden konnte.

Während der Krieger den perlenbesetzten Gurt am Hals des rothaarigen Mädchens festmachte, holte Grunt tief Atem und redete in klaren, langsamen Kaiilaworten auf den berittenen Anführer ein.

Aber der junge Mann zeigte sich davon nicht im geringsten berührt. Hochmütig saß er auf seiner Kaiila, die Lanze locker in der Hand.

In diesem Moment ritt der erfahrene Krieger aus der Gemeinschaft der Gelben Kaiila-Reiter von hinten herbei. Auch er begann mit dem jungen Mann zu reden. Dieser aber schüttelte zornig den Kopf. Schließlich richtete der Gelbe Kaiila-Reiter ein Wort an Grunt und zog sein Tier wieder in den Hintergrund. Ich merkte ihm an, daß er nicht erfreut war, doch hatte er sich gut in der Gewalt. Anscheinend geizte es sich für einen Mann seiner Position nicht, sich mit einem jüngeren Krieger, der zudem einer anderen Gemeinschaft angehörte und weniger Coups besaß, auf eine Auseinandersetzung einzulassen. Außerdem war nicht er, sondern der andere Anführer dieser Kriegertrupps.

Der junge Krieger gab seinem neben dem Mädchen stehenden Gefolgsmann einen Befehl, und er vollendete das Werk: Der Sklavenkragen des jungen Kampfgefährten schloß sich fest um ihren Hals.

Grunt hatte die Fäuste geballt.

Die Sklavin blickte ehrfürchtig zu ihrem neuen Herrn auf. Er war groß und stark und auf ungezähmte Weise hübsch. Ihr ganzer Körper schien erstarrt vor Angst und Erregung. Sie erkannte natürlich, daß ihr Besitzübergang mit Spannungen verbunden gewesen war. Trotz erheblicher Gegenargumente hatte er daran festgehalten, sie besitzen zu wollen – er und kein anderer. Und sie erkannte, daß er sie sehr begehrte.

»Mir gefällt das nicht«, sagte Grunt. »Wir bekommen noch Ärger.«

»Mag sein«, sagte ich.

Der junge Mann musterte seine neue Sklavin wohlgefäl-

lig, und sie errötete unter seinem Blick. Zitternd senkte sie den Kopf. Ich sah, daß sie sich zu ihrem Herrn ebenso hingezogen fühlte wie er sich zu ihr.

»Steh nicht einfach so da, kleine Närrin!« sagte Pickel.
»Knie nieder!«

Das Mädchen gehorchte.

Der Krieger senkte die Lanze und machte damit eine knappe Bewegung. »Winyela«, sagte er.

»Damit hast du deinen Namen erhalten«, sagte Pickel.

Das rothaarige Mädchen hob den Kopf.

»Winyela«, sagte er.

»Winyela«, wiederholte sie.

Dann wandte er seine Aufmerksamkeit den beiden Kriegern zu, die unsere Tauschwaren durchwühlten. Beile, Spiegel, Messer, Stoffe und dergleichen lagen überall im Gras verstreut. Der Anführer ritt mit seiner Kaiila zu ihnen.

»Ich habe einen Namen!« sagte das rothaarige Mädchen.
»Einen schönen Namen.«

»Er bedeutet ›weibliches Tier‹«, erklärte Pickel.

»Oh«, sagte die andere erstaunt.

»Ein recht hübscher Name, wenn man bedenkt, daß du eine Sklavin bist«, sagte Pickel.

Ich beneidete den jungen Krieger um seine prächtige rothaarige Sklavin Winyela.

»Schau dir die schamlos glückliche Sklavin an«, sagte ich zu Grunt. »Sie könnte für diesen Kragen geboren sein.«

»Möglich«, sagte Grunt.

»Vielleicht war es ganz gut, daß deine Einwände nutzlos geblieben sind.«

»Sie war für Mahpiyasapa bestimmt, für Dunkle Wolke«, sagte Grunt. »Dieser Junge und Mahpiyasapa gehören beide der Isbu-Bande an. Da gibt es bestimmt noch größeren Ärger. Außerdem bekomme ich nichts für sie.«

»Das ist richtig«, räumte ich ein. »Was sagte der Reiter der Gelben Kaiila zu dir, nachdem er mit dem Jüngling gesprochen hatte?«

»Daß der Jüngling durchaus ein Recht auf das Mädchen hätte«, antwortete Grunt. »Daß er sie unter den gegebenen Umständen beanspruchen könnte.«

»Was er tat.«

»Natürlich! Hättest du es nicht auch getan?«

»Vielleicht.«

»Jedenfalls ist es passiert. Sie trägt seinen Kragen.«

Plötzlich fiel mir auf, daß einer der beiden Krieger, die sich mit unseren Tauschwaren beschäftigten, nach einem bestimmten Bündel an meiner Kaiila griff. Es handelte sich um die gerollte Bildhaut und das Übersetzungsgerät.

»Nicht!« sagte Grunt zu mir.

Aber schon stand ich neben meiner Kaiila, löste entschlossen die Hand des Kriegers von dem Bündel und führte sie zur Seite. Verblüfft starrte er mich an.

Unsere Finger zuckten zu den Messergriffen.

Die Lanze des jungen Anführers schob sich zwischen uns, und wir traten auseinander.

Ich deutete auf die Habe auf meiner Pack-Kaiila. »Mein!« sagte ich auf goreanisch. Gleichzeitig deutete ich mit dem Daumen auf mich. In der Zwischensprache bedeutete dies: ›ich‹ oder ›mein‹, je nach Zusammenhang.

»Howo, Akihoka«, sagte der junge Anführer zu dem Krieger, der mich wütend anfunkelte. »Howo, Keglezela«, sagte er zu einem anderen Kämpfer. Langsam zog er seine Kaiila herum und ritt im Schritt zu Cuwignaka, der sich noch immer geschwächt auf die Kaiilalanze stützte. Er hatte in der Gegenwart der anderen Wilden noch nichts gegessen oder getrunken. Sicher waren seine Stammesgenossen sich dieser Geste bewußt. Zumindest in diesem Punkt wollte er sich als Kaiilakrieger erweisen, wenn er auch sonst keine Ehre mehr besaß. Die beiden Krieger Akihoka und Keglezela folgten dem jungen Anführer. Ich sicherte meine Habe auf dem Rücken der Kaiila. Die Reaktion des jungen Anführers interessierte mich. Irgendwie hatte er mich beschützt. Allerdings kannte ich ihn nicht; ich hatte ihn nie zuvor

gesehen. Seine Handlungsweise ergab für mich keinen Sinn.

Der junge Krieger zügelte seine Kaiila nun vor Cuwignaka, der in seinem zerlumpten Frauenkleid vor ihm stand. Seine Männer bauten sich links und rechts von ihm auf, beinahe als wären sie bereit, den Geschwächten anzugreifen. Cuwignaka zeigte nicht die geringste Angst. Ich begab mich langsam in seine Nähe, Grunt folgte mir. Winyela und Pickel hielten sich abseits.

Der junge Krieger begann zu sprechen. Für jeden, der die Sprache nicht kennt, scheint sie voller fremder Phoneme und Betonungen zu sein. Zahlreiche heisere und gutturale Laute durchsetzen schnarrend und zischen die Äußerungen. Gleichwohl ist es eine sehr fließende und ausdrucksvolle Sprache.

»Wer hat dich befreit?« übersetzte Grunt. »Ich bin frei. Da ist das nicht wichtig«

Der junge Krieger sprach energisch auf Frauenkleid ein, der beinahe hitzig antwortete. Es kam mir widersinnig vor, daß Frauenkleid, geschwächt wie er war, so energisch mit dem jungen Krieger stritt. Beide waren natürlich Kaiilakrieger. Ich fragte mich, ob sie sich in früherer Zeit gekannt hatten. Frauenkleid, das erkannte ich jetzt, war ein richtiger Mann.

»Was geht vor?« fragte ich Grunt.

»Der junge Bursche will wissen, wer den anderen befreit hat, und Frauenkleid beschützt dich.«

»Ich habe ihn befreit«, sagte ich zu dem jungen Krieger und trat vor. »Übersetz das!« forderte ich Grunt auf.

»Ich glaube nicht, daß das in deinem Interesse wäre«, sagte dieser.

»Übersetz!«

Widerstrebend kam Grunt der Aufforderung nach.

Der junge Krieger musterte mich.

»Er ist natürlich nicht überrascht«, sagte Grunt. »Etwas ähnliches hat er erwartet.«

Ich nickte. Zweifellos war ich in seinen Augen der Hauptverdächtige gewesen. Offenkundig kannte ich mich im Ödland nicht aus. Ich besaß nur Grundkenntnisse des Staubfuß- und Kaiila-Dialekts. So konnte nur ich es gewesen sein, der ahnungslos die Fesseln durchschnitt.

»Canka«, sagte der junge Krieger und schlug sich mit der Faust vor die Brust. »Akicita hemaca. Isbu hemaca. Kaiila hemaca!«

»Ich bin Canka, Feuerstahl«, übersetzte Grunt. »Ich bin Krieger. Ich gehöre den Kleinen Steinen an. Ich gehöre den Kaiila an.«

»Tal«, sagte ich. »Ich bin Tarl Cabot.«

»Wopeton«, sagte Grunt und deutete auf mich. »Hou. Hou, Kola.« Dann wandte er sich an mich. »Dein Name hätte diesen Kriegern nichts bedeutet. Ich habe dich deshalb ›Wopeton‹ genannt, das bedeutet ›Händler‹ oder ›Kaufmann‹. Ich habe dem Anführer außerdem deine Grüße übermittelt.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

Im folgenden gebe ich das Wesentliche des Gesprächs in freier Übersetzung als direkte Rede wieder.

»Wie ich schon vermutete«, sagte Canka zu mir, »hast du diesen gemeinen Gefangenen befreit.«

»Er hat überlebt und ist stark«, antwortete ich. »Er ist ein Kaiila wie du. Respektiere ihn.«

»Er war der Sklave weißer Männer.«

»Jetzt ist er frei.«

»Er wollte keine Waffen führen. Er wollte nicht mit auf den Kriegspfad.«

»Ich hatte keinen Zwist mit den Fliehern«, warf Cuwignaka ein.

»Wir steckten ihn in das Kleid einer Frau und nannten ihn Cuwignaka«, fuhr Canka fort. »Er machte den Isbu Schande.«

»Ich hatte keinen Zwist mit den Fliehern.«

»Die Kaiila haben Zwist mit den Fliehern, und du bist ein Kaiila-Krieger«, beharrte Canka.

»Die Flieher haben mir nichts getan.«

»Dein Großvater wurde von Fliehern getötet.«

»Dafür töteten wir andere Flieher.«

»Wie hast du nur wagen können, in das Ödland zurück-zukehren?« fragte Canka.

»Er wurde hierhergeschleppt«, sagte ich. »Die weißen Soldaten brachten ihn gegen seinen Willen mit.«

»Sie brachten mich hierher«, sagte Cuwignaka. »Aber ich wäre auch so gekommen.«

»Warum?« fragte Canka.

»Weil ich ein Kaiila bin«, sagte Cuwignaka stolz. »Und das nicht weniger als du!«

»Hältst du dich für einen Mann?«

»Ich bin ein Mann!«

»Du trägst aber keinen Lendenschurz. Dir würden in unserem Lager die Aufgaben einer Frau zugewiesen.«

»Ich bin keine Frau.«

»Du trägst keinen Lendenschurz, ebensowenig wie die anderen.« Und sein Blick fiel auf Grunt und mich.

»Ein Meter Stoff entscheidet in meinem Land nicht über die Männlichkeit«, sagte ich. »Ganz im Gegenteil zum Ödland, wo sie allein davon abhängt, ob ein Krieger einen Lendenschurz trägt. Das finde ich billig, denn dann kostet sie nicht mehr als ein Streifen Tuch!«

»Das stimmt nicht!« sagte Canka zu mir.

»Vorsicht!« mahnte Grunt.

»Der Lendenschurz ist nicht identisch mit der Männlichkeit«, sagte der junge Krieger. »Sie ist nur ihr äußeres Zeichen.«

»Cuwignaka ist ein Mann«, sagte ich, »und ihr gestattet ihm nicht, das Tuch zu tragen!«

»Dein Glück, daß du kein Krieger bist«, sagte Canka.

»Akicita hemaca!« sagte ich zornig in seiner Sprache und schlug mir vor die Brust. »Ich bin Krieger!«

»Nimm dich in acht, laß dich nicht in das Coup-System ziehen!«

Canka lehnte sich auf dem Rücken seiner Kaiila zurück. »Ich weiß nicht, ob du Krieger bist oder nicht«, sagte er. »Aber vielleicht hast du recht. Du hast immerhin Cuwignaka befreit. Du mußt also ein mutiger Mann sein. Canka zollt dir seinen Respekt.«

Ich war verwirrt. Eine solche Einstellung hatte ich nicht erwartet.

»Habt ihr ihn angepflockt?« fragte ich den jungen Krieger.

»Es waren Kaiila«, antwortete Canka vorsichtig.

»Es war Hei mit seinen Genossen von den Sleensoldaten, aus der Isbu-Bande, der Sohn Mahpiyasapas, des Friedenshäuptlings der Isbu!« sagte Cuwignaka.

»Dann also nicht Canka und seine Kampfkameraden?« fragte ich.

»Nein«, antwortete Cuwignaka. »Aber es waren Canka und Hei mit den Kampfkameraden und den Sleensoldaten, die mich in das Frauenkleid steckten und mich später als Sklave an die Staubfüße verkauften. Damit folgten sie einer Entscheidung des Rates der Isbu, unter dem Vorsitz Mahpiyasapas.«

»Canka«, sagte ich auf goreanisch zu Cuwignaka, »scheint wegen deiner Befreiung nicht gerade bekümmert zu sein.«

»Nein«, sagte Cuwignaka.

»Du trägst das Kleid einer Frau«, sagte Canka plötzlich aufbrausend zu dem anderen. »Und du stützt dich auf eine Lanze der Kaiila! Gib sie mir!«

»Du selbst hast sie neben mir in den Boden gesteckt, als du mich angepflockt fandest. Und zwar intakt und nicht zerbrochen. Und du warst es, der das Kleid, das Hei neben mir hingeworfen hatte, aufnahm und um den Schaft wickelte.«

Canka antwortete nicht sofort. Durch die Lanze hatte er auf auffällige Weise die Stelle gekennzeichnet, an der der Junge festgebunden lag, beinahe wie mit einer Flagge. Grunt und ich hatten das Signal sofort bemerkt, als wir diesen Teil des Schlachtfeldes erreichten. Vielleicht war es auch mehr als ein Signal.

»Gib mir die Lanze!« forderte Canka.

»Nein«, antwortete Cuwignaka. »Du hast sie neben mir in den Boden gesteckt, und sie ist nicht gebrochen. Wenn du sie haben willst, mußt du sie mir abnehmen.«

»Das werde ich nicht tun«, sagte Canka. »Du wurdest befreit. Jemand muß dafür bezahlen.« Sein Blick ruhte auf mir.

»Er ist mein Freund«, sagte Cuwignaka.

»Ich bin Anführer dieses Trupps«, sagte Canka. »Jemand muß mir büßen!«

»Ich werde dafür bezahlen«, sagte Cuwignaka.

»Was hier geschuldet wird«, sagte Canka, »kannst du nicht bezahlen.«

»Ich werde bezahlen«, beharrte Cuwignaka.

»Nicht du mußt bezahlen«, sagte Canka, »sondern ein anderer.«

»Ich bin Krieger«, sagte ich zu Canka, »und verlange mein Recht auf einen Kampf.«

»Ich will dich nicht töten«, sagte Canka.

Diese Antwort überraschte mich. Ich hatte den Eindruck, als brächte Canka mir eine ungewöhnliche Rücksicht entgegen. Wegen der Tauschwaren hatte er mich vor Akihoka und Kegelzela beschützt. Jetzt wollte er offenbar vermeiden, sich mit mir auf einen Kampf einzulassen. Er hatte keine Angst vor mir, soviel war klar. Sicher vermeinte er mich töten zu können. Als roter Krieger hielt er sich jedem Weißen im Einzelkampf für überlegen. Weiße waren nicht einmal im Coupsystem berücksichtigt. Gleichwohl hatte er seinen Respekt vor mir zum Ausdruck gebracht; er sah mich also auch als nicht zu geringwertig an, überhaupt für einen Kampf in Frage zu kommen.

»Ich verstehe das nicht«, sagte Grunt auf goreanisch zu mir.

»Ich auch nicht«, gab ich zurück.

»Er scheint dir gar nicht zu grollen.«

»Nein.«

»Jemand muß dafür bezahlen«, sagte Canka.

»Dann müssen wir kämpfen«, sagte ich und trat zurück.

»Ich kann nicht gegen dich kämpfen«, sagte Canka, »aus einem Grund, den du nicht verstehen wirst. Für diese anderen aber, meine Freunde, die Kampfgefährten, gilt dieser Grund nicht.« Mehrere seiner Begleiter griffen daraufhin zu ihren Lanzen. Ihre Kaiila, die die Erregung spürten, begannen sich unruhig zu bewegen.

»Ernenne einen Champion gegen mich«, sagte ich. »Ich werde ihn bekämpfen, und dann auch jeden anderen, sollte ich Erfolg haben.«

»Ich bin Anführer«, sagte er. »Ich bringe meine Männer nicht leichtfertig in Gefahr.«

»Dann alle oder keiner«, sagte ich.

»Ja.«

Ich trat noch weiter zurück. »Ich bin bereit«, sagte ich.

»Kämpfe nicht«, sagte Grunt warnend. »Du hast es mit Isbu-Kaiila zu tun, Kampfgefährten. Es sind siebzehn. Jeder von ihnen ist ein erfahrener Krieger. Sie haben ausnahmslos schon Coups errungen. Du hättest keine Chance.«

»Du würdest kämpfen, nicht wahr?« fragte Canka.

»Ja«, erwiderte ich.

»Tatankasa«, sagte Canka.

»Roter Bulle«, übersetzte Grunt.

»Mir würde das Herz schwer, müßte ich dich töten lassen«, sagte Canka.

»Ich bin zum Kämpfen bereit«, sagte ich.

»Sei kein Dummkopf!« rief Grunt.

»Ich bin bereit.«

»Es gibt eine Alternative«, sagte Grunt. »Verstehst du nicht? Er wartet.«

»Was?«

»Den Kragen.«

»Niemals!«

»Bitte, Tatankasa!« sagte Canka.

»Bitte!« bat auch Cuwignaka.

»Bitte!« sagte auch Grunt.

Bedrückt löste ich meinen Waffengurt. Ich wickelte den Gürtel um die Scheiden, um die Schwertscheide und die Messerscheide, und reichte beides Grunt. Ich war entwaffnet.

Worte fielen. Einer der Wilden, Akihoka, sprang von seiner Kaiila. Canka warf ihm einen Halsgurt zu, der mir umgebunden wurde.

Ich blickte zu Canka auf. Ich war sein Sklave.

Akihoka machte Anstalten, mir die Tunika vom Leib zu reißen.

»Nein!« sagte Canka und verhinderte im weiteren auch, daß ich gefesselt wurde.

Der Krieger ließ mich stehen und stieg wieder auf den Rücken seines Tiers.

Canka wendete sein Tier und blickte mich über die Schulter an. »Folge uns!« sagte er.

»Ja.«

»Howo, Winyela«, sagte Canka zu Winyela und deutete an eine Stelle neben der linken Flanke seiner Kaiila.

Hastig eilte Winyela an den angegebenen Ort.

Gutgelaunt bohrte Canka seiner Kaiila die Ferse in die Seite und entfernte sich im Schritt von diesem Ort unheilvoller Begegnungen. Das Mädchen folgte ihm gehorsam.

»Ich bin ruiniert«, sagte Grunt.

»Du bist ruiniert?« fragte ich. »Ich bin ein entwaffneter Sklave!«

»Irgend etwas daran ist seltsam«, sagte Grunt. »Du wurdest nicht entkleidet und auch nicht gefesselt. Ich verstehe das alles nicht.«

»Sei beruhigt, du hast noch den größten Teil deiner Tauschwaren«, sagte ich.

»Zu denen auch ich gehöre, Herr«, sagte Pickel. »Ich bin doch bestimmt etwas wert!«

»Das rothaarige Mädchen«, sagte Grunt und blickte den Kriegern nach, »war für Mahpiyasapa bestimmt, den Friedenshäuptling der Isbu. Bei meinem Besuch im letzten Jahr bestellte er sich eine solche Frau.«

»Canka wird sie sicher Mahpiyasapa überlassen, wenn er ins Lager zurückkehrt«, sagte ich.

»Glaubst du wirklich?«

»Nein.«

»Ich habe Durst«, sagte Cuwignaka und setzte sich ins Gras. »Und ich bin schwach vor Hunger.«

Es waren die ersten Zeichen von Schwäche, die er an den Tag legte. Wie töricht kam ich mir plötzlich vor! Wie wenig hatten wir an ihn gedacht!

Ich eilte zur Pack-Kaiila und holte die Wasserhaut. Aus seinen Vorräten brachte Grunt Trockenkekse, die in Kai-liauk aus Sa-Tarna-Mehl gebacken worden waren. Dann sahen wir ihm beim Essen und Trinken zu. Wir nahmen an, daß sein Magen Kailiaukfleisch noch nicht vertragen konnte. Die Staubfüße hatten uns einen Vorrat mitgegeben: beinahe papierdünn geschnitten, in der Präriesonne getrocknet, eingewickelt in einen Parfleche, eine Lederumhüllung. Mit seinem Eingeständnis leiblicher Bedürfnisse tat uns Cuwignaka auf seine Weise eine große Ehre an. So etwas äußerte ein Kaiilakrieger zweifellos nur bei Menschen, die er für seine Freunde und Kameraden hielt.

»Fleisch«, sagte Cuwignaka.

Grunt und ich wechselten einen Blick, gaben ihm dann aber doch einige Streifen Trockenfleisch.

Mit untergeschlagenen Beinen saß er im Gras und aß. »Es ist genug«, sagte er schließlich und schob Grunt den Rest hin, der wieder im Parfleche verstaubt wurde.

»Ich bin nun bereit, das Lager aufzusuchen«, sagte Cuwignaka.

»Du bist nicht fähig zu reisen«, sagte ich.

»Ich bin bereit.«

»Du wirst reiten.«

»Ich kann gehen«, sagte er und stand unsicher auf. Er packte die Lanze und stützte sich schwer darauf.

Ich begann meine Habe von der Kaiila abzuräumen, bis nur noch Zaumzeug, Sattel und Satteldecke übrig waren.

»Was machst du?« fragte Grunt.

»Ich bereite das Tier für Cuwignaka vor.«

»Sei kein Dummkopf!« sagte mein Freund. »Dies ist deine beste Fluchtchance! Reite nach Westen, schnell wie der Wind! Flieh!«

»Ich verstehe nicht, was du meinst«, sagte ich.

»Verstehst du nicht, mein Freund?« fragte Cuwignaka.

»Man hat dir die Chance zur Flucht gegeben.«

»Sie könnten mich ohne weiteres verfolgen, mit Ersatz-Kailla, bis mein Tier erschöpft ist«, sagte ich.

»Sicher«, sagte Cuwignaka, »aber ich glaube nicht, daß sie das tun wollen.«

»Sie lassen dich frei«, sagte Grunt.

»Reite los«, sagte Cuwignaka, »denn später, im Hauptlager, bestimmen vielleicht andere über dich, die nicht so großmütig sind.«

»Reite los!« drängte Grunt. »Du hättest einen guten Vorsprung vor Kriegern aus dem Hauptlager, die dich vielleicht verfolgen wollten.«

»Warum sollte man mir diese Chance geben wollen?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht«, sagte Grunt.

»Man hat mich aufgefordert, dem Trupp zu folgen«, sagte ich, »und ich habe diesen Befehl bestätigt.«

»Dieser Befehl war nötig«, sagte Grunt. »Aber niemand erwartet, daß du ihn ausführst.«

»Ich habe aber gesagt, daß ich ihn ausführen würde.«

»Sie werden nicht damit rechnen, daß ein Weißer sein Wort hält«, sagte Grunt.

»Dein Wort gilt doch etwas im Ödland, nicht wahr?« fragte ich.

»Ich nehme es an«, sagte Grunt.

»Dann soll dasselbe auch für das meine gelten.«

»Flieh!« rief Grunt. »Sei kein Dummkopf!«

»Was hast du vor?« wollte ich wissen.

»Ich werde das Hauptlager der Kaillakrieger aufsuchen«,

antwortete er. »Ich bin in dieses gekommen, um zu tauschen.«

»Du hast hier Geschäfte?« fragte ich.

»Ja.«

»Ich ebenfalls.«

»Du bist ja verrückt!«

»Mag sein«, sagte ich. Aber ich war nicht so tief in das Ödland vorgedrungen, um jetzt noch umzukehren.

»Steh auf!« sagte Grunt und versetzte Pickel einen leichten Stoß mit dem Fuß. »Wir haben zu tun.«

»Ja, Herr«, sagte sie und glättete ihre kurze Sklaventunika.

»Bitte nimm dich der Sachen an, die einmal mir gehörten«, sagte ich zu Grunt.

»Ja«, sagte er.

»Ich glaube, es ist Zeit, Canka zu folgen«, wandte ich mich an Cuwignaka.

»Reite fort! Flieh!« wiederholte Grunt.

»Steig auf!« sagte ich zu Cuwignaka. Der junge Mann erhob sich unsicher, auf die Lanze gestützt.

»Ich werde zu Fuß gehen«, sagte er.

»Du bist schwach«, widersprach ich.

»Ich bin ein Kaiila!« sagte Cuwignaka. »Ich werde gehen.«

Er machte einige torkelnde Schritte, wobei er sich mit der Lanze abstützte. Aber plötzlich knickten ihm die Beine ein. Kurze Zeit hielt er sich noch mit der Lanze aufrecht, dann stürzte er haltlos um. Hand über Hand zog er sich mühsam am Lanzenschaft hoch und machte drei oder vier stockende Schritte in die Richtung, die Canka und die anderen genommen hatten, doch wieder stürzte er ins Gras. Ich wollte zu ihm gehen, aber Grunt hielt mich zurück. »Nein«, sagte. »Du darfst ihn nicht kränken. Er ist ein Kaiila.«

Mir fiel auf, daß auch Pickel keine Anstalten gemacht hatte, dem Mann zu helfen.

Cuwignaka mühte sich in eine sitzende Stellung hoch. Mit untergeschlagenen Beinen saß er da, die Lanze neben sich. Er war wütend.

»Ich habe beschlossen, mich auszuruhen«, verkündete er.
»Ich werde ein Weilchen sitzenbleiben. Dann werde ich aufstehen und zu Fuß weitergehen.«

»Wie du willst«, sagte ich.

»Vielleicht dauert es Tage, bis er wieder gehen kann«, sagte Grunt.

»Einen oder zwei Tage«, sagte ich.

»Vielleicht.«

»Er ist ein Kaiila.«

»Das stimmt«, sagte Grunt lächelnd. Dann wandte er sich an Pickel. »Mach dich ans Werk, Mädchen. Pack unsere Vorräte ein. Der Weg erwartet uns.«

»Ja, Herr«, sagte sie.

Ich half Grunt und Pickel, und nach kurzer Zeit hatten wir die Waren auf Grunts Lastenschlepper und auf dem Rücken meiner Pack-Kaiila befestigt.

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte ich zu Grunt.

»Ich dir auch«, antwortete er.

Ich blickte Grunt und Pickel nach, die mit den drei Kaiila – Grunts Reittier, dem Tier mit dem Lastenschlepper und meinem Packtier – durch das hohe Gras zogen. Sie drehten sich um und winkten, und ich erwiderte die Geste. Nach einiger Zeit waren sie kaum noch zu erkennen; sie folgten der Fährte Cankas und seiner Gruppe. In der Ferne machte ich den Rauch von Abendfeuern aus, vermutlich lag dort das Kaiila-Lager.

»Woran denkst du?« fragte Cuwignaka.

»An verschiedene Dinge«, gab ich zurück.

»Wenn du nicht fliehen willst, solltest du Canka vielleicht jetzt folgen.«

»Ich werde auf dich warten.«

»Ich muß vielleicht noch ein Weilchen sitzenbleiben.«

Ich lächelte. »Ich warte.«

»Ein Sklave hat bei den Kaiila kein leichtes Los«, sagte Cuwignaka.

»Das hatte ich auch nicht angenommen.«

»Wenigstens bist du keine Frau«, sagte Cuwignaka. »Die Kaiila, wie auch andere Völker des Ödlandes, behandeln ihre weißen Schönheiten nicht gerade sanft.«

Ich nickte. Etwas anderes hatte ich nicht erwartet.

»Canka hat Winyela nicht einmal gefesselt«, stellte ich fest.

»Sie braucht ihm nur mit einer Kleinigkeit zu mißfallen«, sagte Cuwignaka, »schon wird sie erkennen müssen, daß sie eine Sklavin und er ihr Herr ist.«

»Da hast du sicher recht«, antwortete ich und fand es angebracht, daß die frühere Miß Millicent Aubrey-Welles ein strenges Regiment kennenlernen würde.

»Ich verstehe allerdings nicht, warum ich nicht entkleidet und gefesselt wurde«, fuhr ich fort.

»Das ist nicht schwer zu verstehen«, meinte Cuwignaka.

»Warum behandelte man mich so nachsichtig«, fragte ich. »Warum wurde ich nicht angegriffen? Warum erhielt ich die Gelegenheit zur Flucht?«

»Kannst du es dir nicht denken?«

»Nein.«

»Canka«, sagte Cuwignaka, »ist mein Bruder.«

»Was tust du?« fragte Cuwignaka. Ich hatte meine Kaiila geholt. »Was tust du?« wiederholte er. Sanft hob ich ihn in den Sattel.

»Ich kann gehen«, behauptete er.

»Nein, kannst du nicht«, widersprach ich.

»Es wird nicht lange dauern, dann kann ich wieder gehen.«

»Du reitest!« befahl ich. Dann reichte ich ihm die Lanze, die im Gras gelegen hatte.

Cuwignaka schwankte im Sattel, und ich stützte ihn.

Dann blickte ich über die Prärie.

Irgendwo dort draußen, an einem unbekannten Ort, hielt sich Zarendargar auf. Ich war seinetwegen ins Ödland gekommen. Kog und Sardak und einige Genossen hatten den großen Angriff der roten Krieger überstanden, ebenso wie

mindestens ein anderer Kur, der vor kurzem noch eine Gruppe Waniyanpi bedroht hatte. Ich war sicher, daß sie ihren üblen Auftrag weiterverfolgen würden. Die Kurii sind hartnäckig. Ich nahm nicht an, daß den Ungeheuern von den roten Wilden Gefahr drohte. Mehrere zottige Wesen hatten das Schlachtfeld unbehelligt verlassen. Sie waren den roten Wilden nicht bekannt und mochten für Bewohner der Medizinwelt gehalten werden. Wahrscheinlich würden die Krieger einen weiten Bogen um jeden Kur machen.

Eine solche Zurückhaltung konnte ein einsamer Weißer, der durch das Ödland wanderte, nicht erwarten; vielleicht würde man sogar aus Spaß Jagd auf ihn machen. Alfred, der Söldnerhauptmann aus Port Olni, war in diesem Moment mit seinen Männern auf dem Weg in die Zivilisation. Vermutlich würde ihnen die Flucht gelingen. Nur wenige Stämme würden es wagen, wenn überhaupt, sich gegen eine Streitmacht von drei- oder vierhundert Kämpfern zu stellen, die nun außerdem viel vorsichtiger sein würden. Törichte Arroganz hatte sie eine bittere Medizin schlucken lassen; die Überlebenden würden dafür sorgen, daß ähnliche Fehler nicht noch einmal gemacht wurden. Alfred oder seine Männer würde ich wohl nie wiedersehen.

Ich blickte in die flache Senke hinter mir. Dort unten waren Kürbis und seine Waniyanpi noch immer mit Aufräumarbeiten beschäftigt. Hinter einem der halb verbrannten Wagen hockte die ehemals so stolze Lady Mira, Agentin der Kurii, ansässig in der Erholungsstadt Venna. Hier und jetzt war sie nichts anderes als eine nackte, anziehende Sklavin. Sie war den Waniyanpi überlassen worden, die sie respektvoll behandeln und ›Radieschen‹ nennen würden.

»Ich glaube, ich bin bereit«, sagte Cuwignaka.

»Kannst du reiten?« fragte ich.

»Ja.«

Noch einmal ließ ich den Blick über die Prärie wandern. Der Horizont war weit; das Land erstreckte sich ringsum ohne Hindernisse.

Dann führte ich die Kaiila, auf der Cuwignaka vorübergebeugt hockte, und folgte den Spuren der anderen, die uns vorausgeritten waren: Canka und seine Gruppe und Grunt und Pickel. So nahmen wir uns den Rauch der abendlichen Feuerstellen zum Ziel, das Lager der Isbu-Kaiila.

Kurze Zeit später richtete Cuwignaka sich auf. Es freute mich zu sehen, daß er den Kopf reckte. Er war stark. Er war ein Kaiila.

»Der Weg erwartet uns«, sagte Cuwignaka.

»Ja«, antwortete ich.

In jahrelanger Arbeit hat der amerikanische College-Professor und Autor John Norman einen großen Fantasy-Zyklus geschaffen, der die Abenteuer heldenhafter Erdenmenschen auf dem phantastischen Planeten Gor – der Gegenerde – schildert. Gor, die Zwillingswelt der Erde, umkreist die Sonne auf derselben Bahn, nur befindet sie sich stets auf der anderen Seite, verborgen hinter dem Tagesgestirn. Gor ist eine ungezähmte Welt, bewohnt von wilden Völkern und umkämpft von fremden Mächten.

Die Kurii, jene intelligenten Bestien und Erzfeinde der Priesterkönige von Gor, kommen nach Port Kar und machen Tarl Cabot ein verlockendes Angebot: Gegen klingende Münze soll er ihnen den abtrünnigen Artgenossen Halbbohr ausliefern.

Doch Tarl Cabot verfolgt eigene Interessen, und um mit Halbbohr eine alte Rechnung zu begleichen, bricht er auf in jenen feindlichen Landstrich jenseits der Zivilisation, den die roten Wilden beherrschen.

Eine Schar reizvoller Sklavinnen als Tauschware im Gefolge, zieht er einem Abenteuer ohne Wiederkehr entgegen.

ISBN N 3-453-31168-X DM +006.80

T 3-59-21



9 783453 311688